

# Die Insel Felsenburg.

---

Fünftes Bändchen.

---

**Druck und Papier  
von Fr. Vieweg und Sohn  
in Braunschweig.**

---

# Die Insel Felsenburg

oder

wunderliche Fata einiger Seefahrer.

Eine Geschichte

aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Eingeleitet

von

Ludwig Tieck.

---

Fünftes Bändchen.

---

Breslau,

im Verlage von Josef Max und Komp.

1 8 2 8.



# Die Insel Felsenburg.

---

Fünftes Bändchen.



Am 23. October des Jahres 1730 nahm unser nunmehriger Ältester und Regent, Albert Julius der Zweite, auf der Vorsteher und unser Aller Anrathen die Huldigung von allen Stämmen an. Alle wurden, da es eben schönes Wetter war, auf dem grünen Tafelplatze gespeiset, lehrten aber mit Sonnenuntergang jeder in seine Behausung zurück. Bei dieser Gelegenheit wurde denn beschlossen, neben der Kirche etliche geräumige Häuser für die Herren Geistlichen und ein Schulhaus für den Unterricht junger Leute anzulegen.

Doch ehe wir diesen Bau noch anfangen, erfuhren wir, daß uns ein unverhofftes Stück Arbeit zugekommen war. Es hatte nämlich der letzte Sturmwind das Schiff des Capitains Horn, welches in der Bucht vor Anker lag, so beschädigt, daß wir es aus dem Wasser ziehen und es am Fuße unserer Felseninsel auf's Trockene bringen mußten. Auch die Boote waren sehr übel zugerichtet, so daß die bei-

den, auf welchen unsere Leute binnen wenigen Tagen nach der Insel Klein-Felsenburg fahren und den dasigen Gästen frische Lebensmittel bringen sollten, ebenfalls erst ausgebeiselt werden mußten.

Nachdem dies geschehen, bekamen unsere Leute unter Anführung des Kapitäns Horn ihre völlige Ladung von Lebensmitteln, kamen aber noch denselben Abend mit der Nachricht zurück, daß sich neun Portugiesen, die im letzten Sturme in dieser Gegend Schiffbruch erlitten, mit einem Boot bei den Matrosen auf der Insel Klein-Felsenburg eingefunden, weil sie daselbst Feuer und Rauch aufgehen gesehen. Die Kapitäne Wolfgang und Wodley waren neugierig, diese neu angekommenen Gäste zu sehen, zumal da sie hörten, daß ihr Kapitain auch mit unter den Geretteten sei; daher bekam ich nebst einigen Andern, worunter sich auch Herr van Blac befand, ebenfalls Lust, mit hinüber zu fahren, und ihre Unglücksfälle anzuhören. So nahmen wir denn wenige Tage nachher verschiedene Delicatessen nebst etlichen Fäßchen Wein zu uns, und fuhren hinüber.

Wir trafen die neun Fremden größtentheils vor ihrer Hütte sitzend an. Da sie uns für angesehenere als Andere, vielleicht auch wohl gar für Befehlshaber ansahen, so standen sie sogleich auf und kamen uns entgegen. Herr van Blac, der am besten mit ihnen portugiesisch sprechen konnte,



bewillkommte sie in unserer aller Namen auf's Freundlichste, und verbeugschte uns das, was sie antworteten. Da aber derselbe, weil er so lange kein Portugiesisch gesprochen, sich fast nicht satt schwagen konnte, sagte ich: „Ei, Herr van Blac, führet doch die guten Leute an's Ufer, oder lasset ihnen von unserem Boote das Mitgebrachte abholen.“ — „Mein Herr,“ versetzte er, „unsere eigenen Leute sind schon beschäftigt, Alles herbei zu schaffen.“ Es war dies auch wirklich der Fall, und wir speiseten bald darauf mit acht Portugiesen unter freiem Himmel; denn der neunte besorgte, als Koch, die Küche und trug auch die Speisen, so er zugerichtet hatte, selber auf. Da er nun fertig war, und wir unsere mitgebrachten Weine und Confituren auch herbei brachten, wollte sich dennoch der Koch nicht setzen, sondern blieb dem van Blac gegenüber stehen und sah ihm beständig in die Augen. Endlich brach ich los, und sagte: „Herr van Blac, der gegen Euch über stehende Koch ist gewiß mit unserer Bewirthung nicht zufrieden; denn er siehet Euch immerfort mit sehr ernstlichen Mienen an.“ — „Es kann sein oder auch nicht sein,“ antwortete hierauf der Koch; „aber, wenn Herr van Blac sich satt gegessen hat, werde ich mir ausbitten, einige Worte mit ihm allein zu reden.“ Mit diesen Worten drehte er sich um, und ging nach den Hütten zu. Der portugiesische Capitain aber fing an: „Ja, meine

Herrn, einen fleißigeren, treueren und gottesfürchtigeren Menschen habe ich Zeit meines Lebens nicht gesehen, als diesen Koch, ungeachtet er nicht meiner Religion, sondern ein Holländer ist.“ — „Wie? ein Holländer?“ fragte Herr van Blac. — „Ja, mein Herr,“ erwiderte der Portugiese, „er ist ein geborener Holländer, und hat unsere Sprache binnen wenigen Jahren so gut gelernt, daß ihn jeder für einen Portugiesen halten würde, wenn er nur nicht immer so tiefkönnig und traurig wäre.“

Die Ankunft einiger von Kapitan Horn's Leuten unterbrach dieses Gespräch. Nachdem aber Alles verhandelt und Jedermann von Tische aufgestanden war, gingen wir alle ein wenig unter den Bäumen umher spazieren. Mittlerweile kam unser eben erwähnter Koch wieder zum Vorschein, doch in weit sauberer Gestalt als vorher; denn er hatte nicht nur weiße Kleidung angezogen und einen artigen türkischen Bund auf dem Kopfe, sondern auch sein Gesicht, Hände und Arme sehr rein gewaschen, so daß man an ihm eine sehr zarte Haut wahrnehmen konnte.

Herr van Blac blieb, als er den Koch in dieser Gestalt vor sich stehen sah, wie ein steinernes Bild stehen; der Koch seinerseits ebenfalls. Endlich erholte sich Herr van Blac und sagte: „Mein Freund, wenn Ihr ein Holländer seid, so kann es nicht fehlen, daß Ihr aus dem Geschlecht meiner

seligen geliebten Ehefrauen Charlotte Sophie van Bredal seid; denn die Gesichtsbildung derselben, die mir noch immer Tag und Nacht vor Augen schwebt, kommt mit der Eurigen vollkommen überein.“ — „Ich schreibe mich van Bredal,“ antwortete der Koch, „und kann vielleicht ein Freund von der Charlotte sein, habe auch gehört, daß sie einen unbekanntem Menschen geheirathet. Aber wo ist diese Charlotte hingekommen?“ — „Ach,“ rief van Blac, „meine geliebte Charlotte ist mir nach erlittenem Schiffsbruche durch eine ungestürmte Welle, da sie sich nebst mir auf einen Balken gesetzt hatte, in der finstern Nacht von der Seite hinweg geschlagen und in die Tiefe des Meeres begraben worden.“ Bei diesen Worten stiegen dem van Blac die Thränen in die Augen, und er wäre gewiß umgesunken, wenn wir ihn nicht erfaßt und an einen Baum niedergesetzt hätten. Der Koch sah ihn starr an. Sobald aber van Blac die Augen etwas öffnete, sagte der Koch: „Mein Herr und Freund, Ihr habt einestheils recht, anderntheils aber seid Ihr irrig; denn Eure Charlotte ist nicht in die Tiefe des Meeres begraben, sondern lebt noch, und hat das Vergnügen, Euch wieder, obwohl in Mannstracht, zu umarmen.“ Unter diesen Worten umarmte und küßte sie ihn, sank zu ihm hin, und ließ nicht nach, bis er völlig wieder zu sich kam.

Diese seltsame Begebenheit setzte sowohl uns als den portugiesischen Kapitain in Erstaunen, und obwohl dieser nicht so viel von der Lebensgeschichte van Blac's wußte, als wir, so wunderte er sich doch über nichts mehr, als daß dieser Koch sein Geschlecht so lange zu verbergen im Stande gewesen, indem kein Mensch auf dem Schiffe jemals auf den Gedanken gerathen, daß unter seinen Kleidern ein Frauenzimmer versteckt sei.

„Seid Ihr noch ledig und im Stande, Eure Charlotte wieder anzunehmen,“ sagte hierauf Charlotte zu ihrem van Blac, „oder soll ich Eure Person missen?“ — „Nein, mein Engel,“ antwortete dieser; „nun sollst Du und keine andere mein Vergnügen sein, so lange ich auf dieser Welt lebe. Zwar war es nahe daran, daß ich mich mit einer artigen unschuldigen Seele in ein neues Eheverlöbniß eingelassen hätte, allein der Himmel hat dies durch andere betrübte Zufälle zurück gehalten. Nunmehr aber hoffe ich ohne Bedruiß der erwähnten Person und ohne fernere Unruhe bis an mein Ende mit Dir hieselbst vergnügt zu leben, wenn Du nur erst gesehen hast, was Du Dir jetzt noch nicht einbilden kannst.“

Ich Eberhard Julius hatte mein besonderes Vergnügen über die ganz unverhoffte Zusammenkunft dieser beiden Eheleute, und zwar in Erwägung meines ehemaligen Schicks-

sals. Indesß schlich ich mich von der Gesellschaft hinweg, und befahl meinen Felsenburgern, daß sie noch vor Nachts wieder zurück fahren, morgen früh eiligst wieder kommen, und von der Frau des Magisters Schmelzer ein nach der Felsenburgischen Mode gemachtes, vollkommenes Frauenzimmerkleid mitbringen sollten. Nachher ließen wir den höchst erfreuten van Blac nebst seiner Ehegattin, die in Wahrheit, ungeachtet aller ihrer ausgestandenen Kümernisse, noch ein recht schönes Frauenzimmer vorstellte, im Grünen etwas allein, und hörten zu, was Kapitain Horn mit seinen Untergebenen vorhatte.

Dieser eröffnete denselben zuerst, was sich mit seinem Schiffe zugetragen, und daß man dies fast ganz von neuem würde bauen müssen. Indesß diese lehrten sich daran nicht, sondern sagten: „Lieber Kapitain, wir leiden hier keine Noth, und wenn es so fortgehet, so lasset uns so lange hier bleiben, bis es noch einmal Sommer wird; binnen der Zeit wollen wir schon ein neues Schiff bauen.“ Wir alle mußten hierüber herzlich lachen, und ich versprach: wosern es ihnen gefiele, noch zwei Jahre und länger hier zu bleiben, sie an guter Speise und Trank nie Mangel leiden sollten. Sie waren darüber sehr erfreut, und versprachen, sich jederzeit als redliche Schiffleute aufzuführen.

Da wir nun aber einmal beschlossen hatten, bei der

dermaligen angenehmen Bitterung diese Nacht auf der Insel Klein-Felsenburg zuzubringen, so lagerten wir alle in einer recht lustigen Gegend, und ließen Kaffee zubereiten, wobei sich Herr van Blac mit seinem schönen Koche ebenfalls einstellte. „Mein Herr,“ sagte Herr van Blac zu dem portugiesischen Kapitain, „ich werde Euch diesen Koch abwendig machen, und ihn zu meinem Schlafgesellen behalten, weil ich das größte Recht dazu habe. Allein, saget mir, worin ich Euch eine Gegengefälligkeit erweisen kann.“ Der portugiesische Kapitain war höflich und sagte: daß er über diese Person nichts zu gebieten, sondern sich vielmehr glücklich zu schätzen Ursache habe, daß er dieselbe vor einigen Jahren nach ausgestandenem Sturme auf einer wüsten Stein-Klippe gefunden, am Leben erhalten, und auf seinem Schiffe mit nach Ostindien nehmen können. Er bedauere zwar, daß sein Schiff in dem letzten Sturme mit vielem Gut und vieler Mannschaft untergegangen, sei aber doch noch froh, daß er nebst diesen acht Personen sein Leben gerettet, nach langem Umherfahren endlich diese Insel gefunden, und Hoffnung bekommen, daß man ihn wieder in sein Vaterland schaffen wolle. Wir versprachen diesem redlichen Manne alle mögliche Hilfe zu leisten; da ich indeß so neugierig war, der Frau van Blac wunderbare Lebensrettung zu ver-

nehmen, so stillte sie mein und unser Aller Verlangen durch folgende Erzählung.

---

### Fortsetzung

#### der Geschichte der Frau van Blac.

---

„Wie ich vernommen,“ fing sie an, „so hat mein Ehegatte unser beider Geschichte seinen werthesten Freunden hier schon ausführlich erzählt, daher will ich nur noch Folgendes hinzufügen.

Als mich nach erlittenem Schiffbruche die ungestümen Wellen nicht einmal auf dem Balken bei meinem Ehegatten wollten sitzen lassen, sondern mich in der dunkeln Nacht herunter geworfen hatten, kam es mir vor, als würde ich zuerst tief in den Abgrund hinunter gesenkt, und dann plötzlich wieder empor gehoben. Während mir nun alle Sinnen und Gedanken vergehen wollten, ich mich auch bereits dem Tode ergeben hatte, stieß ich mit dem Kopfe so heftig an die Trümmer eines zerbrochenen Schiffs, daß ich ungeachtet der Erältung im Wasser dennoch fühlte, wie mir das heiße

Blut am Rücken herunterlief. Jedoch dieser Stoß, der mich hätte vollends tödten können, diente mir vielleicht zur Ermunterung. Als ich nämlich meine Arme ausstreckte, bekam ich von ungefähr einen eisernen Ringen zu fassen, an welchem ich mich fest anhielt, und also in der wilden See mit diesem Stücke fortgetrieben wurde, bis der helle Tag anbrach. Jetzt sah ich nun, daß es ein sehr großes und breites Schiffstück war, zugleich ersah ich eine Gelegenheit, mich darauf zu schwingen und auf einer Ecke desselben sitzen zu bleiben, wobei ich die Vorsicht brauchte, daß ich einen breiten Saum von meinen Unterkleidern abriß, ein Seil daraus drehte, und dasselbe sowohl an meinem Arme als auch an dem eisernen Ringen befestigte, damit, wenn ich ja wieder herunter geworfen würde, ich mir dennoch wieder hinauf helfen könnte. Allein die See wurde selbigen Tages völlig stille, und ich wurde von einem sanften Winde fort und weit von den Inseln des grünen Vorgebirges hinweg getrieben, so daß ich dieselben noch vor Abends aus meinen Augen verlor. Es brach abermals die dunkle Nacht ein, doch war die See und Alles ungemein stille, so daß mich endlich mein Fahrzeug in einen stillen sanften Schlaf wiegte, dessen ich mich mit Fleiß nicht erwehren wollte, weil ich in demselben mein Leben ohne Marter zu endigen wünschte, indem mir nicht allein das Wasser den Tod drohte, sondern



sich auch in meinen Taschen kaum auf zwei Tage Nahrungsmittel befanden.

Mit aufgehender Sonne erwachte ich, und spürte, daß mir im Leibe ziemlich wohl war, nur die Wunde am Haupte begann mich zu schmerzen, ich konnte indeß nichts daran thun, als sie mit Seewasser auswaschen. Es war dies ein sehr heißer Tag; denn die Sonne brannte wegen der stillen Luft gewaltig. Daher plagte mich der Durst mehr als der Hunger, und ich meinte nicht anders, als daß ich verschmachten mußte. Doch die Güte des Himmels trieb in der folgenden Nacht mein Fahrzeug bergestalt an eine aus der See hervorragende Klippe, daß ich ganz bequem absteigen und an dieser Klippe hinauf klettern konnte. Was mich am meisten erfreute, war dies, daß ich in einer Kluft derselben eine ziemliche Menge süßen Wassers antraf, welches von dem neulichen Regen daselbst zusammen gelaufen war. Wenn ich übrigens diese Klippe beschreiben soll, so war sie, meines Erachtens, mit ihrer höchsten Spitze nicht höher als funfzig bis sechzig Ellen, und hatte bei damaligem Stande der See etwa an ihrem Fuße achtzig bis höchstens hundert Schritt im Umfange; indeß man konnte nicht rings um dieselbe herum gehen, weil sie wie ein steller Thurm emporstieg, und das Wasser gar zu nahe anschlug; bloß an zwei Orten sah man unten eine kleine Ebene von

zehn bis zwölf Schritten Länge und geringer Breite. Bis auf die halbe Höhe konnte man diesen Felsen besteigen, und da fand sich ein Absatz, wo, wie in einem Bette, drei bis vier Personen neben einander liegen konnten, sonst aber fanden sich wenig Stufen, wo etwa zwei oder drei neben einander hätten stehen oder sitzen können. Ich wählte mir dies eben erwähnte steinerne Bette zu meinem Grabe, und war gesonnen, sobald ich vom Hunger und Durst ermattet wäre, mich da hinein zu legen, und mein Ende darin abzuwarten. Als ich mich indeß des Nachmittags wieder herunter an den Fuß des Felsen begab, fand ich nicht allein verschiedene Kisten und Packfässer, sondern auch vier todt männliche Körper, welche die See dahin getrieben. Zwei von diesen Todten hatten etwas Brod, Pöckelfleisch und Käse in ihren Taschen. Obwohl es nun ziemlich ekelhaft war, so legte ich doch Alles mit Fleiß an die Sonne, suchte weiter, und fand bei den andern ein Horn mit Schießpulver, dergleichen ihr Taback- und Feuerzeug. Meine erste Beschäftigung war also, daß ich das Pulver und das zum Feuermachen Gehörige an der Sonne trocknete, um nur Feuer und Rauch anmachen zu können, damit, wenn etwa ein Schiff vorbeisegelte, es doch an diesen Zeichen mich erkennen und retten könnte. Demnach schlug ich auch etliche Jagböden und andere Splitter mit spizen Steinen von einander

und war so glücklich, daß ich, noch ehe es Nacht wurde, ein großes Feuer anzumachen konnte. Dieselbe Nacht schlief ich auf den Kleidern der vier ertrunkenen Menschen sehr ruhig, und kann in Wahrheit sagen, daß ich damals weder Ekel noch Furcht bei mir gespüret.

Früh Morgens, sobald die Sonne aufgegangen war, ging ich wieder hinunter an den Fuß des Felsen, und fand denselben viel breiter, indem die See sehr gewichen war, auch sah ich, daß noch ungemein viele Kisten, Ballen, Fässer und andere Sachen, ingleichen noch zwei todte Körper an den Felsen gespült waren. Daher ließ ich es meine erste Arbeit sein, die Todten bis auf's Hemde auszuziehen und sie in den Sand zu scharren, weil, wenn gleich Schaufeln und Hacken da gewesen wären, ich ihnen dennoch in den harten Fels keine Gräber hätte machen können. Ich fand bei den zwei letzteren Todten, die sehr wohl gekleidet waren, viele goldene und silberne Münzen, schöne Ringe, auch viel Gold und edle Steine in ihren Kleidern vernähet; allein, ich hatte gar keine Freude darüber, vielmehr gereichte es mir zu großer Ergöylichkeit, daß ich zwei wohl verwahrte Fäßchen Wein und drei Fässer süßes Wasser, ingleichen zwei Fässer voll Zwieback und ein Faß voll geräucheretes Fleisch in die Hände bekam. Um die anderen Kisten, Kasten, Fässer und Ballen bekümmerte ich mich wenig, sondern ich

suchte nur Holz, Splitter und Bretter aufzufischen, damit ich mir ein Wetterdach bauen, und auch zum Verbrennen etwas haben könnte; denn auf meinem Felsen war weder Laub noch Gras, auch nicht die geringste Staude, sondern bloß hie und da etwas Moos zu sehen, weil es eine bloße Stein klippe und gar keine Erde darauf war.

Demnach richtete ich mir binnen etlichen Tagen ein Wetterdach über mein Felsenbette auf, so daß ich auch während des Regens trocken liegen konnte. Meine Nahrung war der gefundene Zwieback, Wasser und Wein, und weil ich kein Trinkgeschirr hatte, so verfertigte ich mir eins aus einem Stücke Leder, welches ich auch so zufällig am Ufer gefunden hatte. Das Fleisch, welches ich hatte, konnte ich in Ermangelung eines Geschirres nicht kochen, daher steckte ich selbiges an ein spiziges Holz, begoß es öfters mit Wasser, und ließ es am Feuer so lange braten, bis ich es kauen und genießen konnte. Mein Feuer ließ ich Tag und Nacht brennen, und meine tägliche Arbeit war, Holz aufzufischen, und dasselbe zu spalten, wobei mir ein breites Seitengewehr, das einer von den Ertrunkenen bei sich hatte, ungemein nützlich war. Kurz, ich wendete allen Fleiß an, um mein Leben so lange als möglich zu erhalten, um nicht aus Nachlässigkeit als eine Selbstmörderin in des Himmels Strafe zu verfallen und mich um die ewige Seligkeit zu bringen.

Da ich aber den Uberschlag gemacht, daß ich nurmehr an Holz und Lebensmitteln — das süße Wasser ausgenommen, welches so lange nicht reichen oder sich nicht halten dürfte — so viel Vorrath hätte, um mich länger als drei Monate damit zu behelfen, nahm ich mir vor, etliche Tage auszuruhen. Doch waren meine Augen beständig nach der See hingerrichtet, um zu sehen, ob nicht ein Schiff vorbeisegelte, aus welchem Grunde ich denn auch bei Tage viel nasfes Holz und Moos auf das Feuer warf, damit ein desto stärkerer Rauch aufsteigen sollte; allein es wollte sich kein Schiff erblicken lassen. Ich ertrug daher mein Schicksal mit Geduld, beklagte den muthmaßlichen Tod meines lieben Ehemannes van Blac mit bittern Thränen und Seufzern, so wie auch mein eigenes Geschick. Alle Nächte kam es mir im Traume vor, als ob ich diesseit eines Flusses, mein Blac aber mit vielen schwarz und weiß gekleideten Leuten jenseit desselben stände, und mit immer ein Seil nach dem andern zumürfe, um mich dahin zu bewegen, daß ich in den Fluß schwimmen und das Seil ergreifen möchte.

Eines Morgens, da ich ebenfalls wieder einen dergleichen Traum gehabt, sprach ich selbst noch halb im Schlafe folgende Worte zu mir: „Du wirst auf diesem Felsen nicht sterben, sondern errettet werden, und deinen geliebten van Blac endlich wieder zu sehen bekommen.“ Obwohl ich nun

diese Worte nur im Schummer zu mir selber gesprochen, so trösteten sie mich doch dergestalt, daß ich fast völlige Hoffnung zu meiner Rettung schöpfte. Inmittelst fiel mir ein, zu größerer Sicherung meiner Ehre, die Frauenkleider abzulegen, und dagegen ein Männerkleid von den Ertrunkenen anzuziehen, auch mich für einen Schiffskoch auszugeben, indem ich aus den Brieffschaften des einen Ertrunkenen sah, daß er ein Koch und auf der Rückreise aus Brasilien nach Portugal begriffen gewesen. Meine Kleider warf ich also in die See, zog eine völlige Männertracht an, und schnitt meine Haare vor einem gefundenen Spiegel ganz kurz ab, da ich ohnehin wegen der erhaltenen, aber bereits geheilten Kopfwunde schon einen ziemlichen Theil derselben abgeschnitten hatte. Kurz, ich sah, meiner Meinung nach, einer Mannsperson vollkommen ähnlich, und trug zwischen zweien Hemden ein lebernes Collett.

Endlich, nachdem ich fünf Wochen und vier Tage auf diesem Felsen zugebracht, erschien die Stunde meiner Erlösung. Dieser rebliche portugiesische Kapitain nämlich, der im Sturm ebenfalls viel ausgestanden, und sein Schiff auf den Inseln des grünen Vorgebirges erst wieder ausgebeßert hatte, sah den Rauch von meinen angemachten Feuern aufsteigen, und weil er daraus abnahm, daß unfehlbar daselbst verunglückte Menschen sich aufhalten mußten, schickte er ein Boot zu mir

herüber, und ließ mich abholen, da denn die Matrosen auch, auf mein Erinnern, das am Felsen liegende Gut aufladeten und mit auf sein Schiff führten. Es nahmen mich alle diese Leute mit Freuden auf, und ich muß sagen, daß ich jederzeit sehr höflich und freundlich von ihnen behandelt worden bin, auch hat man mir nachher die Hälfte des Werths von den an meinem Felsen gefundenen Gütern baar und richtig ausgezahlt.

Gern wäre ich zwar nun, da ich ein Vermögen von mehr als sechzigtausend Thalern bei mir hatte, wieder in Europa gewesen, da ich aber nicht verlangen konnte, daß man meinerwegen umkehren sollte, so ließ ich es mir gefallen, als Schiffskoch eine Reise nach Ostindien mitzumachen. Während dieser Zeit habe ich durch Handel und Wandel viel erworben, ohne jemals in den Verdacht zu kommen, daß ich ein Frauenzimmer sei, und bringe meinem lieben Manne, ungeachtet meines erlittenen Schadens, doch noch einen neuen Brautschag an Gelde und Kleinodien von mehr als zwanzig tausend Thaler werth mit, indem ich, ehe unser letztes Schiff versunken, einen Sack, der mit meinen besten Sachen angefüllt war, mit in dies Boot geworfen, auch glücklich hierher auf diese Insel gebracht habe.“

---

Als nun hiemit die Frau von Blac den kurzen Bericht von ihren Unglücksfällen beschloffen hatte, sagte Herr van Blac zu ihr: „Meine Theure, der Himmel hat Euch und mich hier an einen so glückseligen Ort geführt, wo Gold, Silber, Selb und Edelsteine für nichts geachtet werden. Jedoch Ihr werdet Alles besser mit Euren eigenen Augen sehen, als ich es Euch erzählen kann; denn ich hoffe, unsere werthen Freunde werden uns erlauben, daß wir unsere Lebenszeit, wenn auch nicht als Müßiggänger, bei ihnen zubringen dürfen.“ — „Es würde uns Allen wehe thun,“ gab ich hierauf zur Antwort, „wenn Ihr, als ein Paar, das der Himmel nach so vielen ausgestandenen Gefährlichkeiten und schmerzlichen Leiden wiederum so wunderbarer Weise hier zusammen geführt hat, uns verlassen wolltet. Bleibet daher nur ja bei uns, und nehmet gleich uns mit demjenigen vorlieb, was uns die Güte des Himmels in unserm gelobten Lande schenkt.“

Wir brachten hierauf den Abend mit allerlei vergnügten Gesprächen zu, legten uns nachher in eine Laubhütte schlafen, und sahen bald nach Sonnenaufgang das Felsenburgische Boot wieder zu uns kommen. Die Frau des Magisters Schmelzer hatte mit demselben nicht nur einige schwarze Frauenkleider, sondern auch allerhand andere Zu-



behör überfendet. Daher ging ich damit zu der Frau van Blac und sagte: „Madame, ich nehme mit die Ehre, Ihnen wiederum die ersten Frauenkleider zu bringen, und bedaure nur dabei, daß es Trauerzeug ist, hoffe aber, daß Sie sich keine böse Vorbedeutung daraus machen werden; denn, da das Oberhaupt dieser Insel vor wenigen Tagen gestorben und wir sämmtlichen Einwohner in der tiefsten Trauer begriffen sind, werden Sie, als eine Anverwandtin von uns Allen, sich wohl ebenfalls nicht weigern, auf die gehörige Zeit Trauer anzulegen.“ Nachdem sie uns gedankt und ihre Willfährigkeit bezeigt hatte, ließen wir sie in einer Hütte allein, um sich unter den Kleidern einige auszulesen. Es verging keine Stunde, als sie sich bereits in dem reinlichsten und zierlichsten Anzuge bei uns wieder einstellte. Jeder bewunderte nun ihre besonders schöne Gesichtsbildung, und mußte gestehen, daß diese durch die Hochstracht vorher sehr verdunkelt worden sei. Herr van Blac war vor Freude ganz außer sich, und auch mir wollte fast Zeit und Weile lang werden, ehe wir dieses schöne Frauenbild nach Groß-Felsenburg brächten. Demnach wurde bloß eine ganz kurze Mahlzeit gehalten, sodann versprachen wir denen, die auf Klein-Felsenburg bleiben mußten, ihnen nicht allein Alles, was sie nöthig hätten, von Zeit zu Zeit zuzusenden, sondern sie auch

cheftens wieder zu besuchen, nahmen hierauf für diesmal Abschied, ruderten fort, und kamen einige Stunden nach Mittagzeit in Groß-Felsenburg an.

Alle unsere Frauen kamen diesem schönen Gaste, der von Herrn van Blac und von mir in der Mitte voran geführt wurde, entgegen, und empfingen sie mit der größten Zärtlichkeit; allein die Verwunderung und die Freude war ganz unbeschreiblich, als sie hörten, daß es van Blac's Ehegattin sei, von welcher man geglaubt, sie sei im Meere umgekommen. Sie wurde uns, als wir auf der Albertsburg anlangten, von den Frauen entrisen und weggeführt, und mit einigen Erfrischungen bedient. Nachher wurde dem Herrn van Blac und seiner Ehegattin eine besondere Wohnung angewiesen. Des folgenden Morgens fand Frau van Blac dergestalt viel Leinwand, andere Zeuge, Flachs und dergleichen, nebst allerlei Haus- und Küchengeräthe auf dem Saale für sie zum Geschenk zusammen getragen, daß sie fast nicht wußte, wo sie alles hinhun sollte.

Am allerzärtlichsten aber kam uns dies vor, daß der Frau Magisterin Schmelzer Schwester, als des Herrn van Blac neulichst versprochene Braut, ungeachtet man wußte, daß sie den van Blac sehr lieb gehabt, eine mit von den ersten war, die der Frau van Blac zur Wiedervereinigung mit ihrem Ehegatten Glück wünschte, und dem Himmel dankte,

daß sie noch zu rechter Zeit wiedergekommen sei, indem es später auf allen Seiten Verdruß und Kummer gegeben haben würde. Frau van Blac sagte hierauf: „Mein schönes Kind, wenn es auch bereits geschehen wäre, so schwöre ich Euch doch heilig, daß ich Euch meinen Mann ohne allen Verdruß hätte überlassen wollen, denn er hätte keine bessere Wahl als an Euch treffen können. Auch wäre es ihm nicht zu verargen gewesen, wenn er sich statt meiner eine andere liebenswürdige Person auserlesen hätte, zumal da er glauben mußte, daß ich, die ihn zu dieser gefährlichen Reise fast gezwungen, mein Begräbniß in den Wellen des Meeres gefunden. Nach diesem allen hätte ich, wie gesagt, ihn von Euch nicht abwendig machen, jedoch Zeit Lebens seinen Namen führen, auf dieser schönen Insel in Gesellschaft so frommer Personen bleiben und mein Leben entweder als eine Wittwe, oder als Eure getreue Gehilfin, doch ohne Eurer Liebe Eintrag zu thun, zubringen wollen. Da indeß der Himmel es nunmehr also gefügt, so hoffe ich, er werde Eure schöne und artige Person auch wohl zu versorgen wissen.“

Und dies geschah auch wirklich. Herr Diaconus Herrmann nämlich, der dieses Gespräch mit angehört, gewann das schöne Gesicht und angenehme Wesen der artigen Johanna Maria so lieb, daß er wenige Tage nachher mich und den van Blac auf einem Spaziergange ersuchte, sein Frei-

werber bei derselben zu sein. Herr van Blac hatte eine besondere Freude darüber, und wir waren auch so glücklich, daß er in wenigen Tagen das Jawort bekam, und Verlobniß halten konnte. Die Hochzeit aber erfolgte zugleich mit der meinigen gleich am Anfange des folgenden Jahres.

Die beiden folgenden Jahre 1731 und 1732 verwendeten wir zu fernerer Auszierung der Kirche, zum Aufbau eines Schulhauses und der Wohnungen der Herren Geistlichen, und zu Anordnung des Schulwesens und des Unterrichts der heranwachsenden Jugend. Zugleich aber erbauten wir zum Gedächtniß unseres Alvaters eine Pyramide an seinem Grabe, mit allerlei Sinnbildern und Inschriften, die unserem Gottesacker zu nicht geringer Zierde gereichte.

Unterdeß aber wurde es Zeit, auch an den Bau eines neuen Schiffes für den Kapitain Horn zu denken. Es wurden demnach zu Anfang des Jahres 1733 die geschicktesten Zimmerleute ausgelesen, und hinüber nach Klein-Felsenburg geschafft, um daselbst mit des genannten Kapitäins Leuten ein ganz neues Schiff an die Stelle des gescheiterten zu erbauen. Kapitain Horn hatte bemerkt, daß in der südlichen Gegend der Insel Klein-Felsenburg bei der größeren Bucht in dem großen Walde das schönste und dauerhafteste Bauholz anzutreffen sei, daher entschloß sich sein sämmtliches Volk, gleich am folgenden Tage dahin aufzubrechen.

Einige Wochen später trat auch ich mit den Herren Litzberg, van Blac, Wolfgang, Wodley und einigen andern die Fahrt nach Klein-Felsenburg an, fuhren um die Südseite der Insel herum, und langten endlich glücklich in der großen Bucht an, wo wir unser Fahrzeug anlegten. Wir spazierten an's Ufer hinauf, und fanden, daß die ganze Mannschaft ihre Hütten auf der Ebene zwischen diesem Flusse und dem Walde aufgeschlagen, auch schon eine ziemliche Menge neu zugehauenes Schiffsholz liegen hatte.

Kapitain Horn war selbst mit unter den ersten, die uns entgegen kamen. Wir nahmen alle Platz vor seiner Hütte, und er säumte nicht, uns einige Erfrischungen vorzusetzen. Nachdem wir dieselben genossen, begann er: „Meine Herren, Sie kommen eben, als ob sie gerufen wären. Denn am gestrigen Sonntage haben einige von meinen Leuten ein besonderes, höchst merkwürdiges Stück auf einem Plage jenseit des großen See's aus der Erde gehoben, woraus zu schließen, daß sich vielleicht vor vielen hundert oder tausend Jahren schon Menschen auf dieser Insel befunden haben.“ Wir spitzten alle die Ohren, er aber ging, nachdem er noch ein paar von seinen Leuten zu sich gerufen, in seine Hütte, und brachte einen großen viereckigen Stein heraus, der beinahe drei Viertelellen lang, breit und dick war. Diesen setzte er bei uns nieder, nahm einen oben sauber eingefügten

steinernen Deckel ab, und zog einen goldenen Becher in die Höhe, der über die Hälfte voll Asche war, unter welcher noch etliche Stücke gebrannter Knochen sich befanden. Der Becher an sich selbst war fast eine halbe Elle hoch, oben im Durchschnitt sechs, unten aber vier Daumen breit, sonst über und über ganz glatt und ohne eine Figur oder Zierrath. Auf dem obersten, bereits erwähnten steinernen Deckel aber sah man, nachdem er rein abgewaschen worden, allerlei unbekante Charaktere oder Schriftzeichen.

Nachdem wir insgesammt das ganze Werk in Augenschein genommen, und es lange Zeit verwunderungsvoll betrachtet, konnten wir nicht anders urtheilen, als daß es eine heidnische Urne oder Todtenkrug sei, worin die Asche eines verstorbenen und nach ihrer Weise verbrannten Körpers verwahrt und der Erde anvertrauet worden. Daher konnte es dem Kapitain Horn Niemand abstreiten, daß vor uns und unserer Zeit Menschen auf der Insel gewesen wären oder dieselbe wohl gar bewohnt hätten.

Ueber Niemanden in der ganzen Gesellschaft mußte ich mehr lachen, als über Herrn Sigberg. Dieser nämlich konnte den Deckel nicht genug ansehen, and hätte vor ängstlicher Begier fast vergehen mögen, da es ihm unmöglich war, die Deutung der unbekanten Charaktere zu finden. Ueberdies verdroß es ihn, daß man keine ihm bekannte Jahrzahl

darauf gezeichnet. Daher warf er verschiedene Fragen auf, als z. B.: In welchem Jahre der Welt mag diese Urne wohl verscharrt worden sein? Was mag dies für eine Art Heiden gewesen sein? Ob sie wohl auf dieser Insel eine ordentliche Wirthschaft getrieben haben? ob sie ausgestorben, von andern hinweggeführt worden, oder die Insel gutwillig verlassen haben? und was dergleichen mehr war, worüber zwar ein Jeder seine Meinung sagen konnte, allein es kam nichts heraus, sondern es blieb uns nichts Gewisseres als die Ungewißheit.

Demnach wurde ich des vielen Muthmaßens überdrüssig, und bat den Kapitain Horn, uns zu erzählen, wie und auf welche Art seine Leute eigentlich zu dieser Maritât und Antiquitât gekommen. Dieser war auch so gefällig, uns darüber folgenden Bericht abzustatten.

„Meine Leute,“ sagte er, „haben sich bisher in den Feierabendstunden zur Lust ein bequemes Fahrzeug gemacht, womit sie am Rande des unweit von hier liegenden großen See's und anderer Flüsse hin und her, auf und ab fahren und die schönsten Fische fangen können. Vor etlichen Tagen, als sie Abends spät von ihrer Lustfahrt zurück kamen, meldeten sie mir, daß sie jenseit des großen See's in einer ebenen Gegend einen Baum angetroffen hätten, dessen gleichen sie zwar an Geradheit, aber nicht an Höhe, jemals au

der Welt gesehen hätten. Es würde sich derselbe ungemein wohl zum Mastbaume schicken; allein es wäre Schade darum, weil dieser Baum eine wahre Zierde und Seltenheit dieser Insel zu nennen, außerdem aber zwölf andere, jedoch bei weitem nicht so hohe Bäume um denselben herum ständen, wobei man fast schwören sollte, daß sie mit allem Fleiß von Menschen nach dem Zirkel und Maßstabe dahin gepflanzt wären. Ich war so neugierig, gleich des andern Nachmittags mit ihnen an denselben Ort zu fahren und die merkwürdigen Bäume zu besichtigen. Auch fand ich es in der That so, wie sie gesagt hatten, bewunderte nicht allein die außerordentliche Höhe des mittelften Baumes, sondern auch das Ebenmaß der Entfernung, wonach die zwölf andern um ihn herum standen, bildete mir aber sogleich ein, daß sie nicht von der Natur, sondern von Menschenhänden herrühren möchten. Doch dem sei, wie ihm wolle, ich gebot meinen Leuten bei Strafe, sich ja nicht an diesen Bäumen zu vergreifen, sondern sie als eine Rarität dieser Insel stehen zu lassen, und fuhr dann mit ihnen wieder zurück. Gestern, als Sonntags früh, machten sich die lustigsten von meinen Burschen auf, nahmen Proviant und ein frisch geschossenes Stück Wild mit sich auf ihr Fahrzeug, und wollten dasselbe zur Lust unter dem hohen Baume braten und verzehren. Indem sie aber ein Feuerloch in die Erde graben



wollen, finden sie diesen Stein. Sie kamen sogleich zurück, und brachten mir denselben, so wie er noch da ist, sammt dem Becher, den sie zwar herausgehoben, und für golden erkannt, aber sodann doch wieder ordentlich hinein gesetzt hatten. Ein rechtes Glück ist es noch, daß der nicht allzu dicke steinerne Deckel beim Hacken oder Graben nicht ist entzwei gestossen worden.“

Wir bekamen auf diese Nachricht alsbald sämmtlich Lust, diese Gegend nebst den merkwürdigen Bäumen ebenfalls in Augenschein zu nehmen, und zugleich allerlei Grabsteine, Schaufeln und Hacken mitzunehmen, um zu sehen, ob wir noch mehr dergleichen Urnen oder Todtenköpfe daselbst finden könnten. Demnach wurden wir von dem Capitain Horn und einigen seiner Leute sogleich dahin gefahren, und ergösten uns nicht wenig über den angenehmen Platz, wo die zwölf Bäume um den großen herum standen, besichtigten Alles sehr genau, und gingen endlich an zu graben. Wir fanden auch wirklich diesen und den folgenden Tag in einem kleinen Bezirk noch neun eben so ausgearbeitete Steine mit eben solchen Deckeln, worauf eben solche Figuren, wie auf dem ersten, eingegraben waren. Doch fand sich nur noch in einem Steine ein goldener, in fünf Steinen aber nur silberne Becher, in drei aber waren gar keine Becher, sondern die Asche und die Stückchen ge-

brannter Knochen waren bloß so hinein gethan worden. Nachdem wir noch einen gewaltigen Fleck um- und ausgegraben, jedoch nicht das Geringste mehr gefunden hatten, bemerkten wir endlich, daß nichts mehr vorhanden sei, setzten daher mit diesen unseren gefundenen Seltenheiten wieder zurück an den Ort, wo die Hütten standen, betrachteten alle die Urnen sehr genau, konnten aber, wie gesagt, nichts als unbekannte Charactere daran finden.

Abends, da die Sonne unterging, und wir, im Grünen sitzend, Kaffee tranken und dabei Taback rauchten, und zugleich unser Gesicht dem großen Berge der Insel zugewandt hatten, erschien auf einmal dessen hohe Felsenspitze ganz Feuerroth, so daß sie zuweilen einer wirklichen Feuerflamme ganz ähnlich sah, welches zu allerlei Besprächen Anlaß gab. Endlich, da Herr van Blac wünschte, bei hellem Lichte eine oder ein paar Stunden auf dieser gewaltig hohen Felsenspitze zu stehen und sich umsehen zu können, sagten wir ihm, daß uns eben dergleichen Neugier vor einigen Jahren bei der ersten Besichtigung der Insel dahin getrieben, wir hätten indess kaum die Hälfte des Berges erklettert, und, weil er gar zu steil, die Spitze nicht erreichen können. Hierauf ersuchte uns Herr van Blac, den folgenden Tag noch da zu bleiben, und ihm zu Gefallen den Berg noch einmal mit zu bestiegen. Herr Ligberg und die Andern, die zum Theil auch

noch nicht auf dem hohen Berge gewesen waren, ließen sich nebst mir leicht hiezu bereden. Daher legten wir uns bei Zeiten schlafen, um die Reise dahin desto früher anzutreten.

Früh Morgens, sobald der Tag anbrach, weckten wir einander auf. Da sich aber Herr van Blac ermunterte, sagte er: „Ich könnte mich nun fast der Mühe überheben, den großen Berg zu besteigen, denn ich habe ihn heute Nacht im Traume schon bestiegen; allein, wenn ich daran zurückdenke, so stehen mir noch jetzt die Haare zu Berge. Denn da wir kaum halb hinauf waren, kamen uns aus einer düstern Höhle zwölf große Vögel, so schwarz als die Raben, und noch größer als die Gänse, entgegen geflogen, und schwangen sich in die Luft. Ich wagte mich in die Felsenluft oder Höhle, erblickte aber etliche unbekannte grimmige Thiere, deren Gestalt recht entsetzlich war, so daß ich, obwohl sie mir nichts thaten, von dem bloßen Anblicke noch zitterte, als ich aufwachte.“

Wir hatten unsern Scherz mit Herrn van Blac wegen dieses Traumgesichts, und sagten endlich: wenn er so furchtsam wäre, so wollten wir unsere Lustreise nach dem Berge lieber einstellen und zurück nach Groß Felsenburg fahren. Allein er protestirte dagegen, und sagte: er wolle nun doch mit rechtem Ernste versuchen, wie hoch er an der großen Felsen Spitze mit hinauf klettern könne.

Demnach begaben wir Groß-Felsenburger, als wir ein gutes Frühstück eingenommen, auch einen ziemlichen Theil Speise und Getränke zur Vorsorge mit auf den Weg genommen, uns sämmtlich allein auf die Reise; denn der Capitain Horn gab auf unsere Einladung zu verstehen, daß er gerade diesen Tag mit seinen Leuten ein Stück Arbeit vor habe, wobei seine Gegenwart unumgänglich erfordert würde, überdies sei er während der Zeit seines Hierseins schon viermal den Berg von allen Seiten in Gesellschaft aller seiner Leute zu besteigen so neugierig gewesen, allein sie hätten wenig Vergnügen darauf gefunden und nichts davon getragen, als müde Urine. So ließen wir ihn denn zurück, und baten uns auf den folgenden Tag ein gutes Mittagsbrot aus, indem wir uns nicht zu stark anstrengen, sondern des Nachts unterwegs bleiben und ausruhen wollten. Hierauf reisten wir fort, und langten gerade um die Mittagzeit am Fuße des Berges an.

Da wir nun vor einigen Jahren an der Ostwärtsseite den Berg hinan gestiegen waren, so war mein Rath, daß wir denselben diesmal an der Nordwestseite erklettern wollten. Einige redeten zwar dawider, weil es auf dieser Seite gar zu uneben und steinig wäre; allein Herr van Blac trat meiner Meinung bei, indem er uns vorstellte: ob schon der Berg hier unbequemer zu besteigen wäre, so hätten wir da-

gegen auch nicht die Beschwerde, daß uns die Sonne so heftig auf den Leib und in's Gesicht brennete.

Es war wirklich ein rechter Nordweg. Denn, ob wir gleich keine steile Klippen zu erklettern hatten, sondern immer auf geschlängelten Pfaden zwischen großen Hügeln gerade auf gehen konnten, so war doch der Fußboden wegen der großen und kleinen Schiefer- und Sandsteine, die vom Regen und Wetter dahin gespült worden waren, dergestalt öbse, daß man sich vor dem Fallen sehr in Acht nehmen mußte. Herr van Blac, der vor mir her ging, sagte oft lachend zu mir: „Dies ist wirklich der Weg, von welchem mir in vergangener Nacht geträumt hat.“ Endlich, nachdem wir fast zwei gute Stunden Berg auf gestiegen waren, gelangten wir auf einen Hügel, der oben ganz platt wie ein Tisch, und ziemlich dicht mit Moos und grünem Grase bewachsen war. Dieser angenehme Platz nöthigte uns fast mit Gewalt zum Ausruhen, um etwas Speise und Trank zu uns zu nehmen, indem wir ein ziemlich breites steinigtes Thal vor uns sahen, welches wir erst passiren mußten, wenn wir an den eigentlichen Berg, auf welchem die hohe Felsen- spitze stand, gelangen wollten.

Indeß eine besondere Begebenheit setzte uns daselbst in nicht geringe Verwunderung und Erstaunen. Als wir nämlich noch im besten Speisen begriffen waren, und sämt-

sich unser Angesicht gegen den großen Berg hingewendet hatten, kam ein schwarzer großer Vogel nach dem andern aus einer Kluft des Felsens heraus geflogen. Wir zählten derselben gerade zwölf, warteten aber vergeblich auf noch mehrere. Dagegen schwangen sich diese hoch in die Luft, erhoben, nachdem sie alle zwölf zusammen gekommen, ein gräßliches Geschrei, und nahmen ihren Flug nach Süden zu, wodurch wir in der Meinung bestärkt wurden, daß sich in dieser Gegend nach dem Südpol zu noch mehr Land befinden müsse.

Wir konnten diese Vögel eine Zeitlang fliegen sehen und schreien hören; nachdem sie aber völlig aus unserem Gesicht und Gehör entschwunden waren, sahen wir alle den Herrn van Blac an, und wunderten uns höchlich, daß sein Traum auch in diesem Stück so genau eingetroffen. Er dagegen schien sehr muthig zu sein, und sagte: „Meine Herren und Freunde, ich bin in meinem Herzen vollkommen versichert, daß wir in diesem Gebirge, nach der alten Art zu reden, ein besonderes Abenteuer antreffen werden. Daher lasset uns, weil es noch hoch am Tage, auf die Felsenkluft zu wandern, und gönnet mir zugleich die Ehre, daß ich voraus gehe und sehe, wie es in derselben beschaffen ist, indem ich, als einer, der viele Gefährlichkeiten ausgestanden, noch Herz genug dazu habe.“ Wir weigerten uns nicht, ihm zu

folgten, und erreichten nach Verlauf einer guten halben Stunde mit vieler Beschwerlichkeit den Eingang zu der Felsenkluft, den wir aber ganz anders fanden, als er sich unsern Augen von fern darstellte. Auf beiden Seiten desselben hatte nämlich die Natur dem Anscheine nach, so zu sagen, hohe Mauern oder Pfeiler gesetzt, zwischen welchen nur eine Person auf dem schmalen Wege hingehen, und sonst nichts als die hohen Felsenmauern neben sich und den Himmel über sich sehen konnte. Dieser schmale Weg, welcher drei Krümmungen hatte, war hundert und etliche dreißig Schritte lang. Herr van Blac, der sehr eifrig im Gehen war, blieb endlich stehen und rief zurück: „Halt! hier ist das Ende, weiter können wir nicht kommen.“

Demnach versammelten wir uns alle, sobald wir aus dem schmalen Gange heraus gekommen waren, um ihn herum, auf einem Ufer, welches nur achtzehn Schritte breit und etliche vierzig Schritte lang war. Hier schien es, als ob diese Felsen mit aller Gewalt von dem großen Klumpen abgerissen wären, und vor uns auf dem Fußboden fanden wir einen Riß oder Schluff, etwa zehn bis zwölf Ellen breit. Wenn man da hinunter in die Tiefe und dichte Finsterniß sah, so sträubten sich einem die Haare zu Berge, überdies machte das in diesem Abgrunde wallende Wasser ein sehr wunderliches und fürchterliches Getöse, weshalb

Niemand große Lust bezeugte, sich lange bei diesem schrecklichen Schlunde aufzuhalten. Auf der andern Seite aber sahen wir ebenfalls wieder einen Riß oder Spalt von oben herunter in dem großen Berge, zu welchem eine ordentliche Treppe von mehr als dreißig Stufen hinauf ging, die uns nicht von Natur, sondern von Menschenhänden gemacht zu sein schien. „Ach, wenn wir doch über diesen entsetzlichen Abgrund hinüber wären,“ sagte Herr van Blac, „denn ich merke schon, diese Treppe führt an einen Ort, wo sich Neuigkeiten befinden.“ Allein sein und unser Aller Wunsch war vergebens; denn weder zur rechten noch zur linken Hand konnten wir der steilen Felsen wegen den Anfang oder das Ende erforschen, und auf jener Seite war es eben so schlimm, auch nirgend anders aufzusteigen, als auf der ausgehauenen Treppe.

Dessen ungeachtet standen wir noch fast eine ganze Stunde daselbst, um uns Alles recht genau zu merken, lehrten endlich wieder durch den vorigen Weg zurück, und kamen sehr ermüdet auf dem grünen Plage an, wo wir etliche Stunden zuvor gespeiset und den Ausflug der Vögel gesehen hatten. Wir beschloßen, die Nacht über, welche sehr warm und angenehm war, daselbst zu verbleiben. Herr van Blac hatte seine Einbildungen, daß nämlich in dem großen Berge vielleicht eine ausgehauene Wohnung und andere Spuren



von Menschen anzutreffen sein würden, uns so fest eingeprägt, daß wir alle glaubten, es könnte nicht anders sein; daher berathschlagten wir bis in die späte Nacht, was zu thun sei. Wir beschloffen endlich, erst des folgenden Tages wieder zurück nach Felsenburg zu fahren, unseren Eltern und anderen guten Freunden alle diese Seltenheiten, die wir gefunden, zu erzählen und anzuzeigen; sodann wollten wir wieder herüber rudern, lange Balken und Bohlen herbei schaffen, um eine recht feste Brücke über den Abgrund zu schlagen, und dann über dieselbe zu gehen, zugleich wollten wir Fackeln, Windlichter, Gewehre und andere Bedürfnisse mit uns nehmen, indem wir ja nicht wußten, ob man in dunkle Gänge oder Höhlen gerathen und daselbst etwa mit Schlangen oder anderen Thieren zu streiten haben würde. Demnächst wurde auch verabredet, dem Kapitain Horn nicht alle unsere Gedanken zu offenbaren, sondern ihn bloß zu bitten, uns durch seine Leute in dem nächst am Berge gelegenen Walde etwa sechs oder acht Stück, funfzehn bis sechzehn Ellen lange Balken, und dann auch etliche dreißig bis vierzig Querstücke aushauen und an den Fuß des Gebirges schaffen zu lassen, zu welchem Ende wir ihm denn einige Zeichen auf dem Wege dahin machen wollten. Hierauf schloffen wir etliche Stunden bis zu Anbruch des Tages, machten uns dann auf, und gelangten zeitig bei dem Ka-

pitain Horn an. Diesem statteten wir, so viel es nöthig, Bericht über unsere Reise ab, und fanden ihn zu Allem bereit und willig. Nachdem wir bei ihm die Mittagsmahlzeit eingenommen, nahmen wir Abschied, versprachen, binnen wenigen Tagen wieder zu kommen, ließen dann die gesunden Urnen auf das Schiff tragen, und verließen des Kapitan Horn's Leuten für den ersten Fund, einem jeden bei der Abreise ein halbes Pfund Gold zum Geschenk zu geben. Hierauf stiegen wir ein, setzten auf Groß-Felsenburg zu, und kamen bei später Nacht in unseren Wohnungen an.

Mir war es eine besondere Freude, daß ich meine geliebte Cordula nebst meinem kleinen Sohne, den sie mir vor Kurzem geboren, bei vollkommener Gesundheit wieder fand. Am folgenden Tage ließen wir die sechs Urnen aus dem Fahrzeuge auf die Albersburg schaffen; da sich denn um diese Alterthümer zu sehen, eine große Menge Volks etliche Tage nach einander einfand; allein auch die Klügsten, Verständigsten und Gelehrtesten wußten nichts anderes davon zu urtheilen, als was wir gleich anfangs in Felsenburg darüber geurtheilt hatten. Die Charaktere wußte auch Niemand auszuliegen, ungeachtet unsere Herren Geistlichen in arabischen, syrischen, chaldäischen Schriften und Zeichen nicht unerfahren waren. Doch hielt Herr Magister Schmelzer dafür: es könnte vielleicht eine solche Art von Heiden ge-

wesen sein, welche die Sonne als ihren höchsten Gott angebetet hätte, weil die Sonne, als ein alles regierendes Wesen, nicht undeutlich in der Mitte des Deckels der Urne abgebildet wäre. Hiernächst hielt er das oberste Zeichen für den Mond, und das unterste für ihren irdischen Hauptgötzen, weil dies Zeichen etwas stärker ausgedrückt war, als die anderen zehn, welche vielleicht die übrigen Planeten oder andere Gestirne, oder auch wohl andere, selbst erwähnte Götzen anzeigen sollten. Da wir nun nachher eine Erzählung von alle dem abstatteten, was wir bereits weiter erforscht, und noch ferner zu untersuchen Willens wären, so fanden sich nebst dem Altvater sehr viele, die uns von diesem verwegenen und gefährlichen Unternehmen abrathen wollten, andere Waghälse dagegen boten sich an, uns Gesellschaft zu leisten. Indes wir ließen uns von den ersteren nichts einreden, der letzteren Anerbieten aber lehnten wir höflich ab, weil die Gesellschaft sonst gar zu stark und uns folglich lästig geworden sein würde.

Man machte daher Alles zu unserer Abreise fertig, und endlich brachen wir sämmtlich wieder auf, nachdem wir uns mit Flinten, Pistolen, Seitengewehr, Fackeln, Windlichtern, auch allerlei kräftigen Speisen und Getränken wohl versorgt hatten. Unsere Gesellschaft bestand ganz aus eben den Personen, welche früher mit gewesen waren, bis auf Labemann,

der krank geworden war, und an dessen Stelle wir den jungen Barbier Julius mitnahmen. Noch Vormittags gelangten wir bei dem Capitain Horn an, und erfuhren von ihm, daß er unseren Willen in allen Stücken erfüllt, und die bestellten Holzstücke an den bezeichneten Ort, am Grunde der Hügel, habe bringen lassen. Daher speiseten wir in der Geschwindigkeit, machten uns dann in Begleitung des Capitains Horn und fast aller seiner Leute auf den Weg, und erreichten sehr bald den Ort, wo das zugehauene Holz lag. Hier packte nun Alles an, was Hände hatte, um die großen und kleinen Stücke theils bergauf mit Seilen zu schleppen, theils hinauf zu tragen. Auch brachten wir noch vor Nacht alle Stücke hinunter in das Thal vor den schmalen Weg, stärkten nachher unsere abgematteten Leiber mit Speise und Trank, und legten uns endlich unter freiem Himmel zur Ruhe.

Noch vor Sonnenaufgang ermunterten wir uns wieder, verrichteten unser Morgengebet, damit uns Gott vor Schaden und Gefahr bewahren möge, sangen dann einige geistliche Lieder, und gingen mit aufgehender Sonne wieder an unsere Arbeit. Allein, war uns die gestrige sauer geworden, so war in Wahrheit die heutige noch zehnmal beschwerlicher. Denn, wie kühl es auch in dem engen Wege zwischen den beiden Felsenmauern war, so brach uns doch der

Schweiß aus, die langen Balken hindurch zu bringen, weil wir dieselben bei jeder Krümmung empor heben und also herum tragen mußten. Noch weit mühsamer aber war es, dieselben mit dem einen Ende auf den jenseitigen Rand des Abgrundes zu bringen, indem wir wenig Raum, auch keine tüchtige Maschine dazu hatten. Jedoch es mußte Alles endlich gehen. Wir brachten noch vor Nachts die acht langen Balken in ihr gehöriges Lager, und suchten dann sehr eckrüder unsere Bequemlichkeit auf dem steinigten Boden, auf welchem wir uns sämmtlich nieder lagerten.

Viele aus unserer Gesellschaft schliefen, nachdem wir Betstunde gehalten, auf diesem elenden Lager bald ein; allein mir war es unmöglich einzuschlafen, weil ich wegen der schmerzlich drückenden Steine, ungeachtet ich meinen Rock darauf gebreitet, mich alle Augenblicke umwenden mußte. Außerdem machte das Wasser in dem Schlunde, welches vermuthlich in diesem Schlunde einen starken Abfall haben mochte in der stillen Nacht ein so gräßliches Getöse, daß meine Ohren mehr als zu verdrießlich wurden, es anzuhören. Dem Herrn van Blac und dem Wundarzt Julius mochte es eben so gehen wie mir; daher standen sie auf, setzten sich an das angemachte Feuer, und fingen an Taback zu rauchen. Ich stand nun ebenfalls auf, und leistete ihnen Gesellschaft. Herr van Blac erzählte von allerlei Wunder-

dingen der Natur, die er auf seinen Reisen beobachtet hatte, und wir beide hörten ihm aufmerksam zu, so daß uns die Zeit gar nicht lang wurde. Indeß wir erschraden nicht wenig, als plötzlich gegen uns über aus der Felsenkluft eine Feuerflamme in die Höhe fuhr, als ob Colofonium durch ein starkes Rohr wäre geblasen worden. Wir sahen einander stillschweigend an, und wußten nicht, was wir dazu sagen oder denken sollten. Herr van Blac aber sah nach seiner Uhr, und sagte: „Es ist jetzt so eben die Mitternachtsstunde eingetreten. Entweder hat der Satan sein Spiel, oder es ist ein entzündeter Schwefel- oder Salpeterkugl gewesen.“ Ich gab ihm Beifall. Etwa vier oder fünf Minuten nachher aber kam eine eben solche Flamme zum andernmal, und nach Verlauf einer eben so langen Zeit, zum drittenmal herausgefahren. Da wir nun glaubten, es würde dies noch öfter geschehen, so weckten wir die noch liegenden Herren Wolfgang und Lipberg nebst noch einigen Andern auf, und diese hatten sich kaum ermuntert und gehört, was vorgegangen war, als ein ähnlicher Blitz zum viertenmal erfolgte, und alle vier bis fünf Minuten sich wiederholte. Endlich, als er zum zwölftenmal herausgefahren war, sah Herr van Blac abermals nach seiner Uhr, und sagte: „Was gilt es? wenn es ein Spiegelfechten des Satans ist, so

wird es nun bald ein Ende haben, denn die Mitternachtsstunde ist bald vorbei.“

Raum hatte er diese Worte gesprochen, als eine gräßliche Stimme, die so stark war, als wenn zehn, ja zwanzig Ochsen auf einmal brüllten, folgende Sylben aus der Felsenkluft heraus rief: Ka - lo - ma - hoom. Es währte dieser Ruf, so zu sagen, in einem Athem, ungefähr eine halbe Minute, worauf eine andere, viel schwächere und ganz klaglich lautende Stimme, die unseres Bedünkens oben zwischen den Felsen des schmalen Ganges hinter uns heraus schallete, zur Antwort gab: Ur - mi - di. Hierauf hörten wir augenblicklich ein entsetzliches Geheul aus der Felsenkluft erschallen, gerade als wenn eine gewaltige Anzahl Wölfe, Raben, Eulen und dergleichen Thiere in einem Gewölbe eine Vocalmusik machten. Dies Geheul dauerte ungefähr drei Minuten, worauf Alles still wurde. Herr van Blac sagte: „Nunmehr ist die Mitternachtsstunde vorbei.“ Auch hörten und sahen wir wirklich vor nun an weiter nichts, bis der helle Tag anbrach, da sich denn die andern alle ermunterten, und sehr verwunderten, daß sie von dem, was geschehen war, nicht das Geringste gehört hatten.

Wir hielten darauf die Morgenbetstunde, sangen ein Morgenlied, und verzehrten unser Frühstück. Dann sahen

wir zu, wie des Kapitain Horn's Leute wechseltweise die kleinen Querbölzer mit eisernen Klammern, deren wir eine ziemliche Anzahl mitgebracht hatten, an einander und auch an die langen Balken befestigten, so daß sich nichts schieben sollte, und wir also ohne alle Gefahr, nicht nur darüber gehen, sondern auch wohl ziemliche Lasten hätten tragen können.

Etwa zwei Stunden nach Mittag war also die ganze Brücke fertig; allein wir hielten es nicht für rathsam, gegen den Abend oder die Nacht zu die jenseitige Klust zu untersuchen, oder den großen Berg zu erklettern, sondern es lieber bis den andern Tag früh zu versparen, damit wir den ganzen Tag vor uns hätten. Was mir aber am besten gefiel, war dies, daß der Kapitain Horn seine Leute befehligte, nach ihren Hütten umzukehren, und zwar unter dem Vorwande, daß sie nicht so viel an ihrer Schiffsarbeit verabsäumen möchten, überdies wäre eine so zahlreiche Gesellschaft bei dergleichen Unternehmungen, als wir vorhätten, nur beschwerlich; wofern wir indeß etwas Merkwürdiges finden sollten, so wollten wir ihnen schon Nachricht davon geben, damit sie es sodann nach Belieben ebenfalls in Augenschein nehmen könnten.

Die guten Leute ließen sich sogleich weisen, folgten dem Kommando, gingen fröhlich zurück, und versprachen, des sel-



genden Tages gegen Abend eine gute Mahlzeit für uns zubereiten. Als sie fort waren, legten ich und diejenigen, welche in vergangener Nacht gar nicht geschlafen hatten, uns etwas zur Ruhe, und schliefen, während die anderen abwechselnd wachten, recht wohl bis ein paar Stunden nach Sonnenuntergang. Unterdeß war von den munter Gebliebenen ein großes Feuer angemacht worden, um welches wir uns herum setzten, und mit Verlangen erwarteten, ob in der folgenden Mitternachtsstunde abermals etwas besonderes zu sehen und zu hören sein würde.

Herr van Blac sah deshalb fleißig nach der Uhr. Als es nun etwa eine Minute über elf Uhr war, kam eine gewaltig große Feuerkugel aus der Felsenkluft die Treppe herunter und auf unsere Brücke gerollt, drehte sich fast eine Minute lang auf derselben herum, und stürzte sich endlich hinunter in den Abgrund, in welchem ein so entsetzliches Geprassel und Getöse entstand, daß uns fast allen ein Grausen ankommen wollte. Bloß Herr van Blac sagte mit Lachen: „Nur nicht näher! so geht's noch hin.“ Ich bat ihn, still zu sein, er aber sprach: „Man sieht doch noch wohl, daß es nichts natürliches, sondern ein teuflisch Blendwerk ist; daher muß man dem Teufel die Liebe nicht thun, und sich vor ihm fürchten, sondern vielmehr seiner spotten. Wir haben uns Gott befohlen, und sind nicht gesonnen, et-

Felsenburg. V.

was Böses auszuüben, was hat da der Teufel für Macht an uns?" Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als die andere Feuerkugel aus der Kluft gen Himmel zu fuhr, und sich dann gemächlich wieder herunter senkte, als wenn sie zwischen uns niederfallen wollte. Wir wollten so eben aufspringen und zurücklaufen; allein, da sie wohl noch funfzig Ellen über uns war, verging sie plötzlich wie ein Wind. Herr van Blac hatte in der That unter uns Allen den meisten Muth; denn er blieb unbeweglich sitzen, schalt unsere Furcht, die wir wegen des Teufels Gaukelei hätten, und ermahnte uns, ein stärkeres Vertrauen auf den göttlichen Schutz zu setzen. Demnach blieben wir ganz ruhig, ungeachtet vor Verlauf dieser Stunde noch zehn Feuerkugeln aus der Felsenkluft heraus geflogen kamen, die theils auf der Brücke herum schwebten, und sich nachher in den Abgrund stürzten, theils hoch in die Luft stiegen, im Herunter-sinken aber verschwanden. Nachdem dies Feuerwerk vorbei war, ließ die Stimme aus der Felsenkluft folgende deutliche Sylben erschallen: On - za - to - hoom! und die hinter uns antwortete noch kläglicher als gestern: Mi - li - schriz - schriz - schriz! Hierauf hörte man abermals ein gräßliches Brüllen, Heulen und Winseln aus dem großen Berge erschallen, eben als wenn nichts als Löwen, Bären, Wölfe, Hunde, Ragen und dergleichen Thiere darin sich befänden.

Da indeß die Mitternachtsstunde zu Ende ging, ward auf einmal Alles wieder still. Daher schlofen wir wechselseitig, bis der helle Tag wieder angebrochen war.

Nachdem wir nun inösesamt in einem andächtigen Morgengebet uns Gott befohlen, auch die Leiber mit kräftiger Speise und köstlichem Weine gestärkt hatten, steckten wir jeder die Taschen voll Lebensmittel, hingen die mit Wein gefüllten Flaschen über die Schultern, nahmen in die linke Hand eine Pechfackel oder Windlicht, in die rechte aber entweder einen Degen oder ein Pistol, deren Feder ein paar sich in den Gurt gesteckt, während wir die Flinten über die Schultern hängen ließen, und marschirten dann paarweise über die Brücke, an welcher nicht das Geringste zu sehen war, daß sich in vergangener Nacht Feuerkugeln darauf herum getummelt hatten. Sobald wir die Stufen hinauf und in die Felsenkluft eingetreten waren, zeigte sich ein etwa drei Ellen breiter Gang gegen Süden zu, der jedoch von vorn her vollkommen durch das Tageslicht erleuchtet wurde, welches von oben durch die Fessentigen hinein fiel. Endlich wandte sich der Weg auf einmal gegen Osten, und als wir auf demselben etwa zwanzig Schritt fort gegangen, war kein Tageslicht mehr, sondern nur dichte Finsterniß vor uns zu sehen, weshalb wir alle unsere Fackeln und Laternen ansteckten. Herr van Mac und der Capitain Horn gingen vor-

aus, die Capitaine Wolfgang und Wobley folgten ihnen, sodann kam Herr Sigberg und ich, und die übrigen Paar und Paar. Bisher war uns nicht das Geringste von giftigem Gewürm vor die Augen gekommen, doch nunmehr, da wir die Feuchtigkeit spürten, ging auch die Furcht vor dergleichen Ungeziefer an. Wir bemerkten gleichwohl nichts, sondern kamen, nachdem wir etwa hundert Schritt durch die Finsterniß gegangen waren, auf einen zwanzig Schritt langen und eben so breiten Platz. Der Platz war ziemlich viereckig, gegen sieben Ellen hoch, und eben wie überwärts, sonst aber war an den Seiten nichts von Figuren oder dergleichen zu bemerken. Wir waren bisher fast immer in der Richtung nach Süden zu gegangen, und so fand sich denn auch hier nach derselben Seite hin ein drei Ellen hohes Loch oder Thür, oben mit einem ordentlich ausgehauenen Schwibbogen, und nach fernerer Untersuchung eine Treppe von breiten Stufen in die Tiefe. Ehe wir da hinein traten, nahmen wir alle zuvor einen guten Schluck Wein, nachher ging die Reise fort, und ich kann nicht leugnen, daß, nachdem ich bereits zweihundert Schritte hinab gezählt hatte, und dennoch kein Ende zu sehen war, mir ungeachtet der Gesellschaft doch ganz bange um's Herz wurde. Endlich, ehe wir uns dessen versahen, befanden wir uns vor einem ordentlichen Tempel, in welchen das Tageslicht durch etliche Oeffnungen

des Felsen hell und klar hinein fiel, weshalb ein Theil unserer Fackeln und Windlichter ausgelöscht und nur einige derselben brennend hingesezt wurden. Wir aber gingen sämmtlich in den Tempel hinein, um denselben genauer zu betrachten, da wir denn Dinge fanden, die wir hier nimmermehr gesucht hätten.

Um aber Alles genau zu beschreiben, so war der Tempel im Umfange ganz rund, in der Weite 68 Ellen, und 26 Ellen hoch, nämlich da, wo er am höchsten war; denn die Decke war ebenfalls rund, als ob sie ordentlich aufgewölbt wäre, da es doch nur ausgehöhlt war. In der Mitte dieses Tempels befand sich ein runder Altar, auf demselben ein etwa ellenhohes Gestell, und auf diesem ruhte eine goldene Kugel, die im Durchschnitt drei Viertelellen hatte, und deren eingefügte große, mittelmäßige und kleine Diamanten und andere Edelsteine einen wunderschönen Glanz gaben, ja völlige Strahlen von sich warfen, als wir nachher bei Nachtzeit Lichter dagegen stellten. Rings um diesen Altar herum zählten wir zwölf halbrunde Altäre, an den Wänden des Tempels angefügt, auf deren jedem ein zwei Ellen hohes, massiv goldenes Götzenbild, und zwar in gehöriger Weite eines von dem andern stand. Das erste, welches der Thür, durch die wir eingetreten, gegenüber stand, war in Gestalt eines Frauenzimmers, die einen mit Edelsteinen be-

setzten halben Mond auf dem Kopfe, in den Händen aber einen gespannten Bogen mit darauf gelegtem Pfeile hatte, und sich stellte, als ob sie eben losdrücken wollte; zu ihren Füßen waren zwei Hirschköpfe mit Geweihen, ebenfalls von Golde, zu sehen. Das andere von oben her, und zur Rechten, war ein scheußliches Ungeheuer, das einen Kopf fast wie eine Nachteule, vor der Stirn nur ein großes Auge, sonst aber fast über und über die Gestalt eines Bären hatte. Das dritte machte die Stellung eines ergriminten Menschen nach, der etwas mit der Keule in Stücke zerschlagen will. Das vierte war zwar auch am Leibe gestaltet wie ein Mensch, hatte aber einen Hundskopf mit einem geraden spitzigen Horne. Das fünfte zeigte die Figur eines aufrecht sitzenden Dschens, der die beiden Vorderpfoten ausstreckte und den Rachen weit aufsperrte. Das sechste stellte das Bild des Neptun oder Meergottes mit seinem Dreizack vor, wie es noch heutiges Tages gemalt oder ausgehauen wird. Das siebente war unter allen das greulichste, indem es einen Löwenkopf mit krummen Hörnern und entsetzliche Krallen an den ausgebreiteten Vorderpfoten hatte. In die Augen waren ihm zwei große Diamanten eingesetzt, welche starke Strahlen von sich warfen, mithin dies Bild nur um so größlicher machten, dessen Unterleib die Gestalt eines halben Frosches hatte. Am allerschändlichsten aber präsentirte sich das-

jenige Glied, welches zu verdecken selbst die Natur erinnert; allein hier schien es, als ob das Modell von einem brünstigen Hirsche genommen wäre. Das achte Götzenbild, welches an unserer Eingangsthür zur Linken stand, fiel gegen das vorige etwas besser in die Augen, indem es ein lächelndes Frauenzimmer vorstellte, die auf dem Haupte eine Krone von Aehren und allerlei Blumen, reichlich mit Edelsteinen besetzt, unter dem rechten Arme ein Gefäß mit Obst, in der linken Hand aber einen Becher hatte. Unseren Muthmaßungen nach, sollte dieses Bild vielleicht die Göttin Ceres, so wie das erste etwa die Diana vorstellen. Das neunte hatte völlig die Figur eines Affen, der auf dem Hintergessele saß, die eine Vorderpfote in die Höhe, die andere aber niederwärts reckte, und die Zähne fletschte. Das zehnte war abermals ein schändliches Ungeheuer, indem auf zwei Greifenklauen ein fast kugeltunder, sehr dicker Bauch, woran ein weibliches Geburtsglied, zu sehen war. Um den Nabel herum zeigten sich sechs Rippen, oben aber lief der ganze Bauch, ohne eine ordentliche Brust zu formiren, immer schmaler zu, so daß es das Ansehn eines Halses bekam, aus welchem zwei Hände gewachsen, die ein kleines nackendes Kind am Kopfe hielten, dessen Füße in dem weit aufgesperrten Maule des auf dem Halse stehenden breiten Kopfes stakten. Sonst aber befand sich auf diesem Kopfe eine sauber ausgearbeitete

Krone von goldenen Blättern, die dem Epheu gleichen, und dazwischen viele Edelsteine. Das elfte stellte eine muntere junge Mannsperson mit verdeckter Scham vor, indem dieselbe auf dem linken Fuße stand, den rechten aber vor sich aufgehoben hatte. In der Rechten hielt sie einen Griffel, in der Linken aber eine Tafel, und zwar so, als ob sie darauf schreiben wollte. Da auf dem Rücken auch noch Flügel zu sehen waren, so bedünkte uns, daß dies Bild vielleicht den Mercurius vorstellen sollte. Das zwölfte endlich, welches der von uns sogenannten Diana zur Rechten stand, war eine, auf einer Kugel mit dem Schwanz sitzende, förmliche Schlange, schlangenweise in die Höhe gerichtet, mit einem starken Kopfe und funkelnden Augen, und einem goldenen Apfel im Munde.

Außer diesen und andern Götzenbildern war in dem ganzen sogenannten Tempel nicht das Geringste von andern Sachen mehr anzutreffen; auch kann ich mit Wahrheit versichern, daß nichts von Staub oder Schimmel, ungeachtet es ein unterirdisches Gewölbe, darin zu spüren war, sondern die goldenen Statuen glänzten alle noch so, als ob sie erst gestern vom Goldschmiede gefertigt worden.

Anfangs glaubten wir zwar nicht, daß alle diese Bilder durchgehends von lauterem Golde wären; allein, da einige der Unseren an mehreren Proben gemacht, schwand aller



Zweifel, und daher waren wir insgesammt über diesen gefundenen unschätzbaren Schatz fast außer uns, konnten die ungemein saubere Arbeit nicht genug bewundern, und mußten nunmehr glauben, was die heilige Schrift und so mancher Geschichtschreiber von den Künstlern alter Zeiten meldet. Endlich gingen wir davon ab, und fanden noch drei andere Ausgänge aus diesem Tempel, deren zwei, so wie der, durch welchen wir hineingekommen, offen standen, vor dem vierten aber, der sich gegen Süden zu, gleich neben der Bildsäule der Diana befand, bemerkten wir eine steinerne, mit eisernen Stäben oder Niegeln wohl verwahrte Thür, was uns einiges Nachdenken verursachte. Einige schlugen vor, den Ausgang nach Westen hin noch zu untersuchen, doch die wenigsten unter unseren Gefährten zeigten Lust hiezu, indem es weit über Mittag war, und der Abend heran zu nahen begann, ja die meisten gaben zu verstehen, daß wir bei Zeiten wieder zurück kehren möchten, weil es über Nacht in diesen unterirdischen Gewölbern zu bleiben gar zu fürchterlich sein würde. Da trat Herr van Blac hervor, und ermahnte uns in einer sehr nachdrücklichen Rede, gutes Muthes zu sein, und die nächst folgende Nacht mit Standhaftigkeit und unter frommen Gebeten in diesem heidnischen Tempel zuzubringen; wo nicht, so wolle er für seine Person allein daselbst übernachten. Es schien, als ob die andern

alle dadurch Muth bekommen hätten, und wir versprachen daher, ihm in allen Stücken willig zu folgen.

Demnach steckten wir unsere Fackeln und Windlichter an, und spazierten in den dunkeln Gang gen Westen hinein, der ungefähr achtzig Schritt lang war, und dann ein Ende hatte. Auf jeder Seite aber bemerkten wir sechs schmale Eingänge, die wir im Rückwege durchkrochen, und daselbst zwölf geräumige Gemächer antrafen, worin wir einen großen Vorrath von Eisen, Kupfer, Blei, ferne allerlei seltsame Geräthe und Werkzeuge, und außerdem noch viel vermodertes und verfaultes Zeug fanden. Schaufeln, Piken, Hacken und dergleichen lagen in Menge da, allein die hölzernen Stiele an denselben waren entweder schon verweset, oder sie zerfielen uns in den Händen wie anderes faules Holz. Mit Besichtigung der übrigen Geräthschaften, die wir weder zu benennen noch zu benützen wußten, brachten wir endlich die Nacht heran. Darauf gingen wir recht vergnügt wieder zurück, lagerten uns in dem geräumigen Vorhofe des Tempels, der sich vor dem nördlichen Eingange befand, ließen unsere Windlichter neben uns stehen, hielten unsere Abendmahlzeit, sodann unsere Bettstunde, und erwarteten nachher mit Verlangen die Stunde der Mitternacht.

Bei Eintritt derselben erfolgte ein entsetzlicher Knall, gerade als wenn hundert Kanonen auf einmal abgeseuert

würden; auf diesen folgte ein schreckliches Geprassel, der Boden bebte unter uns, und es war, als ob der ganze Berg in viele tausend Stücke zerspringen und über einen Haufen fallen sollte. Wie uns dabei zu Muth gewesen, wird Jeder leicht erachten können, zumal da unsere Lichter nur einen matten Schein von sich gaben, als ob sie ausgehen wollten, weil ein dichter Staub und Nebel sie verdunkelte. Endlich, nachdem das gräßliche Geprassel und unser erster Schrecken über drei Minuten lang gewähret hatte, ward Alles still, wir spürten keine Erschütterung mehr, unsere Lichter fingen an heller zu brennen, und der dicke Nebel verzog sich zum Theil, so daß wir erst mit Verwunderung bemerkten, wie die auf dem Altar befindliche runde Kugel gleich einem Uhrwerk schnell herum lief, und Strahlen von allerlei Farben von sich warf. Ferner bemerkten wir, doch nur wie im Nebel, womit der Tempel angefüllt war, daß sich Figuren wie Menschen in demselben regten, die theils gingen, theils still standen, theils auf dem Boden herum webten. Um halb zwölf Uhr stand die Kugel auf einmal still, und aus dem östlichen Eingange erscholl ein gräßlicher Laut, als ob auf einem großen Horne geblasen würde. Hierauf erhob sich ein, wunderbarlich durch einander, grob und klar klingendes Schreien, Heulen und Winseln, welches etwa vier Minuten währte, und dann, als das Horn zum andernmal geblasen

wurde, sogleich aufhörte. Nach diesem ließ eine dumpfe Stimme, die unserem Bedünken nach aus dem großen Altare kam, etliche unvernehmliche Worte hören, worauf sich ein sanftes Gemurmel im ganzen Tempel erhob. Inzwischen aber ließen sich bald dort, bald da, laute Stimmen hören, als ob sie etwas fragten, worauf ihnen die dumpfe Stimme aus dem Altare stets antwortete, bis endlich das Schreien, Heulen und Winseln wieder anging, und sich nicht eher als bei Blasung des Hornes endigte. Kaum war der Schall des Horns verschwunden, als ein eben so starker Knall wie vor einer Stunde, auch eine eben solche Erschütterung, Gepolter und Geprassel erfolgte, und bei alle dem war der ganze Tempel voll lauter Feuer und nicht anders anzusehen, denn als ein im höchsten Grade geheizter Brenn- oder Schmelzofen. Etlichemal schlugen Flammen heraus und auf uns zu, weshalb einige der Unseren furchtsam zurückweichen wollten; indeß wir vordersten saßen wie unbewegliche Steine und ließen uns nichts anfechten, und ich kann versichern, daß die heraus schlagenden Flammen nicht die geringste Hitze mit sich brachten, sondern ein bloßes Luftspiel waren, welches Gaukelspiel unter einem wiederholten Knall auf einmal verschwand.

Nachdem wir uns von unserer Bestürzung völlig erholt, meinten einige, das Feuer würde im Tempel alles ver-

zehr haben; allein, als unsere Lichter wieder hell zu brennen anfangen, sahen wir keine Veränderung, ja Herr van Blac-war so herzlich, mit einer Laterne im ganzen Tempel herum zu spazieren, und meldete hierauf, daß er Alles unverfehrt gefunden.

Am folgenden Morgen war unsere erste Arbeit, den Ausgang nach Osten zu untersuchen. Nachdem wir nur etwa zehn oder zwölf Schritte in die Höhle hinein gethan, fand sich ein goldenes Horn, etwa so lang als ein gekrümmter Mannsarm, jedoch unten sehr weit und dick, an einer goldenen Kette hangend. Gleich daneben auf der rechten Seite war eine offene Thür, durch welche wir in ein großes Gemach oder Vorhof traten, in welchem gerade vor uns an der Südseite zwei offen stehende, nach der Ostseite aber eben so viele verschlossene Thüren zu sehen waren. Die erste der beiden offen stehenden führte uns in eine große Kammer, die ziemlich hell war, indem das Tageslicht durch zwei große Felsenlöcher einfiel. Sonst aber kam uns dieses Gemach als eine Küche oder gar als ein Laboratorium vor, indem sich einige hohe und niedrige Heerde, sodann verschiedene kleine, auch ziemlich große Feuer- und Schmelzöfen, desgleichen zwei eingemauerte kupferne Pfannen, darin fanden, eine vier, die andere dritthalb Ellen lang, beide aber zwei Ellen breit und tief, an welchen allen die Rauchfänge sehr

geschickt und künstlich oben hinaus geführt waren. Demnächst fanden sich auch verschiedene in Ordnung gestellte Werkzeuge, als: Feuerröhren, Schaufeln, Gabeln, Hacken, eiserne und kupferne Töpfe, Ziegel, Pfannen, Schalen, große und kleine Platten, und dergleichen Zeug, welches man theils in der Küche, theils beim Laboriren und Schmelzen brauchen kann. Ferner wurden noch zwei große zugedekte Löcher entdeckt, deren eines ganz mit Kohlen, und das andere über die Hälfte mit Asche angefüllt war, außer diesem aber nichts Merkwürdiges weiter. Deshalb wir wieder zurück, und in das zweite offen stehende Gemach gingen, das ebenfalls vom Tageslicht erleuchtet war. Hier zeigte sich der Thüre gegenüber auf einem halbbrunden Altare das Bild des Phöbne, so wie es noch heutiges Tages von den Malern und Bildhauern vorgestellt wird. Es war so wie die übrigen Bildsäulen im Tempel zwei Ellen hoch und von lauterem Golde. Auf jeder Seite des Altars, als wohin das meiste Tageslicht fiel, stand ein aus dem Ganzen gehauener steinerner Tisch, und vor jedem ein steinerner Sessel; in der Mitte eines jeden Tisches aber war eine viereckige, große, goldne, glatt gemachte Platte eingefügt, woran sogleich zu bemerken war, daß sie heraus genommen werden konnten. Als wir nun die auf dem Tische zur Rechten ausgehoben, fanden sich in dem ausgehöhlten Tische 253 Kupferne und 118 stei-

nerne Tafeln, jedes acht Zoll lang und sechs- und halb Zoll breit. Es wurde zuerst von jeder Gattung nur eins, nachher alle zusammen heraus genommen, jedoch bezifferte Herr Ligberg die kupfernen und ich die steinernen mit spizigen Instrumenten, indem oben und unten an den Tafelchen Platz genug dazu war. Auf allen Tafeln durchgehends befanden sich auf jeder Seite nicht mehr und nicht weniger als dreizehn Zeilen Schrift, die aber von uns eben so wenig gelesen, als nur ein einziger Buchstabe oder Charakter erkannt werden konnte. Herr Ligberg wurde vor allen andern hierüber dergestalt verdrießlich und ungeduldig, daß er sagte: „Wollte der Himmel! daß alle in diesem Berge befindlichen Kostbarkeiten zu bloßen gemeinen Steinen würden, wenn ich dagegen nur das Vergnügen hätte, diese Schrift lesen und auslegen zu können.“

Viele, worunter auch ich, waren mit ihm einstimmig, der Wunsch aber vergeblich. Daher wurde Alles wieder ordentlich nach den Nummern hinein gelegt, und wir begaben uns an den andern Tisch, hoben die goldene Platte ebenfalls auf, und fanden unter derselben 402 goldene Tafeln, jede neun Zoll lang, sieben Zoll breit und ein Achtel Zoll dick. Auf jeglicher Seite waren ebenfalls nicht mehr als dreizehn Zeilen, jedoch die Lettern oder Charaktere etwas größer ausgestochen, als in den vorherigen kupfernen und stei-

nennen. Sie wurden alle ebenfalls nummerirt, und bis auf weiteren Bescheid unterdessen wieder an ihren Ort hingelegt.

Links in der etwas dunkeln Ecke sah man eine, gleich einem Backtroge ausgehauene steinerne Lagerstatt, vor derselben aber einen Absatz, Stufe oder Bank, und zu Haupten in der Ecke einen Tisch, unter welchem in drei Fächern allerlei Instrumente, als Messer, Grabstichel und dergleichen, von verschiedener Größe in gehöriger Ordnung lagen. Auf dem Tische und der Bank standen und lagen verschiedene Sachen, als eine kupferne Flasche, ein goldener Trinkbecher, zwei Pfannen oder halbe Töpfe, zwei goldene Schalen, die anstatt der Schüsseln, und eben so viele Platten, die anstatt der Teller zu gebrauchen waren, verschiedenes kleineres Geschir, ein Messer, ein Löffel, dessen Stiel eine Schlange vorstellte, und was sonst dergleichen mehr war. In der eben erwähnten Lagerstatt fand sich nach genauer Besichtigung zuerst oben ein wirklicher Totenkopf, sodann die stärksten Menschenknochen in ausgestreckter Lage; die dünnen, kleinen und schwachen Knochen aber waren schon ganz oder doch mehrentheils verweset, und nebst den Kleibern, die dieser Mensch angehabt haben mochte, zu Moder und Asche geworden. Wir ließen den Rest dieses Körpers in seiner Ruhe liegen, und erblickten zu dessen Füßen nach der Thür hin, noch zwei andere eben solche Lagerstätten, die



aber rein und ledig waren. Da nun in dieser Kammer weiter nichts Merkwürdiges anzutreffen war, so öffneten wir die Thüren des dritten und vierten Gemachs. Es schienen dies Speise- und Vorrathskammern gewesen zu sein, indem sich viel vermodertes und zu Staub und Asche gewordenes Zeug darin befand, doch kann ich nicht leugnen, daß wir außerdem auch noch einen ziemlichen Vorrath von nutzbaren Sachen darin antrafen.

Hierauf nahmen wir den Rückweg nach der ersten Thür, bei welcher das große goldene Horn hing. Dieser gegen über erblickten wir abermals eine Thür, die uns in ein Gewölbe führte, worin eine ziemliche Anzahl sowohl kupferner als steinerner Wasser- oder Weinkrüge stand, woraus zu schließen, daß dies der Keller gewesen, wo man das Getränk verwahrt gehabt, wie denn auch ganz hinten in diesem Gewölbe ein Strömlein des klarsten und süßesten Wassers, fast eines Armes dick, oben aus dem Felsen geschossen kam, und sich auf den Boden in einen sehr tiefen Riß ergoß, über welchen jedoch ein steinerner Trog von ziemlicher Größe gesetzt war. Im Zurückgehn fanden wir auf der rechten Seite im Gange noch ein schmales Loch. Da man nun etliche Stufen hinunter bemerkte, so wagten sich Herr van Blac und der Kapitain Horn allein hinab, und versprachen, wenn Gefahr vorhanden, sogleich wieder umzukehren,

bei gutem Fortgange aber ein Zeichen zu geben. Da wir nun dieses Zeichen mehrmals hörten, so folgte Litzberg und ich ihnen nach, und wir trafen die beiden Vorgänger in dem ausgehöhlten Altare an, auf welchem sie zu oberst schon eine goldene Platte aufgehoben und mit dem halben Leibe hinauf gekrochen waren, so daß sie den ganzen Tempel übersehen konnten, worauf sie uns beiden Nachkommenden hiezu ebenfalls Platz machten. Sonst befand sich noch in diesem Altare ein stählernes Uhrwerk, vermittelst dessen die goldene Kugel zum schnellen Umlaufen gebracht werden konnte, welches Herr Litzberg zu unser aller Verwunderung, so oft er nur wollte, zu bewerkstelligen vermochte. Außerdem bemerkten wir auch kleine Löcher, durch welche man etwa einen Finger stecken, jedoch Alles im Tempel dadurch beschauen konnte. ~~Desgleichen fand sich~~ darin ein goldenes, unten sehr weites, fast wie ein Sprachrohr gemachtes Horn, beinahe einer Ellen lang, welches uns auf die Gedanken brachte, daß vielleicht die Götzenpriester den Fragenden dadurch geantwortet haben möchten, und daß dies ganze Heiligthum ein Drakel gewesen sei. Für diesmal aber legten wir Alles wieder an seinen Ort, nahmen den Rückweg, und öffneten die wohl eingefügte steinerne Thür, die gegen Süden neben dem Altar der Diana befindlich war. Außer dieser fanden wir eine starke eiserne und dann noch eine dicke

steinerne Thür, welche beide mit großen eingelegten eisernen Riegeln verwahrt und nur mit großer Mühe zu öffnen waren.

Sobald aber dies geschehen, konnte man ein geräumiges, doch unförmliches, finsternes Loch sehen, in welches wir mit allen angezündeten Fackeln und Windlichtern eintraten. Kaum hatten wir etliche siebenzig oder achtzig Schritte vorwärts gethan, als wir oben über uns durch einen schmalen Felsenriß den klaren Himmel, ja sogar etliche Sterne an demselben erblickten, welches einigen von uns sehr wunderbar vorkam. Je weiter wir fortschritten, desto breiter wurde nicht allein der Felsenriß über unseren Häuptern, sondern auch der Weg, in welchem wir nur sehr übel fortkommen konnten, denn es war derselbe so voll Risse, Klüfte, spitze und scharfe Steine, daß man alle Augenblicke befürchten mußte, nicht nur die Schuhe, sondern auch die Füße zu beschädigen. Dieser böse Weg war über hundert und dreißig Schritte lang, bis wir an einen ziemlich starken Wasserfall kamen, der zuerst einen mäßigen Teich bildete, aus welchem nachher das Wasser durch krumme Wege bergab floß. Wir glaubten, daß dies eben das Wasser sei, welches oben aus dem Keller und unter dem Göbentempel hinweg bis hierher käme. Sodann gingen wir an der linken Seite des Teichs auf einem etwas besseren Wege um einen runden

Hügel herum, und bekamen, nachdem wir noch etwa eine halbe Viertelstunde Weges zurückgelegt, auf einen weitläufigen angenehmen grünen und ebenen Platz, auf welchem sehr viele fruchtbare Bäume standen, vor demselben aber die offene See in's Gesicht. Wir gingen bis an das Ufer der See, und fanden dasselbe sehr bequem zum Anlanden. An keinem Ende des Platzes aber war man vermögend, um das Gebirge herum zu kommen, sondern die steilen Felsenspitzen gingen weit in die See hinein, und machten, daß dieser grüne Platz, dessen Länge am Ufer etwa fünfhundert Schritt, die Breite aber von dem Berge bis zum Ufer etwa vierhundert Schritt war, ein rundes aufgeschuitenes Brot vorstellte.

Bei unserer Herumsfahrt um diese kleine Insel war dieser grüne Platz zwischen und unter den rauhen Felsen bereits von uns bemerkt worden, weßwegen es daher keiner Mühe bedurfte, mit dem Boote daselbst anzufahren. Da es indeß bereits Mittag war, so rieth Herr van Blac, daß wir nunmehr, da unsere Neugier befriedigt sei, den Rückweg suchen und so schnell als möglich nach den Hütten eilen möchten, weil sonst die Zurückgelassenen einen Unfall beforgen und uns unfehlbar auffuchen würden. Kapitain Horn versetzte hierauf: „Meine Herren, ich habe noch etwas zu erinnern. Mir scheint es nicht rathsam zu sein, von alle

dem, was wir unter diesem Gebirge gefunden und gesehen haben, meinen Leuten und den Portugiesen einen wahrhaften Bericht abzufassen. Die Ursachen sind leicht zu errathen. Was wir ihnen aber vorschwären wollen, das kann unterwegs unter uns verabredet werden, damit wir alle bei einerlei Rede bleiben. Mein guter Rath ist demnach dieser, daß Sie allerseits gleich morgen zurückfahren, bei diesem grünen Plage anlanden, durch den Gang, den wir jezo gekommen sind und wieder zurück gehen wollen, passiren und von den gefundenen Schätzen aus dem Tempel und sonst so viel mit hinüber nehmen, als Ihnen auf das erstemal beliebig ist; nachher können Sie ja in den folgenden Tagen, ohne sich bei uns spüren zu lassen, so oft kommen, bis Alles ausgeleeret ist. Hiernächst halte ich es für das Beste, daß wir unsere geschlagene Brücke von einander reißen und in den Abgrund stürzen; denn es wird uns ein Leichtes sein, etliche eiserne Klammern auszubrechen, sobann die langen Balken aus einander zu ziehen, worauf die ganze Brücke in den Grund sinken muß. Ich würde Ihnen, meine Herren, — fügte der Kapitain Horn hinzu — vielleicht diesen Rath nicht geben, wenn ich eigennützig wäre, und nach nochmaliger glücklicher Zurückkunft aus Europa nicht Lust hätte, meine übrige Lebenszeit auf der glücklichen Insel Groß-Felsenburg zuzubringen, und mich mit meiner bereits erwähl-

ten Geliebten zu verhehelichen, welches beides mir hoffentlich nicht wird abgeschlagen werden. Allein, nun ist keine Zeit mehr zu versäumen, sondern zurück zu eilen; unterwegs kann von allem das Weitere besprochen werden.“

Der Vorschlag des Kapitäns Horn kam uns allen sehr seltsam vor, doch fanden wir für billig, ihm in allen Stücken Beifall zu geben und, nachdem wir zuvor die Brücke in den Abgrund gestürzt hätten, das Fernere über die Sache zu reden. Wir eilten also möglichst schnell zurück, und kamen gleich nach drei Uhr auf dem Plätzchen jenseit unserer hölzernen Brücke an. Hier schickten wir die beiden alten Herren Wolfgang und Wobley voraus, nachdem wir mit ihnen verabredet, daß sie am Fuße des Gebirges unsere warten; wofern ihnen aber einige von Kapitäns Horn's Leuten begegneten; mit ihnen sofort nach den Hütten gehen und vorgeben sollten, wir jungen Leute hätten erst noch ein Gebirge besteigen wollen, welches ihnen zu beschwerlich geschienen, würden aber binnen kurzer Zeit nachfolgen. Inzwischen waren unsere Hände so thätig an der Zerstörung der Brücke, daß dieselbe um fünf Uhr schon völlig in die Tiefe versenkt war, und man kaum noch sehen konnte, daß an diesem Orte eine gewesen. Allein, weil wir uns bei dieser Arbeit ziemlich entkräftet, konnten die Füße nicht so rasch als sonst fortgehen, daher war die Sonne schon untergegangen,

als wir die Herren Wolfgang und Wobley unten am Fuße des Berges auf der Ebene antrafen. Wir setzten uns, um von der großen Müdigkeit etwas auszuruhen, bei ihnen nieder, beschloffen auch, diese Nacht daselbst zu bleiben, weil noch Mundvorrath genug vorhanden war; allein Kapitain Horn sagte: „Meine Herren, wir wollen heute zwar nicht nach den Hütten, aber doch, wenn wir erst ausgeruhet, ein Stück Weges nach Nordosten zu gehen, und uns daselbst bei einem angemachten Feuer lagern; denn ich glaube ganz gewiß, daß meine Leute, wo nicht heute Nacht, doch morgen ganz früh, uns zu suchen, ausgehen werden. Sie mögen uns nun antreffen oder nicht, so können wir ihnen doch nachher desto süglicher weiß machen: wir hätten die Brücke und den vorigen Weg gar nicht finden können, sondern wären durch andere höchst gefährliche Wege endlich auf der Nordostseite mit Kummer und Noth wieder vom Berge herunter gekommen. Dieser Vorschlag ließ sich wohl hören. Daher ruheten wir noch eine Zeitlang, und spazierten sodann, weil es eine angenehme, ganz helle Nacht war, ein gutes Stück Weges um den Berg herum nach Norden zu, machten bei einem Gebüsche ein Feuer an, lagerten uns, und schliefen wechselsweise, bis die Sonne schon zwei bis drei Stunden unsern Horizont beschienen hatte. Wir kamen nicht eher als Nachmittags in den Hütten an, und er-

fuhren daselbst sogleich, daß früh vor Tages Anbruch sechs Mann von ihrer Gesellschaft uns zu suchen ausgegangen wären, indem ihnen allen unser gar zu langes Ausbleiben bedenklich geschienent. Wir überließen die Antwort dem Kapitein Horn, der ihnen lauter erdichtetes Zeug vorschwazte, und endlich auch sagte: daß wir zwar wieder auf die Stelle gekommen, wo die hölzerne Brücke geschlagen gewesen, hätten aber die Brücke selbst nicht wieder finden können, weshalb wir uns genöthigt gesehen, die gräßlichsten Klippen und Klüfte zu überklettern, da es sich denn endlich gefügt, daß wir gestern in später Nacht an der Nordostseite herunter kommen und ein ruhiges Nachtlager in dieser Gegend haben können.

Indem wir nun hierauf von den zubereiteten warmen Speisen etwas zu uns nahmen, kam einer von Kapitein Horn's Leuten gelaufen und meldete, daß die heute früh ausgegangenen sechs Mann zurück kämen, von fern aber schon mit Zeichen und Gebärden so viel zu verstehen gäben, als ob ein großes Unglück geschehen sei. Wir geboten demnach allen, nicht zu sagen, daß wir in den Hütten gegenwärtig wären, sondern erst anzuhören, was sie für Nachricht bringen würden. Da sie nun näher kamen, riefen fast alle zugleich: „O welch ein Unglück! die Brücke ist von den bösen Geistern in den Abgrund gestürzt, und unser redlicher Kapi-



tain Horn ist unfehlbar mit seiner ganzen Gesellschaft um's Leben gekommen; denn wir hören und sehen nichts von ihnen, ungeachtet wir daselbst etliche Stunden lang ein Geschrei erhoben, daß die Felsen hätten bersten mögen. O ihr redlichen Leute! ach, der wackere Kapitain! was wollen wir nun anfangen?" Hierauf trat der Kapitain und wir alle aus den Hütten heraus, da denn die Bewunderung und Freude bei diesen Männern unbeschreiblich groß wurde. Kapitain Horn erzählte diesen eben die Geschichte, welche er ihren Mitgenossen kurz zuvor erzählt hatte, und ließ mithin alle bei dem Gedanken, daß die Brücke von Eisa-Geistern eingestürzt sein müsse.

Wegen großer Müdigkeit beschlossen wir Groß-Felsenburger, den Tag noch bei dieser Gesellschaft auszuruhen, und legten uns daher bei Zeiten zur Ruhe. Bald nach Mitternacht aber wanderten wir nach unserem Boote, vergaßen auch nicht, etliche taugliche Stücke Holz mitzunehmen, aus welchen wir aus dem Boote Tragebahren zusammennagelten, um auf denselben die Götzenbilder und andere Sachen aus dem Tempel in's Boot zu tragen.

Es war Vormittags zwischen neun und zehn Uhr, als wir hinter dem Berge bei dem oben erwähnten grünen Plage anlandeten. Die beiden Kapitaine Wolfgang und Wobley mußten im Boote bleiben, wir jungen Leute aber stiegen

aus, nahmen Fackeln, Windlichter und allen Zubehör mit uns, und brachten noch vor Abends nicht allein die auf dem Altar stehende runde Kugel, sondern auch noch sechs Götzenbilder in's Boot. Dann ruderten wir, weil, wie gesagt, die Nächte um selbige Zeit ganz hell waren, damit auf und davon, und kamen am folgenden Morgen glücklich auf Groß-Felsenburg an, nachdem wir gerade sieben Tage und sieben Nächte ausgeblieben waren.

Gleich bei unserer Ankunft ließen wir die Götzenbilder auf den Tragebahnen, jedoch verhüllt und mit Teppichen überdeckt, herauftragen, und unterdessen in ein kleines Gemach, welches sich unten in unserem Kirchturme befand, hinein setzen. Einige Tage später zeigten wir dann dem Altwater, den Herren Geistlichen und anderen erfahrenen Männern unsere gefundenen Schätze, und begaben uns sodann auf die Albertsburg, wo ich im Namen und Auftrage unserer Reisegesellschaft einen ausführlichen Bericht von unseren Reisebegebenheiten abstattete. Alle waren darüber voll Verwunderung, und bezeigten die größte Begierde, den Götzentempel und den ganzen unterirdischen Bau selber in Augenschein zu nehmen. Daher beschloßen wir denn, ihnen zu willfahren.

Wenige Tage nachher fuhren wir denn auch wirklich mit dem Altwater, Herrn Magister Schmelzer und noch ei-

nigen der Aeltesten in zahlreicher Gesellschaft abermals hinüber, gingen mit denselben in den Berg hinein, und fanden Alles noch so, wie wir es verlassen hatten. Während die übrigen, besonders aber Herr Magister Schmelzer, ihre Meinungen und Vermuthungen über alle diese Sachen und Werke vorbrachten, und zugleich bedauerten, daß es unmöglich sei, die uralten Schriften auf den goldenen, kupfernen und steinernen Tafeln auszulegen, waren die von uns mitgebrachten Arbeiter so fleißig im Tragen und Fortschaffen, daß wir sehr bald alles Nützliche und Brauchbare aus dem Tempel weggeräumt und unsere beiden Fahrzeuge sehr reichlich beladen hatten.

Nach unserer Rückkehr wurde Rath gehalten, ob man die Götzenbilder in Klumpen schmelzen und dieses Gold zu den anderen Kostbarkeiten in die unter der Albertsburg befindliche Schatzkammer legen, oder sonst etwas daraus gießen lassen wollte. Allein Herr Magister Schmelzer sprach selbst dawider, und rieth, man sollte es als eine besondere Antiquität im jetzigen Stande und Wesen lassen, von den goldenen, kupfernen und steinernen Tafeln aber dem Capitain Horn einige Stück mit nach Europa geben, damit er sie daselbst in Kupfer stechen, auch in Natur etlichen gelehrten Männern zeigen könnte, an welche Herr Magister Schmelzer deshalb Briefe schreiben und eine große Beloh-

nung für den aussetzen wollte, der den Schlüssel zu der unbekanntenen Schrift finden würde. Wir billigten diese Meinung inösesammt, und versprachen einander, vor des Kapitain Horn's Abreise diesen Sach:n schon noch weiter nachzudenken, und einen Entschluß darüber zu fassen.

Die nächst folgenden Wochen beschäftigte sich Kapitain Horn mit eifriger Fortsetzung und Vollendung seines Schiffsbau'es, ich aber mit Einrichtung und Verbesserung meiner Haus- und Feldwirthschaft. Als nun endlich der Anfang des Monats Julius herangekommen war, labete uns der Kapitain Horn hinüber nach Klein-Felsenburg ein, um zu sehen, wie die beiden, von ihm und seinen Leuten neu erbaueten Schiffe — eines derselben war nämlich, wie ich oben zu erwähnen vergessen, für uns Felsenburger zu beliebigem Gebrauch erbaut worden — in's Wasser gelassen würden. Es fuhr demnach eine zahlreiche Gesellschaft von uns hinüber, und wir besahen nicht bloß die Schiffarbeit, sondern betrachteten auch zugleich die Lust und Fröhlichkeit der Schiffsbauer, die jetzt nach vollendeter Arbeit sich an dem köstlichen Weine ergöbten, den wir ihnen mitgebracht.

Nach unserer Rückkehr auf die Libertusburg trug daselbst der Kapitain Horn dem Altvater und den versammelten Aeltesten den Wunsch und die Bitte vor, daß es ihm erlaubt sein möchte, nach seiner Rückkunft von seiner nun-

mehr anzutretenden Reise bei uns auf der Insel Felsenburg zu bleiben und sich daselbst mit seiner erwählten Geliebten zu verehelichen. Nach einer kurzen Berathung ertheilte ihm hierauf der Aeltester im Namen aller Aeltesten und Vorsteher den gewünschten Bescheid, daß ihm nämlich gestattet sein solle, nach seiner glücklichen Rückkehr aus Europa auf der Insel Felsenburg sich häuslich niederzulassen, worauf die ganze Versammlung aus einander ging.

Kapitain Horn begab sich mit mir in meine Behausung, weil sich seine Geliebte schon seit etlichen Tagen bei meiner Frauen daselbst als ein Gast aufhielt, um ihren Bräutigam zu sprechen, den sie eben so sehr zu lieben schien, als er sie, ungeachtet er fast noch einmal so alt als sie, jedoch ein sehr wohlgebildeter Mann mit schönen lockigen Haaren und sonst sehr wohl gewachsen war. Ich ließ die beiden Verliebten bei meiner Cordula allein, und ging hinüber zu Herrn Lihberg, bei welchem sich Herr Wolfgang, der diesen Abend nicht nach Hause gehen wollen, nebst anderen guten Freunden befand. Nach der Abendmahlszeit aber kam der Kapitain Horn ebenfalls dahin, weßhalb Herr Wolfgang sogleich mit demselben wegen seiner Braut zu scherzen anfang, und unter andern sagte: er habe ihn, den Kapitain Horn, nicht darum mitgenommen, daß er sich von einer einfachen Felsenburgischen Schönen sollte bezaubern lassen, son-

bern er habe gemeint, er werde sein Vermögen in Europa an einem besseren Orte anlegen, sich eine rechte Staatsdame zur Ehefrau auslesen, und mit derselben von dem Seinigen vergnügt leben, so aber müsse man erfahren, daß er in allen Stücken in seine, des Kapitäns Wolfgang, Fußtapfen treten wolle.

„Ich hoffe nicht, mein Herr,“ versetzte hierauf der Kapitain Horn, „daß man mich schelten wird, wenn ich in der Mühe und Arbeit Eurem Vorgange folge, und so wird man mir es denn auch nicht verdenken, wenn ich ein eben solches Vergnügen suche, als Ihr gefunden habt. So viel will ich übrigens versichern, daß, wenn ich auch im Stande wäre, mir in Europa ein Fürstenthum oder Königreich anzukaufen, ich mich dennoch nimmermehr verheirathet, noch auch mit Frauenzimmern selbst eingelassen haben würde; denn die Untreue, List und Betrüglichkeit des europäischen Frauenzimmers ist unbeschreiblich, so daß unter Tausenden wohl nur wenige zu finden, die ein redliches Herz gegen eine — ich sage mit Fleiß: Eine — Mannsperson haben. Ich habe von der Zeit an, wo ich zuerst meinen Verstand zu gebrauchen angefangen, ungemein viele Beispiele, nicht bloß von Hörensagen, sondern durch eigene Erfahrung kennen gelernt, und bei reiferem Nachdenken daraus den Schluß gezogen, daß bloß allein die Frauenzimmer den Männern die

größten Verdrießlichkeiten, Unfälle und Mißvergnügen stiften. Daher ist mir jederzeit bange geworden, wenn ich Ehren halber mit diesem Geschlecht umgehen mußte, ja ich habe mir nachher fest vorgenommen, nimmermehr zu heirathen, zumal da ich in eigener Person die Falschheit und List der Frauenzimmer genugsam erfahren; und eben dies trieb mich in meinen besten Jahren an, mein Glück auf der See zu suchen, um nur von diesen Landfräulein recht weit entfernt zu sein. Da ich nun aber hier, statt der europäischen verlarvten, auch wohl gar geschminkten, sogenannten irdischen Engel, wirkliche Engel von Gestalt und Gemüth angetroffen, so ist mir die Lust zum Heirathen auf einmal wieder angekommen, ja ich wollte meine Braut nebst dem in Zukunft mit ihr zu hoffenden, vergnügten Leben nicht um ein Königreich vertauschen. Der Himmel gebe nur, daß meine Hin- und Herfahrt glücklich sei."

Der Kapitain Wolfgang sagte hierauf: „Mein Herr, ich will jeho noch kein Urtheil fällen, ob Ihr in Betreff des Frauenzimmers, und besonders des europäischen, Recht oder Unrecht habt, sondern nur von Herzen wünschen, daß Ihr bald wieder zurück kommen, und dann mit Eurer Geliebten eben so vergnügt leben möget, als ich mit meiner Ehefrauen. Allein, es fällt mir so eben ein, daß, ungeachtet wir beide seit so vielen Jahren her Bekannte und gute Freunde getwe-

sen sind, Ihr mir doch noch niemals Eure Lebensgeschichte von Jugend auf erzählt habt, welche doch, wie ich jetzt aus wenigen Aeußerungen vernommen, eben nicht unangenehm zu hören sein muß. Daher weil es sich jetzt ohnehin sehr gut schickt, so wollte ich mir diese Gefälligkeit wohl von Euch ausgebeten haben."

Kapitain Horn meinte nun zwar, es möchte wohl schon etwas zu spät sein, da wir aber entgegneten; daß sich dergleichen Erzählungen in der stillen Nacht, da man von Niemandem gestört würde, am besten thun und anhören lassen, so ließ er sich endlich dazu bereitwillig finden. Wir setzten uns demnach alle zurecht, und horchten mit begierigen Ohren auf, während er folgendermaßen begann.

---



G e s c h i c h t e  
 d e s K a p i t a i n s H o r n .

---

„Ich bin im Jahr 1693 im \*\*\* Lande von ehrlichen Eltern erzeugt worden. Mein Vater, welcher ein guter Jäger, war Holzförster und wohnte im Walde in einem einzelnen Hause an der Heerstraße, worin er zugleich die Wirthschaft mit trieb. Seiner Kinder waren fünf, nämlich drei Söhne, worunter ich der mittelste, und zwei Töchter, die noch jünger waren als ich. Meine Mutter war nach der Niederkunft der jüngsten Schwester beständig krank geblieben, weshalb der Vater immer sehr verdrüsslich ausah und, da dieselbe in meinem neunten Jahre starb, mehr Zeichen der Zufriedenheit als der Betrübniß von sich gab. Ungeachtet nun mein Vater ein Mann von fünf und sechzig Jahren, so war er doch noch sehr frisch und rüstig, that es auch in seinem Fache vielen weit Jüngeren zuvor, was ihn denn auch veranlaßte, eine wohlgebildete Bauerstochter von Felsenburg. V.

etwa siebzehn bis achtzehn Jahren zur zweiten Ehefrau zu wählen.

Allem Anschein nach hatte mein Vater eine ungemein gute Heirath getroffen, denn unsere neue Stiefmutter verstand ihm gar zu niedlich um den Bart herum zu gehen und so zu schmeicheln, als ob sie einen Mann von ihrem Alter vor sich hätte. Er mochte bei Tage oder bei Nacht, um welche Zeit es auch war, aus dem Walde kommen, so stand sein Kraftsuppchen und Leckerbischen sogleich auf dem Tische. Uns Kinder aber hielt sie dermaßen wohl, daß wir über sie noch weniger als über unsere selige Mutter zu klagen hatten; denn die Holdseligkeit und Freundlichkeit schien ihr angeboren zu sein, weswegen sich denn nicht allein Sonntags, sondern auch in der Woche viele Wein- Bier- und Branntweingäste bei uns einfanden, und alle nach Würden wohl bedient wurden.

Unter andern gewöhnte sich auch ein junger unbeweibter Förster aus der Nachbarschaft, sehr oft zu uns zu kommen. Ob ihn nun gleich mein Vater, weil es sein Kollege war, sehr wohl leiden konnte, so stellte sich doch unsere Stiefmutter jederzeit verdrießlich an, so oft er da war, ließ sich auch öfter gegen unseren Vater verlauten: sie wisse in aller Welt nicht, wie dieser Kerl in unser Haus kommen könnte, da er doch wisse, daß ihr seine Person bis in den Tod zuwi-

der sei, und sie ihn vor einiger Zeit, da er um sie gefreiet, den Korb nicht nur darum gegeben, weil er einen so schlechten Dienst, sondern auch, weil sie einen natürlichen Abscheu vor seiner Person habe; und eben deswegen sähe sie es am liebsten, wenn ihr dieser Mensch aus dem Hause bliebe. Mein Vater lachte hiezu und sagte, daß sie in diesem Stücke eine Närrin wäre, den ehrlichen Menschen aber zufrieden lassen sollte, der schon seit etlichen Jahren her sein guter Freund sei, und überdies manchen schönen Thaler bei uns verzehrte. „Wegen des letzteren,“ versetzte die Stiefmutter, „sa mag es noch sein, und es ist das Beste, daß der Saufteufel noch immer seine Zechen und das Schlafgeld bezahlt; wenn er aber zu borgen anfangen will, wie er in anderen Wirthshäusern gethan hat, so wird die Pauke sehr bald ein Loch bekommen.“ — „Frau,“ erwiederte mein Vater, „sei keine Thörin,“ laß den Menschen in Frieden, und gib ihm, was er verlangt; denn wenn er mir auch hundert Thaler schuldig wäre, so wüßte ich mich schon an ihm bezahlt zu machen.“

Solche und ähnliche Gespräche fielen gar oft zwischen unseren Eltern vor. Endlich aber kam es einmal dahin, daß sich die Stiefmutter um einer einzigen Kanne Wein halber mit dem Förster zankte, und ihm einige grobe Schmähreden an den Hals warf, welche dieser, ob schon er berauscht war,

dennoch verschmerzte, sich mit dem Kopfe auf den Tisch legte, und weiter nichts sagte, als dies: „Um eines guten Mannes willen muß man einer bösen Frau viel zu Gute halten.“ Mein Vater nahm diese Worte für reblich gemeint, und ließ sich vom Zorne so weit verleiten, daß er der Stiefmutter, welche hinaus ging, folgte und ihr eine verheerete Mauschelle gab. Sie schien darüber ganz außer sich zu gerathen, konnte diesen ersten Schlag durchaus nicht vergessen, und am den ganzen Abend nicht wieder zum Vorschein, sondern legte sich weinend zu Bette. Mein Vater indeß brachte sie durch göttliches Zureden wieder dahin, daß sie am andern Morgen nicht allein wieder freundlich ausfuhr, sondern auch den Förster Helnam wegen der Worte, die sie den vorigen Abend in der Hitze ausgestoßen, um Verzeihung bat. Hierauf ging mein Vater mit demselben in den Wald. Mein jüngerer Bruder war zufällig in die Stadt geschickt, die beiden kleinen Schwestern spielten im Hofe, ich aber hatte mich, weil ich zu viel in der Sonne herum gelaufen war und starke Kopfschmerzen bekommen, oben in unserer ziemlich dunkeln Kammer in's Bette gelegt, und war etwas eingeschlummert. Doch schnell ermunterte ich mich, und sah, wie Helnam mit meiner Stiefmutter in die Kammer herein trat, sie umarmete und mehrmal küßte, was mir denn sehr wunderbar vorkam. Indes lag ich ganz still, bis Hel-

nam meine Stiefmutter auf ein anderes Bette legte und sich stellte, als ob er sie erdrücken und ersticken wollte. In der Meinung, er wolle wegen der gestrigen Scheltworte Rache an der Stiefmutter ausüben, fing ich an, aus vollem Halse um Hilfe zu rufen, da denn Helnam vor Schrecken zur Kammer hinaus sprang. Meine Stiefmutter aber, nachdem sie sich einigermaßen erholet, kam zu mir, sprach mich zufrieden, und sagte: Helnam habe nur seinen Scherz mit ihr getrieben, ich sollte aber bei Leib und Leben weder dem Vater noch sonst Jemandem ein Wort davon sagen, so wollte sie mir künftig alles geben, was ich nur irgend verlangte, widrigenfalls aber, und wofern sie erführe, daß ich nur das Geringsste davon ausgeplaudert, wollte sie mich alle Tage schlagen und mir nicht halbsatt zu essen geben. Ich hatte in der That viele Liebe zu meiner Stiefmutter, weil sie mich unter allen meinen Geschwistern am liebsten zu haben schien, daher gelobte ich ihr ein ewiges Stillschweigen. Sodann ging ich mit ihr hinunter in die Stube, in welche Helnam bald nachher ebenfalls eintrat, zu dem meine Mutter sagte: „Sehet, was Ihr mit Euren Ländelpossen angerichtet habt. Der arme Junge hat gemeint, Ihr wollet mich im Ernste ermorden, und ist daher vor Schrecken halb todt, und ich habe ihn doch unter den andern allen am liebsten.“ Helnam gab mir hierauf eine ganze Hand voll

Geld, welches ich der Stiefmutter aufzuheben gab, und dann auf beiderseitiges Zureden nur um so mehr angelobte, daß ich keinem Menschen etwas von dieser Mordgeschichte sagen würde. Helnam trank ein Maaß Wein auf den gehaltenen Schrecken, die Stiefmutter aber machte mir eine Weinkaltschale mit Zucker, befahl mir, dieselbe auszuessen, in der Stube zu bleiben, und sie zu rufen, wenn Jemand käme. Sodann ging sie mit Helnam hinaus, kam nach Verlauf einer halben Stunde wieder zurück, sagte, daß Helnam nach Hause gegangen, und befahl mir, gegen den Vater nicht zu erwähnen, daß er da gewesen, denn die kleinen Schwestern hätten ihn nicht gesehen, weil sie in den Wald gegangen wären und Holzbündel holten. Ich hielt auch in der That reinen Mund. Nachher bemerkte ich zwar öfter, daß Helnam in Abwesenheit meines Vaters mit der Stiefmutter in dem obern Stockwerke eine geheime Zusammenkunft hielt; doch da ich nicht wußte, was es zu bedeuten hätte, so bekümmerte mich dies weiter nicht, vielmehr war ich darüber vergnügt, daß mir meine Stiefmutter alles gab und zuließ, was nur mein Herz begehrte.

So verfloß ein ganzes Jahr. Allein, als einst mein Vater auf einige Tage verreiset war, entstand plötzlich in der einen Nacht ein entsetzlicher Tumult in meiner Eltern Schlafkammer. Die Thür wurde nämlich eingestoßen, zu-

gleich hörten wir die Mutter schreien und des Vaters Stimme, auch einen Büchsenknall zum Fenster hinaus. Wir vier Kinder — denn mein ältester Bruder war schon bei Hofe in Diensten — sprangen demnach alle auf, liefen in der Eltern Kammer, und sahen, daß der Vater immerfort auf die Mutter mit dem Hirschfänger losstieß; auch würde er sie gewiß in Stücke gehauen haben, wenn wir Tungen ihm nicht den Arm gehalten, und die Mädchen sich über die Mutter her gebreitet hätten. Inzwischen schwamm die Mutter fast in ihrem Blute, denn sie hatte etliche Hiebe über den Kopf, die Brust und die Arme bekommen. Endlich ließ sich der Vater durch unser jämmerliches Schreien bewegen, mit mir hinunter in die Stube zu gehen, wo ich sogleich eine Laterne anzündete und mit ihm von Hause hinweg und nach dem Walde zu gehen mußte. Er hatte eine Büchse an der Schulter hängen, und den bloßen Hirschfänger in der Hand. Kaum waren wir hundert Schritte gegangen, als wir den Förster Helnam im bloßen blutigen Hemde auf dem Gesichte liegend antrafen. Mein Vater wendete ihn um auf den Rücken, und sagte weiter nichts als die Worte: „Ja, ja, Du bist's, und hast genug.“ Er ließ aber den Körper liegen, kehrte mit mir um, und nach unserem Hause zurück, und schickte mich sogleich hinauf, um zu sehen, was die Mutter machte. Dieser hatte mein Bru-

der die Wunden voll Zunder, Spinnewebe, Berg und dergleichen gestopft, auch Brantwein hinein gegossen und drauf gelegt, allein sie wollten dennoch nicht zu bluten aufhören, und da ich wieder hinunter ging, um es dem Vater zu sagen, war dieser schon fort.

Wir Kinder meinten, er würde etwa in das nächste Dorf gegangen sein, und Leute herzu rufen, hofften aber auf seine Ankunft umsonst, bis der Tag anbrach, da denn zu unserem Glücke etliche Manns- und Weibspersonen kamen, welche in die Stadt zu Markte gehen, vorher aber erst noch bei uns Brantwein trinken wollten. Zwei Weiber, die sonst mit meiner Stiefmutter wohl bekannt waren, blieben bei ihr, zumal da sie auf die Nachricht, Helnam liege nicht weit von unserem Hause erschossen, in eine tiefe Ohnmacht fiel; die Männer aber eilten nach der Stadt, und meldeten die Geschichte der Obrigkeit, da denn gar bald die Gerichte mit Doctor, Barbierer und Priester heraus kamen, welche zuerst die Mutter gehörig verbinden ließen und sie dann ausfragten. Sie bekannte den ganzen Hergang der Sache offenherzig und zugleich auch, daß sie schon seit etlichen Jahren und ehe sie noch meinen Vater geheirathet, mit Helnam der Liebe gepflogen, meinem Vater aber, um ihn nicht eifersüchtig, sondern desto sicherer zu machen, immer vorgeschwaht, daß ihr dieser Mensch zuwider wäre.



Hierauf bat sie, daß der Priester bei ihr bleiben, der Doctor und Barbierer aber nur nach Hause reisen möchten, indem sie fühlte, daß sie den Abend nicht erleben würde. Dies letzte traf auch ein. Denn, nachdem, der Priester den ganzen Tag mit ihr gesprochen und gebetet, ihr auch das heilige Abendmahl gereicht hatte, starb sie, noch ehe es Abend wurde. Helnam's Körper öffnete man, und begrub ihn sodann, so wie auch meine Stiefmutter, auf besondere landesherrliche Begnadigung an die Seite des Gottesackers des nächsten Dorfes. Uns armen Kindern hatten die Gerichte fast nichts weiter als die allerndthigsten Sachen gelassen, und einen Mann und eine Frau bestellt, die indessen die Wirthschaft treiben und uns verpflegen sollten. Allein einige Wochen nachher war der Landesherr so gnädig, meinen ältesten Bruder, der schon einige Jahren bei ihm in Diensten gestanden, in die Stelle meines Vaters, von dessen Aufenthalt kein Mensch etwas wissen wollte, zu setzen. Dieser mein Bruder nahm nun eine betagte Verwandte zur Haushälterin an, versprach, uns, seine Geschwister, noch eine Zeitlang bei sich zu behalten, und brachte es auch bei dem Landesherrn dahin, daß die Gerichte nach Abzug aller Kosten, die übrige Verlassenschaft unserer Eltern an bestellte Vormünder ausliefern mußten. Es war indeß, leider! nicht allzu viel übrig geblieben; und so sehen Sie, meine Herren, — bemerkte

hiebei der Kapitain Horn — wie ein ungetreues, listiges Weib unsern Vater und uns Kinder in's Unglück, sich und ihren Liebhaber aber um's Leben gebracht hat.

Jedoch, um meine eigene Geschichte weiter zu verfolgen, — noch war nicht ein volles halbes Jahr nach dieser traurigen Begebenheit verfloffen, als einst ein vornehmer Kavaliere, der nach Hofe zu reisen im Begriff war, des Nachts auf der Straße mit seinem Wagen umwarf, an seinem Arme Schaden nahm, und, weil er in unserem Hause Licht erblickte, ausspannen ließ, um den Tag zu erwarten. Er fragte, sobald er herein trat, nach meinem Vater, und mein Bruder erzählte ihm die oben erwähnte traurige Geschichte in der Kürze, worüber sich der Fremde, da er über Jahr und Tag nicht in dieser Gegend gewesen, ungemein verwunderte, nachher seinen Arm mit Weine waschen und sich etwas zu essen bringen ließ. Ich war sehr eifrig, ihm mit aufwarten zu helfen, welches er bemerkte, und daher, als ich ihm Papier zum Anzünden der Tabackspfeife reichte, mich fragte: „Wie alt bist Du?“ — „Zwölf Jahr,“ gab ich zur Antwort. — „Was willst Du werden?“ fragte er ferner; und ich antwortete: „Ja, das weiß Gott, was aus mir werden wird, denn ich bin ein armes Kind worden, seitdem mein Vater weg ist.“ — „Hast Du Lust, mit mir zu reisen?“ fuhr er fort. — „Ach,“ seufzte ich, „wenn ich

nur groß genug wäre, so wollte ich mit einem so wackeren Herrn wohl bis an's Ende der Welt reisen." In diesem Augenblick kam mein ältester Bruder in die Stube, zu welchem der Cavalier sogleich sagte: „Mein Freund, an diesem Euren jüngsten Bruder gefallen mir besonders drei Stücke: erstlich, sein munteres und dreistes Wesen; zum andern, sein aufrichtiges Gesicht, und zum dritten, seine weißen krausen Haare. Ist es Euch und ihm gefällig, so will ich ihn in meine Dienste nehmen und für sein künftiges Wohlsein sorgen.“ Mein Bruder besann sich nicht lange, und kurz, ich packte mein Bündel mit Freuden eifertig zusammen, und fuhr mit diesem meinen nunmehrigen Herrn nach der Residenz unseres Landesherrn. Dasselbst ließ mir mein Herr sogleich eine saubere Livree machen, und mich alle Tage sechs Stunden in die Schule gehen, außer der Zeit aber mußte ich mehrentheils um ihn sein, auch sogar, wenn er ausging oder ausfuhr. Er erforschte meine Treue und Verschwiegenheit auf verschiedene Art und Weise, ohne daß ich es damals sogleich merken konnte; nachdem er mich aber in den ersten zwei Jahren treu und redlich befunden, wurde ich von ihm sehr oft mit Geld und anderen Sachen reichlich beschenkt, was mir zwar bei den älteren Bedienten einigen Neid erregte, indeß es durfte mir Niemand etwas zu Leide thun.

Mein Herr war unverheirathet, ich aber wurde von ihm fast alle Tage mit Briefen und Paleten an eine vornehme Dame, die sehr schön und eine junge Wittwe, jedoch eben nicht sehr begütert war, abgeschickt, und er selbst statete derselben sehr oft Besuche ab, entweder des Nachts, oder wenn es sonst nicht leicht Jemand gewahr werden konnte. Einige Zeit nachher veruneinigten sie sich mit einander, und die Dame wurde bergestalt zornig, daß sie von meinem Herrn weder Briefe mehr annehmen, noch auch ihm erlauben wollte, sie ferner zu besuchen. Indem er nun noch Gelegenheit suchte, sie in ihrem Zimmer zu sprechen, und sich deshalb einst heimlich in ihr Haus geschlichen, ohne indeß seinen Zweck zu erreichen, weil die Dame seiner noch bei Zeiten gewahr worden und sich in ein anderes Zimmer versteckt und verschlossen hatte, fing er an entsetzlich zu fluchen und zu lästern, stieß allerlei Schimpfreden aus, welche indeß von Niemandem anders als von ihren Domestiken gehört wurden, und ging endlich im größten Grimme und Zorne in sein Quartier. Am folgenden Morgen sehr früh, als er noch nicht aufgestanden war, erhielt er von einer gewissen höheren Hand einen schriftlichen Befehl, dessen Inhalt, wie ich nachher erfahren, dieser war: daß er sich bei Vermeidung höchster Ungnade und ernstlicher Strafe ferner nicht unterstehen sollte, diese Dame mit Worten, Werken

oder Schriften zu beleidigen. Ich brachte diesen Brief meinem Herrn in's Bette, als er eben aufgewacht, und zum Glück kein einziger von den übrigen Bedienten im Schlafzimmer war. Er hatte denselben kaum gelesen, als er wie rasend aus dem Bette sprang, den Brief mit Füßen trat, und in der Hitze folgende Worte vernehmen ließ: „Ha, ist's so bestellt? Warte, Ungetreue; ich will Dir nicht zehn bis zwölf tausend Thaler werth umsonst ausgebeutelt haben, sondern meine Schmach an Dir rächen, und wenn es auch mein Leben kosten sollte.“ Hierauf mußte ich die andern Bedienten rufen, um ihn anzukleiden. Sie mochten es ihm zwar alle ansehen, daß er Grinsen hatte und zornig war, allein er konnte sich doch auch in so weit bezwingen, einem Jeden das, was er für denselben Tag zu befehlen hatte, mit ziemlicher Gelassenheit zu sagen. Nachher rief er den Sekretär und den Kammerdiener in sein Kabinett, besprach sich mit beiden länger als eine Stunde ingeheim, und fuhr hierauf, indem er nur einen einzigen Lackien und mich zur Bedienung mit sich genommen, zu einem guten Freunde auf's Land.

Wir waren daselbst sehr willkommen, und wurden sehr wohl bewirthet. Nachmittags aber, da der Hausherr mit seinem Gerichtshalter in einem Oberzimmer etwas geheimes zu verrichten hatte, und mein Herr unterdeß zum Zeitver-

treibe mit der Hausfrau das Brettspiel vorgenommen hatte, merkte ich, der ich allein im Zimmer aufwartete, doch gar zu bald, daß beide einander schon besser kennen müßten. Mein Herr küßte und liebkosete nämlich diese Dame ungeschweht, und obwohl sie anfangs wegen meiner Gegenwart etwas darüber erschrak, so gab sie sich doch bald zufrieden, als ihr mein Herr, vielleicht meinetwegen, nur wenige Worte in's Ohr gesagt hatte. Sie blieb ihm nun keinen Kuß und keine Ge-  
 lieblosung schuldig, ja sie wurden gar so dreißt, in ein kleines Kabinett, worin nur ein Schlafstuhl und ein Tisch stand, zu gehen. Ob sie nun da ebenfalls ein Damenspiel spielten, oder nun zum Fenster hinaus in den Lustgarten sahen, weiß ich nicht; jedoch kamen beide, ehe Jemand anders in's Zimmer kam, wieder zurück, und spielten nunmehr recht eifrig im Brette fort.

Abends nach der Mahlzeit begab sich mein Herr mit dem Hausherrn in ein besonderes Zimmer, worin sie über drei Stunden ganz allein blieben, und sodann sich zur Ruhe begaben. Mit anbrechendem Tage aber hatte sich der Hausherr mit einem einzigen Bedienten auf die Reise begeben, und mein Herr trank den Thee mit der Dame in einem verschlossenen Zimmer über zwei Stunden lang ganz allein. Gegen Mittag stellten sich zwei benachbarte Edelleute nebst ihren Gemahlinnen und einem Officier ein, welche, wie ich

aus den ersten Komplimenten abnehmen konnte, der Hausherr auf seinen Hof bitten lassen, um während seiner Abwesenheit meinem Herrn die Zeit vertreiben zu helfen. Die Hausfrau ließ daher noch ein Fräulein, die vielleicht nicht weit von ihr wohnen mochte, zu sich bitten, um auch ein Frauenzimmer zum Umgange für den Officier zu haben; allein dieser hatte seine Augen mehr auf die Wirthin als auf das Fräulein gerichtet, welches zwar wohl gewachsen, jedoch eben nicht fein von Gesicht, während dagegen die erstere recht schön war. Es wurde in allen Stücken sehr köstlich gegessen und getrunken, dann gingen sie spazieren und spielten allerlei Spiele, wobei mein Herr jederzeit die Wirthin bei Seite hatte, was dem Officier, allem Anschein nach, sehr verbrüßlich war; indeß durfte er sich nichts merken lassen, weil ihn mein Herr an Stande und Vermögen weit übertraf. Endlich, da es schon tief in der Nacht war, kamen dennoch mein Herr und der Officier, der Hausfrauen wegen, — ich kann nicht genau sagen, wie und warum — in einen spitzfindigen Wortstreit, der aber noch durch die übrigen Gäste beigelegt wurde. Mein Herr legte sich, sobald er in sein angewiesenes Zimmer kam, augenblicklich zu Bette, und befahl auch mir, sogleich einzuschlafen, weil ich am andern Morgen früh schon aufstehen mußte. Ich legte mich demnach in das, hinter einer spanischen Wand stehende Feld-

bette, war aber kaum eingeschlafen, als die Seitenthür des Zimmers geöffnet wurde, und durch dieselbe eine Person in einem langen weißlichen Schlafrocke herein getreten kam. Ich rief, etwas furchtsam: „Wer da?“ Mein Herr aber antwortete: „Schlafe nur ruhig, Wilhelm, und lehre Dich an nichts!“ Da nun die spanische Wand etwas weit offen stand, so konnte ich in der Dämmerung wenigstens so viel gewahr werden, daß dies Gespenst auf meines Herrn Bette zuging, und hinter seinen Gardinen verschwand. Ich wußte nicht, ob es eine wirkliche Person oder ein Geist war, konnte daher vor vielem Nachdenken kein Auge schließen, und bemerkte auch, daß mein Herr sehr unruhig lag, sich öfter bewegte und herumwarf; doch endlich schlief ich darüber ein, und ermunterte mich nicht eher, als bis der helle Tag bereits angebrochen war, und mich erinnerte, aufzustehen. Indem ich nun aus dem Bette steigen wollte, rief mein Herr: „Wilhelm, es ist noch zu früh hier aufzustehen; schlafe nur noch ein paar Stunden, bis ich Dich selber aufrufe.“ Ich gehorchte, konnte aber, weil ich mich schon gewöhnet, früh munter zu sein, nicht wieder einschlafen, sondern lag mit offenen Augen da, hörte auch, daß mein Herr in seinem Bette mit Jemandem ein leises Gespräch hielt, wovon ich aber nur sehr wenig verstehen konnte. Endlich, da schon die aufgehende Sonne ihren ersten Strahl durch



die Fenster warf, kam das gestrige Gespenst abermals zum Vorschein, und hatte den Schlafrock oben über den Kopf gezogen, so daß ich Wlitzender nichts als ein paar schöne, große, schwarze Augen sehen konnte, von welchen ich geschworen hätte, daß es die Augen unserer Frau Hauswirthin gewesen, wenn ich nicht gedacht, daß dieselben, da sie so spät zu Bette gegangen, noch im süßesten Schlummer geschlossen lägen. Kaum hatte der erwähnte Geist seinen Rückweg durch die Seitenthür genommen, als mich mein Herr bei meinem Namen rufte. Indeß diesmal hielt ich nicht für rathsam, ihm eher zu antworten, als bis er mich zum drittenmal gerufen hatte. Demnach befahl er mir, daß ich mich hurtig anziehen und einen von des Hauswirths Stallknechten herauf rufen sollte. Als ich mit demselben ankam, saß mein Herr schon im Schlafrocke am Tische und schrieb, sagte aber zu dem Stallknecht: „Hörst, mein Freund, thut mir den Gefallen, und sattelt für diesen meinen Burschen einen Klepper, weil ich keine Reitperde bei mir habe. Ich will ihn nur bis in die Stadt schicken, und es bei Eurer gebietenden Frau, die unfehlbar noch schlafen wird, schon verantworten.“ Der Kerl war sogleich willig, zumal da ihm mein Herr einen Gulden darreichte. Ich aber bekam zwei Briefe von ihm, einen an den vornehmen Kaufmann, und den andern an einen Juwelier, mit dem Befehle, nicht

Teisenburg. V.

in unserem Logis, sondern in einem Gasthose einzulehern, und sobald ich an beiden Orten abgefertigt worden, Alles wohl in den Mantelsack einzupacken, und den Rückweg eiligst anzutreten. Ich versprach, Alles wohl auszurichten, und ritt fort nach der Stadt.

Obwohl ich nun nicht gelesen, was in den beiden Briefen stand, so war ich doch so schlau, sowohl von des Kaufmanns als von des Juweliers Leuten heraus zu laffen, daß der erste ein kostbares, mit Gold durchwirktes Zeug zu einer Frauenzimmerkleidung, und der andere ein diamantenes Brustkreuz nebst einer goldenen Uhr eingepackt hatte. Ich brachte dies Alles bei guter Zeit auf meines Herrn Zimmer, ihn selbst aber traf ich bei der übrigen Gesellschaft im Garten an, und stattete meinen Bericht ab. Er ging demnach sofort selbst auf sein Zimmer, und mochte die Sachen eröffnet, besehen und gut gefunden haben, denn er machte mir eine gnädige Miene, als er zurückkam. Ich bemerkte, daß er die Frau Hauswirthin im Garten etwas bei Seite führte, und mit ihr heimlich redete, worauf er mich rief und sagte: „Wilhelm, gib Achtung, wenn die Hauswirthin zur Gartenthür hinaus gehet, so gehe zuerst langsam hinter ihr her, laufe sodann voraus, und gib ihr das auf meinem Tische im Zimmer liegende Paket aufzuheben, denn sie wird da vorbei gehen.“ Ich war schnell, und da die Dame kam, stand

ich schon mit dem Pakete in der Thür. Sie fragte: „Mein Sohn, ist dies das Paket, welches ich Eurem Herrn verwahren soll?“ — „Ja, gnädige Frau,“ antwortete ich; „es ist's.“ Also mußte ich es denn in ihr Schlafzimmer tragen und in einen Kasten werfen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, daß zwischen ihrem und meines Herrn Schlafzimmer nur eine Scheidewand sich befand, durch deren Thür in vergangener Nacht das Gespenst ein und zurück gegangen war. Da ich nun wieder fortgehen wollte, rief sie mich zurück, und beschenkte mich mit zwei Stücken Leinwand, gebot mir aber, außer meinem Herrn, keinem Menschen etwas davon zu sagen, sondern für mich Unter- und Oberhemden davon machen zu lassen. Ich bedankte mich unterthänigst dafür, und fand nachher, daß beide Stücke sehr fein waren, und daß jedes dreißig Ellen hielt.

Nach der Abendmahlzeit klagte mein Herr über gewaltige Kopfschmerzen, weshalb die Lust für diesen Abend ziemlich gestört zu sein schien, und sich ein Jeder desto zeitiger zu Bette begab. Jedoch bei meinem Herrn mochten die Kopfschmerzen wohl nur ein bloß verstelltes Wesen sein, denn da er auf sein Zimmer kam, war er lustig und guter Dinge, rauchte auch, ehe er zu Bette ging, noch ein paar Pfeifen Kanaster. Gegen Mitternacht öffnete sich die Seitenthür abermals, und das Gespenst hielt es ebenfalls wie in der

vorigen Nacht, ich aber stellte mich an, als ob ich sehr fest schlief, bis mich mein Herr etwa um fünf Uhr aufweckte und mir befahl, den Thee nicht eher als um neun Uhr zu fordern, und gegen Sebermann zu sagen, daß er vor Kopfschmerzen die ganze Nacht kein Auge zuthun können. Dieser Tag wurde ebenfalls in lauter Wohlleben zugebracht, außer daß der Officier und mein Herr immer auf einander stichelten; denn obschon beide sonst noch nie mit einander in Gesellschaft gewesen waren, so schien es doch, als ob eine wirkliche Antipathie unter ihnen beiden wäre. Doch kam es diesen Tag noch zu keinen Thätlichkeiten, und in der folgenden Nacht ging es eben so zu, wie in den beiden vorigen.

Als diese verstrichen war, kam der Hausherr, etwa ein paar Stunden vor der Mittagsmahlzeit wieder zurück von der Reise, und gab meinem Herrn, in dessen Geschäften er verreiset gewesen, in einem besonderen Zimmer geheime Nachricht von dem, was er ausgerichtet hatte, nachher wurde gespeiset und stark Wein getrunken, weil der Hausherr als ein großer Liebhaber des Rebensafts seine Gäste sehr dazu nöthigte. Der Hauswirth brachte meinem Herrn eine Gesundheit zu: „Auf gut Glück in der bewußten Sache!“ Mein Herr that Bescheid, reichte zugleich dem Hauswirth die Hand, und, als er den Becher geleeret, dankte er demselben verbindlich dafür, daß er ihm das eine Werk so glücklich

zu Stande gebracht, und in der anderen Sache seine Stelle so gut vertreten hätte, versprach zugleich, sich hierin erkenntlich zu erzeigen. Der Hausherr schüzte vor, es fordere seine Schuldigkeit, meinem Herrn nicht allein solche, sondern noch weit mühsamere Dienste zu leisten, wogegen denn mein Herr auch keine Komplimente schuldig blieb. Allein der Officier, dem der Wein oder andere Grillen schon zu sehr in den Kopf gestiegen waren, mischte sich in ihr Gespräch und sagte zu dem Hauswirth: „Mein Herr, Sie belieben die Komplimente zu sparen; denn haben Sie des Herrn G\*\* Stelle vertreten, so hat derselbe vielleicht die Ihrige auch vertreten, so daß Ihre Frau Liebste wohl nicht über ihn klagen wird.“ — „Mein Herr,“ versetzte hierauf mein Herr, dem die Galle auf einmal überging und das Blut in's Gesicht stieg, „was sind das für Reden? Werden mir nicht diese Herren und Damen Zeugniß geben, daß ich mich als ein honetter Gast und nicht als Wirth aufgeführt? Worin bestehen also die Verrichtungen, die ich gethan haben soll?“ — „Das weiß der Himmel und der Nachtwächter,“ antwortete der Officier. — „Und das ist eine närrische Antwort,“ erwiderte mein Herr darauf, dem die anderen alle beifielen, und dem Officier zu verstehen gaben, daß sie gar nicht wußten, warum er schon vorgestern, gestern und heute so wunderliche, ja ganz ungereimte Stichelreden und Mägdesprich-

wörter im Munde geführt, man sei ja sonst von ihm dergleichen gar nicht, sondern einer weit artigeren Aufführung gewohnt. Allein der Officier fuhr auf und sagte: „Ei was, ich halte den für einen . . . . , der meine Rede und Antwort für nährisch hält; es wird ein schlechter Unterschied sein zwischen einem Officier, wie ich bin, und einem solchen Herrn, wie der ist.“ Dies war genug, um meinen Herrn aufs Aeußerste zu bringen. Demnach griff er sofort nach einer an der Wand hangenden Karbatsche, und schlug den Officier etlichemal damit über den Kopf. Dieser wollte zwar vom Leder ziehen, allein der Hausherr und die andern beiden von Adel hielten ihn davon ab, und stifteten in so weit Friede, daß mein Herr dem Officier versprach, den folgenden Morgen bei Aufgang der Sonne mit ein paar geladenen Pistolen vor ihm auf der Gränze zu erscheinen. Bald nachher ließ der Officier seine Pferde satteln, und ritt, nachdem er einen sehr kalten Abschied genommen, voll Wein und Grimm seine Wege. Jedermann war froh, daß er dies Mittel ergriffen, und besonders die Frauenzimmer. Die Frau Hauswirthin, welche eine im Gebären begriffene Frau besucht hatte, war bei dem ganzen Streite gar nicht zugegen gewesen, und verwunderte sich daher darüber und sagte: sie habe jederzeit an diesem Officier eine üble Aufführung wahrgenommen, indem er öfter den tugendhaftesten Personen Flecken anhängen und

sich selber dieser und jener Sachen berühmen wollen, die wohl niemals wahr gewesen. — Kurze Zeit nachher hat indeß ein guter Freund mir im Vertrauen eröffnet, daß diese Dame eben diesen Officier in Abwesenheit ihres Gemahls gar oft heimlich zu sich bitten lassen, und ihm gar gern ein oder etliche Nachtquartiere gönnen mögen, weswegen ihn allerdings die Eifersucht gegen meinen Herrn für diesmal zu einer so wunderlichen Aufführung verleitet haben mag. —

Mein Herr war, ungeachtet des gefährlichen Geschäfts, das er für den folgenden Morgen vorhatte, lustig und guter Dinge, mir aber pochte das Herz wie ein Hammer, und an der Frau des Hauses bemerkte ich ein paarmal, daß, wenn sie sich allein und außerhalb der Stube befand, sie die Hände rang und Thränen fallen ließ. Jedoch unser beider Angst ward etwas vermindert, da noch selbigen Abend des Officiers Lakai zurückgeritten kam und die Nachricht brachte, daß seinem Herrn unterwegs ein Ordonanz-Reiter begegnet sei, der ihm den Befehl überbracht, sich sogleich zu Pferde zu setzen und zum General zu kommen, weswegen denn sein Herr das gegebene Ehrenwort für diesmal nicht halten könne, sondern sich für einen andern Tag vorbehalten müßte, Genugthuung zu fordern. Mein Herr hätte dem Kerl nicht geglaubt, sondern den Officier einer Zaghaftigkeit beschuldiget, wenn ihm der Lakai nicht die Ordre selbst

mit vorgezeigt hätte. Sonach gab er ihm denn weiter nichts zur Antwort als: es sei ihm gleich viel, und ein Tag so gut wie der andere. Diesen Abend ging ein jeder sehr bald zur Ruhe, weil sowohl mein Herr als die anderen Gäste am folgenden Morgen fort wollten. Es öffnete sich auch diese Nacht die Seitenthür in meines Herrn Zimmer nicht, sondern dieser schlief ungemein ruhig, bis man hörte, daß der Hauswirth und dessen Gemahlin schon ihre Stimmen im Hause hören ließen. Diese beiden mußte ich, sobald er angekleidet war, auf ein Wort hinauf in sein Zimmer bitten, da er denn für alle erzeugte Höflichkeit und Mühwaltung verbindlichen Dank abstattete, und dem Herrn die goldene Uhr, der Frauen aber das diamantene Brustkreuz, auch jedem noch einen kostbaren Ring zum freundlichen Andenken verehrte, und zugleich versicherte, sobald die ihnen bewußten Angelegenheiten völlig zu Stande gebracht, er sich ihnen anderweitig erkenntlich bezeigen wolle. Beide schienen über diese kostbaren Geschenke recht bestürzt zu sein, und wußten fast nicht, ob sie dieselben annehmen sollten, oder nicht; allein mein Herr hat, ihn mit ferneren Weitläufigkeiten zu verschonen, nahm beide an die Hand, und führte sie herunter zu der übrigen Gesellschaft. Dann ging er abermals hinaus, und beschenkte die Haus- und Stallbedienten reichlich, welches so viel wirkte, daß der Hausherr



mir und meines Herrn Lakaien jedem einen Ducaten aufzwing, die Dame aber mir allein heimlich noch zwei Ducaten in die Tasche steckte. Daher wünschte ich, daß wir öfter an diesen Ort kommen, und bei dem Herrn von E \* \*, denn so hieß der Hauswirth, schmausen möchten, wenn mir aber das Kugelwechselln, welches mein Herr noch vor sich hatte, in die Gedanken kam, so schoß mir das Herzblättchen auf einmal. Doch endlich gedachte ich: da mein Herr so lustig und fröhlich ist, so muß er gewiß die Kunst schon können, einen Kerl vom Pferde zu schießen, oder wer weiß, ob gar noch etwas aus der Sache wird.

Wir kamen erst des Abends in unserer Wohnung in der Residenz an. Mein Herr fragte sogleich die andern Bedienten, ob der Secretär und der Kammerdiener noch nicht zurückgekommen wären, erhielt aber zur Nachricht, daß beide sich noch nicht wieder sehen gelassen. Einige Tage stellte sich mein Herr unpäßlich, und kam nicht aus dem Zimmer, wurde jedoch von verschiedenen Kavalieren und andern vornehmen Standespersonen besucht. Sobald indeß der Sekretär und nachher der Kammerdiener zurück gekommen, war er wieder gesund, besuchte fast alle Zusammenkünfte vornehmer Standespersonen, war aber eine lange Zeit hindurch so unglücklich, dasjenige nicht anzutreffen, was er suchte, nämlich — wie er mir lange nachher selbst erzählt

hat — die Frau von A\*\*, seine ehemalige kostbare Geliebte, wegen welcher, wie ich schon gemeldet, er den strengen Befehl erhalten hatte. Endlich kam einer von seinen Espionen, — denn er hielt deren verschiedene und belohnte sie reichlich — dieser kam, sagte ich, und meldete ihm, wo die erwähnte Dame auf einer Maslerade anzutreffen sein würde, beschrieb ihm auch dreierlei kostbare Kleidungen, woran er sie vor allen andern erkennen könnte.

Mein Herr säumte nicht, sich ebenfalls dahin zu begeben, und beschimpfte die Frau von A\*\* auf eine ganz besondere und verzweifelte Art und Weise, welche nachzusagen, ich mich jago selbst noch schämen mußte. Es mochte ihm dies nun wohl von den Wenigsten in der Gesellschaft gut ausgelegt worden sein, doch regte sich Niemand deswegen, als nur ein einziger Kavaller. Dieser nahm sich der Dame öffentlich an, und gerieth mit meinem Herrn in Wortstreit, welcher verschiedene zweideutige Reden, die nachmals einer höheren Person vorgebracht worden, fallen ließ, bis es endlich so weit kam, daß beide einander auf die Degenspitze heraus forderten. Die Dame ließ voll Gift und Galle sich halb ohnmächtig in einer Sänfte nach Hause tragen, mein Herr kam ebenfalls nach Hause, las einen von seinen besten Stoßdegen aus, legte ihn nebst den steifen Handschuhen zurecht, und befahl dem Kammerdiener gleich mit anbrechen-

dem Tage ein Pferd für ihn, den Herrn, eines für den Kammerdiener, und eines für den Reitknecht satteln zu lassen, aus welchen Anstalten wir Bedienten sogleich abnehmen konnten, daß er morgen ein Duell vorhabe. Allein alle diese Anstalten waren vergebens. Zu unserem nicht geringen Schrecken kam nämlich gleich nach Tages Anbruch ein Oberofficier mit vier Mann in meines Herrn Zimmer getreten, der ihm Arrest ankündigte, während ein Unterofficier mit acht Mann draußen vor dem Zimmer Wache hielt, und, nachdem alle Bedienten herausgewiesen worden waren, Niemanden als mich und den Kammerdiener aus und ein gehen ließ. Anfangs meinten wir Bedienten, es geschehe dies Alles nur, um das bevorstehende Duell zu hintertreiben, indeß wir erfuhren sehr bald, daß mein Herr nicht allein von der beschimpften Dame, sondern auch noch von einer höheren Person behelliget werde. Zuerst standen seine Sachen nicht allzu wohl, da er sich aber mit dem Munde und der Feder wohl zu helfen wußte, überdies auch sehr viel gute Freunde und Fürsprecher hatte, kam es endlich nach einem sechs wöchentlichen Arrest dahin, daß er etliche tausend Thaler Strafe geben und angeloben mußte, binnen drei Tagen die Residenzstadt zu verlassen, und sich wenigstens drei Jahre lang außerhalb Deutschlands in fremden Ländern aufzuhalten, zugleich wurde ihm nicht mehr als drei Wochen Zeit gestattet,

um seine Sachen in Ordnung zu bringen und sich reisefertig zu machen. Dies letztere war eben so nöthig nicht, denn seitdem er geschworen, die Frau von A\*\* zu beschimpfen, hatte er bereits alle Anstalten zu einer Reise nach Frankreich machen lassen. Zwar mußte mein Herr um dieser einzigen, ihm ungetreuen Frau willen eine gewaltige Summe Geldes einbüßen; jedoch, wie ich etliche Jahre nachher erfahren, hat diese von außen sehr schöne, aber giftige Kreatur noch viele andere Mannepersonen in's Verderben gestürzt.

Winnen der erwähnten Frist von drei Wochen ließ mein Herr seine überflüssigen Sachen, auch Pferde, Kutschen und dergleichen, verkaufen, dankte die überflüssigen Bedienten ab, und behielt Niemanden bei sich, als seinen Kammerdiener, einen Jäger, mich und zwei Reitknechte, drei Reispferde für sich und fünf für die Bedienten. Aus einem kleinen Städtchen, das schon jenseit der Gränze lag, schickte er den Jäger mit einem Briefe an den Officier ab, welcher ihn auf Pistolen gefordert hatte; denn von diesem war ihm binnen der Zeit, als er in Arrest gefessen, eine anderweilige Herausforderung zugesandt worden, mein Herr aber nicht im Stande gewesen, sich zu stellen, doch nunmehr benannte er denselben Zeit und Stunde, wo und wann sie einander sehen könnten. Auf eben denselben Platz und zu eben derselben Stunde bestellte er auch in einem andern Briefe, den

ein Reitknecht überbringen mußte, denjenigen Cavalier, der sich auf der Maskerade einft der Frau von U\*\* so ernstlich angenommen. Beide erschienen auch wirklich, seinem Verlangen gemäß, zu gehöriger Zeit und Stunde. Mein Herr hatte einen bekannten Cavalier zum Secundanten mitgenommen, und war so glücklich, den Officier, nachdem derselbe sich verschossen, eine Kugel durch die Brust zu jagen, so daß er augenblicklich todt vom Pferde stürzte. Hierauf stieg er vom Pferde, legte seinen Rock, Kamisol und die Sporen ab, zog den Degen, und nahm es mit dem Ritter der Frau von U\*\* auf, versetzte ihm auch gleich im andern Gange einen solchen Stoß oben in die rechte Brust, daß demselben auf einmal Arm und Klinge niedersank, — doch ist er nachher wieder völlig geheilt worden.

Nach dieser Arbeit setzte sich mein Herr wieder zu Pferde, schenkte seinem Secundanten einen kostbaren Ring zum Andenken, nahm höflich Abschied von ihm, und ritt dann mit seinen Bedienten auf dem fremden Grund und Boden immer fort. Nachdem wir eine Stunde Weges mit einander geritten, schickte mein Herr den Kammerdiener mit den andern Leuten voraus, nach der Stadt zu, wohin er seine meiste Equipage hatte bringen lassen, und befahl demselben ingheim, nicht eher von dannen aufzubrechen, bis er wieder zu ihnen käme; er aber ritt mit mir linker Hand

fort, bis wir endlich auf den Weg kamen, welcher uns Abends sehr spät in des Herrn von E\*\* Rittergut führte. Ich glaube, es war meinem Herrn eben so gar nicht zuwider, als er sich gegen die Bedienten stellte, da er erfahren mußte, wie der Herr von E\*\* schon seit vier Tagen verreisct wäre, auch wohl noch eben so lange aufen bleiben dürfte. Die Frau von E\*\* hatte eben schlafen gehen wollen, schien aber über unsere Ankunft eben nicht mißvergnügt zu sein, sondern wollte sogleich warme Speisen machen lassen, allein mein Herr deprecirte alles, und hat nur um ein Glas Wein, zwei Bissen Brod, und dann um ein Bett, weil er vor Müdigkeit fast die Augen nicht mehr offen halten konnte. Er nahm auch weiter nichts zu sich, sondern eilte zu Bette, und erzählte der Frau von E\*\* diesen Abend gar nichts von alle dem; was sich seit der Zeit, viel weniger den vergangenen Tag, mit ihm zugetragen hatte. Etwa eine halbe Stunde, nachdem ich mich niedergelegt, öffnete sich die Thür; ich sah mich aber nicht einmal nach dem Gespenste mehr um, welches herein kam, weil ich es aus verschiedenen Umständen schon kennen lernen, wurde auch nicht gewahr, um welche Zeit es wieder fort ging. Früh Morgens beim Thee erzählte mein Herr erst der Frau von E\*\*, wie er seine beiden Gegner gestern früh abgefertiget hätte. Sie wunderte sich höchlich darüber, gratulirte ihm, daß er

so glücklich und unbeschädigt davon gekommen, und sagte zuletzt: „Ich kann nicht leugnen, daß ich stets ein Mitleiden mit denen gehabt, welche im Duell umkommen, oder auch nur verwundet werden; aber dieser Officier geht mir gar nicht nahe, schon darum, weil er so viele unbesonnene Reden, die wenigen Tage über, hier geführt hat. Daher ist es eben so gut, daß ihm der Mund gestopft ist. Jedoch, mein Herr, — fragte sie weiter — sind Sie hier auch sicher?“ — „Ja,“ antwortete er, „denn ich bin hier in des dritten Herren Lande. Könnte indeß meine Anwesenheit verschwiegen bleiben, so wäre es mir desto lieber.“ — „Gut,“ versetzte sie, „daß ich es weiß. Lassen Sie mich nur dafür sorgen, denn alles mein Gesinde hat die Tugend der Verschwiegenheit, und ist mir sehr treu und gehorsam.“

Um indeß mei. Erzählung nicht allzu weitläufig zu machen, will ich nur ganz kurz erwähnen, daß mein Herr sechs Nächte und fünf ganze Tage Zeit hatte, der Frau von E\*\* Alles zu erzählen, was ihm begegnet war; denn erst am fünften Tage gegen Abend kam Herr von E\*\* von seiner Reise wieder zurück, und freute sich herzlich, meinen Herrn gesund und in Freiheit in seinem Hause zu sehen, denn dessen Proceßangelegenheiten waren ihm sehr gefährlich vorgebracht worden. Wir blieben also noch drei Tage bei ihm, binnen welcher Zeit mein Herr den Herrn von E\*\*

zum Oberaufseher einiger seiner da herum liegenden Güter bestellte, und ihm desfalls schriftliche Vollmachten ertheilte, auch für seine Mühe ihm verschiedene Einkünfte anwies, mit der Bedingung, daß er dafür sorgen sollte, daß ihm seine Gelder von Zeit zu Zeit richtig gezahlt, und durch Wechsel nach Frankreich oder wo er dieselben sonst hin verlangte übermacht würden. Hierauf theilte mein Herr abermals reichliche Geschenke aus, die besten aber mochte wohl die Frau von E\*\* bereits in geheim von ihm empfangen haben, ohne das allerbeste Andenken zu rechnen, welches sie seit der neulichen Anwesenheit meines Herrn unter ihrem Herzen trug, welches sie ihm offenherzig bekannt und daneben gesagt hatte, daß ihr dasselbe am allertliebsten wäre, da sie in ihrem sechsjährigen Ehestande noch niemals so glücklich gewesen, gesegneten Leibes zu sein. Eben dies machte denn auch, daß sie beim Abschiede alle ihre Kräfte anstrengen mußte, um ihren Jammer und ihre Thränen zu verbergen. Der Herr von E\*\* aber gab uns, da wir des Nachts bei Mondscheine fortreisten, über drei Meilen Weges das Geleite mit zwei seiner Bedienten, und kehrte sodann um. Wir beide reiseten so eilig als möglich weiter, bis wir unsere Leute an dem bestellten Orte trafen. Dasselbst ruhte mein Herr nur einen Tag aus, nahm dann eine Extrapost, und setzte, von mir und dem Kammerdiener begleitet, seine Reise



nach Paris fort; der Jäger aber nebst den Reitknechten und Pferden sollte langsam nachkommen. Ungezachtet nun sehr viele schöne Städte unterwegs zu besuchen waren, so hielt sich doch mein Herr diesmal nirgends lange auf, weil ihn sehrnlich verlangte, das weitberühmte Paris zu sehen.

Endlich wurde seine Sehnsucht gestillt; denn wir kamen gleich in der schönsten Jahreszeit, nämlich im Maimonat, in dieser kleinen Welt an. Mein Herr wählte sich keines der schlechtesten Quartiere, sondern ein solches aus, worin kurz vorher ein deutscher Prinz logirt hatte, weswegen viele auf den Gedanken geriethen, er sei ein wirklicher Prinz, und wolle sich bloß des Ceremoniells und der Kosten wegen nur unter verdecktem Namen daselbst aufhalten. Demnach ist leicht zu crachten, daß er sehr bald in Gesellschaften gezogen und darin nach französischer Manier von Jedermann sehr höflich behandelt wurde, besonders aber von den Frauenzimmern; denn er sah von Gesicht für eine Mannsperson sehr schön aus, war von Gestalt sehr wohl gewachsen, und sonst in seiner Aufführung ein vollkommener Staatsmann. Von seinen Lustbarkeiten weiß ich indeß eben nicht viel zu sagen, weil ich selten dabei gewesen; denn mein Herr, welcher alle Nachmittage ausging oder ausfuhr, war so gütig, mich bei einem Sprachmeister zu verbinden, welcher mich fertig französisch reden und schreiben lehren sollte.

Ich hatte auch in der That hierzu mehr Lust, als alle Abende dem Lärmen, Schwärmen, Tanzen, Spielen und dergleichen zuzusehen, gab auch meinem Sprachmeister noch sehr oft Geld aus meiner Tasche, daß er die lateinische Sprache und die Rechenkunst mit mir wiederholen sollte. Solchergestalt entging ich denn vielen Gelegenheiten, wo ich hätte unter böse Gesellschaft gerathen können. Dagegen konnte ich hoffen, daß mir mein fleißiges Lernen dereinst guten Nutzen schaffen würde, denn ich war damals noch nicht einmal achtzehn Jahr alt.

Als wir nun etwa drei Monate in Paris uns aufgehalten hatten, kam mein Herr eines Abends wider unser Vermuthen zeitiger als sonst gewöhnlich nach Hause; da mir indeß seit einigen Tagen nicht ganz wohl gewesen, hieß er mich zu Bette gehen, und der Kammerdiener mußte allein bei ihm bleiben, weil ich noch nicht Lust hatte, schlafen zu gehen. Nach verschiedenen Gesprächen, die er mit dem Kammerdiener geführt, und die ich, weil nur eine Bretterwand zwischen unserer und seiner Schlafkammer war, deutlich hören konnte, begann mein Herr nach einem langen Stillschweigen folgendermaßen zu dem Kammerdiener zu reden: „Heute hat mein Leben an einem Haare gehangen, und Ihr hättet mich fast nicht wieder zu sehen bekommen.“ — „Ei, da sei der Himmel davor, „versetzte der

Kammerdiener, „gnädiger Herr, wie wäre denn das zugegangen?“ — „Ich bin,“ fuhr der Herr weiter fort, „Zeit meines Lebens nicht heftiger erschrocken als heute, werde mich aber auch Zeit meines Lebens über keine Begebenheit mehr verwundern, als über die heutige. Ihr habt doch gesehen, daß mir die Marquise von R\*\* heute früh ein Handbriefchen zugeschickt; daher begab ich mich zur Mittagszeit zu ihr, denn ihr Mann war, wie sie mir schrieb, auf etliche Tage verreiset. Ich kann nicht leugnen, daß ich diese liebenswürdige Dame, mit der ich gleich anfangs bekannt geworden, sehr liebe, weil ich die stärksten Beweise habe, daß sie mich ihrerseits eben so sehr und ohne allen Eigennutz liebt, ja ich glaube, wenn ich es verlangte, ihr ganzes Vermögen mit mir theilen würde; allein ich bin damit vergnügt, daß ich ihr ganzes Herz habe und, so oft es sich nur schicken will, das angenehmste Liebesvergnügen bei ihr genießen kann, denn ihre Liebkosungen sind außerordentlich lieblich. Heute Nachmittags nun, da wir beisammen saßen und spielten, sagte ihr lustiges Kammermädchen: „O wer wollte doch bei so überaus angenehmen Wetter im Zimmer sitzen, und die lumpichte Karte in den Händen herum werfen? Wäre es nicht besser, wenn man ein wenig in den Garten hinaus spazieren führe?“ — „Es ist auch wohl wahr,“ sagte die Marquise; „gefällt es Euch, mein Herr, so soll augenblick-

lich mein Wagen angespannt werden.“ Ich war damit zufrieden. Wir fuhren hinaus in den Garten, und nahmen zur Bedienung Niemanden weiter mit, als das erwähnte lustige Kammermädchen und einen Lakaien. Während der Zeit, da ich die Marquise im Garten herum führte, hatte das Mädchen oben in einem Zimmer des Gartenhauses allerlei Erfrischungen zurecht gesetzt; daher begaben wir uns hinauf, um dieselben zu versuchen. Das Mädchen nahm sich eine Flasche Limonade und eine Schachtel voll Confect aus der Kiste, machte eine Verbeugung und sagte: „Meine Engelskinder, Sie lassen sich es wohl schmecken, und sorgen für nichts; ich will mit diesem meinem Gewehr vor der Thür am Fenster Schildwache stehen, und wenn ich Jemanden auf das Lusthaus zukommen sehe, Wer da? rufen.“ Die Marquise lachte so wie ich über das närrische Ding, welches sofort sich aus dem Zimmer entfernte, den Schlüssel von der Thür abzog und herein warf. Wir fingen hierauf an, von dem Confect der Liebe zu kosten, das Gelüst darnach aber ward endlich so stark, daß wir die beschwerlichsten Kleidungsstücke ablegten und uns beide auf das zur Seite stehende Faubette begaben, und unserer Lust den Zügel schießen ließen. In diesem Augenblick stieß der Marquis von R\* eine kleine Kabinett-Thüre auf, kam, in jeder Hand ein aufgezoogenes Pistol haltend, heraus gesprungen, hielt

das eine mir, das andere seiner Frau an die Brust, und sagte: „Regt Euch nicht, sondern betet; denn Ihr müßt beide sterben.“ Ich kann wohl sagen, daß mir alle Gedanken vergingen, weiß auch nicht mehr, was die Marquise zu ihrem Manne sagte und ihn dadurch bewegte, daß er zu lachen anfing und mit seinen Pistolen wieder aus dem Zimmer hinaus ging. Sie sprang demnach hurtig auf, brachte durch einen feurigen Kuß meine fünf Sinne wieder in Ordnung, und sagte: „Mein Herz, seid gutes Muths! mein Mann ist so tyrannisch nicht, sondern wird uns diesen Fehler vergeben.“ Also kleideten wir uns beiderseits hurtig an, und sahen, da wir aus dem Zimmer traten, von oben herunter den Marquis unten im Garten ohne Pistolen ganz ausgeräumt herum spazieren. Die Marquise nahm mich bei der Hand, und führte mich ihm entgegen. Ich dankte dem Himmel, daß ich meinen Degen an der Seite hatte, und mich auf einem freien Plage befand. Als wir fast noch sechs Schritte von einander entfernt waren, zog der Marquis schon seinen Hut ab, bewillkommte mich aufs Freundlichste, dankte, daß ich ihm die Ehre erwiesen und seinen schlechten Garten besuchen wollten, und bat, es nicht ungütig zu nehmen, wenn ich nicht nach Würden bewirtheet würde, weil man sich nicht darauf gefaßt gemacht. Ich wurde von Neuem so verwirrt, daß ich in Wahrheit selbst nicht mehr

weiß, was ich ihm geantwortet habe. Es wendete der Marquis sich hierauf zu seiner Frau, küßte sie auf den Mund, und sagte: „Wie nun, Madame? soll man Euch nunmehr auch mit unter die einfältigen Weiber zählen? und glaubt Ihr nun, daß die Männer auch listig sein können?“ — „Mein Herr, Ihr habt in beiden Stücken recht,“ gab sie zur Antwort; „allein, wenn Ihr so gütig seid, und nicht mehr an das, was einmal geschehen ist, denken werdet, wird sich meine Hochachtung gegen Euch vervielfältigen.“ Der Marquis klopfte sie hierauf sanft auf die Wange, und küßte ihr die Hand, zu mir aber sagte er: „Mein Herr, meine Frau sprach nur vor wenigen Tagen zu mir, da ich ihr eine unlängst geschehene Geschichte erzählt hatte: das wären die einfältigsten und dümlichsten Weiber, die sich im Liebeswerke mit einem Liebhaber von ihren Männern ertappen ließen, auch wäre der Männer List gegen der Weiber List gar nichts zu schätzen.“ Ich wußte nicht, ob oder was ich hierauf antworten sollte; der Marquis aber, der wohl merkte, daß ich mich von meiner Bestürzung noch nicht wieder erholen konnte, fuhr weiter fort: „Mein Herr, ich glaube wohl, daß Ihr nicht wisset, ob Ihr hier bei mir verrathen oder verkauft seid; allein trauct meinem Ehrenwort, fürchtet Euch vor keiner Gefahr oder Hinterlist, sondern seid gutes Muths und folget mir in jene Grotte.“ Hierauf nahm er seine

Frau bei der linken Hand, und mir reichte sie die rechte, und so spazierten wir in eine vortreffliche Grotte, wo die köstlichsten Erfrischungen bereits zurecht gesetzt waren. Er trank mir ein Glas Wein zu, auf redliche Freundschaft, und nachdem ich Bescheid gethan, präsentirte er zuerst der Dame, nachher mir verschiedene Confituren, und begann hierauf folgendermaßen: „Mein Herr, ich bin niemals derjenige, der seine eigene Aufführung rühmt; allein, ich zweifle nicht, Ihr werdet mir zugestehen müssen, daß dieselbe heute gegen Euch und diese Dame ganz sonderbar gewesen. Ich glaube nicht, daß in Europa unter tausend Männern einer anzutreffen, und wenn er auch ein Berschnittener wäre, der sich bei einer so empfindlichen Begebenheit so gelassen benehmen würde, als ich gethan. Ihr dürft auch nicht glauben, daß ich etwa aus Eigennuz oder anderer Ursachen wegen ein guter Mann sein wollte oder mußte. Nein, mein Herr, sondern laßt Euch eine Geschichte erzählen. Diese Dame und ich haben einander aus gewissen Ursachen nach dem ausdrücklichen Befehl und Willen des Königs heirathen müssen, und zwar zu der Zeit, da sie noch nicht funfzehn, ich aber noch nicht volle neunzehn Jahre alt war. Es fiel uns beiden dies sehr schmerzlich, weil wir beiderseits unsere Hetzen schon anderweitig verschenkt hatten, mithin einander nicht lieben konnten, ja einen wirklichen Abscheu vor einander bekamen.

Unsere Freunde wußten dies, und der König erfuhr es auch: allein ein Jeder meinte, das Alles würde sich schon geben, wenn wir nur erst zusammen kämen. Indes weit gefehlt. Denn, obschon ich wußte, daß ich eine schöne Frau bekommen, auch sonst an ihrem ganzen Wesen nichts auszufehen hatte, so war mir doch so wenig als ihr möglich, beisammen in einem Bette zu liegen, noch viel weniger aber, einander ehelich zu berühren. Außerdem aber konnte ich sie im Hause gar wohl leiden, und ich wurde daher zu einem wahrhaftem Mitleiden bewegt, da ich sie beständig weinend traf. Endlich konnte ich mich nicht enthalten, sie eines Abends also anzureden: „Madame, es jammert mich herzlich, alle Tage und Stunden, so oft ich Euch zu Hause antreffe, Euch betrübt und weinend zu finden. Ich weiß, daß es Euch unmöglich fällt, Euer Herz von Eurem Liebhaber abzuwenden, und mich zu lieben; aber ich mußte unvernünftig handeln, wenn ich es Euch verdächtige, da mir ja ebenfalls nicht anders zu Muth ist. Mein einziger Trost ist, daß Ihr selbst wisset, wie ich im geringsten nicht Schuld an Eurem Unglück bin, ja ich schwöre, daß ich mehr als die Hälfte meines ganzen Vermögens daran wenden wollte, wenn wir beide unser Schicksal geändert und uns vergnügt sehen könnten. Damit Ihr aber nicht Ursache habt, über mich zu klagen, so schenke ich Euch Eure vollkommene Freiheit, so



zu leben, als ob Ihr an keinen Mann gebunden wäret, denn ich werde eher diejenigen Orte, wo Ihr Euer Vergnügen findet, vermeiden, als Euch vorsätzlich darin stören. Laßet Euren Liebhaber, eber wen Ihr sonst gern leiden möget, so oft, als Euch beliebt, zu Euch kommen, ich werde thun, als ob ich von nichts wüßte, denn ich bin so viel von Eurer Aufführung versichert, daß Ihr bei der Galanterie Eure Ehre nicht vergessen werdet. Dagegen aber hoffe ich, daß auch Ihr so erkenntlich sein und Euch um meine Gänge, Thun und Lassen, vornämlich aber um meine Galanterie-Affairen, unbekümmert lassen werdet." Meine Frau saß nach Endigung dieser Rede eine gute Weile in tiefen Gedanken. Da ich sie aber erinnerte, mir doch einige Antwort zu geben, öffnete sich endlich ihr Mund und sagte:

Mein Gemahl, Ihr verdienet Eurer guten Gestalt und vortrefflichen Benehmens wegen von königlichen Prinzessinnen geliebt zu werden; allein vergebet, und habet Mitleiden mit mir Unglückseligen, da ich gestehen muß, daß mir noch bis diesen Augenblick unmöglich fällt, Euch zu lieben. Wegen Eures Auerbietens bin ich Euch gar sehr, und mit noch größerer Hochachtung als vorher, verbunden, werde mich aber desser niemals bedienen; denn wenn es auch für jetzt Euer wirklicher Ernst sein möchte, so habe ich doch vernommen, daß die Männer heute so und morgen ganz anders gesinnt

sein sollen. Demnach wird es mir als einer Gebundenen künftig besser anstehen, wenn ich Euch bei anzustellenden Lustbarkeiten jederzeit erst um Erlaubniß bitte; meinerseits aber könnt Ihr vollkommen versichert sein, daß ich mich niemals um Euer Wesen bekümmern werde, ausgenommen, was meine Pflicht im Hause erfordert, damit ich Euch wenigstens die äußere Höflichkeit abverdienen kann.“ Ich war über diese Antwort vergnügt, und betheuerte nochmals, daß sie sich, ohne Furcht vor mir zu haben, aller Freiheit bedienen möchte, indem ich unmöglich zugeben konnte, daß eine Person von Ihrem Stande und Ihren Jahren meinerwegen unglücklich und unvergnügt leben sollte. Hierauf verließ ich sie. Kurze Zeit nachher bemerkte ich, daß sie öfter als sonst in Gesellschaften fuhr, besonders in diejenigen, wo ihr Liebhaber, der Graf von L\*\*, anzutreffen war. Mir erweckte dies mehr Zufriedenheit als Verdruß, und so oft ich den Grafen in meinem Hause antraf, wurde er jederzeit von mir höflich und freundlich bewirthet, wie ich ihn denn auch zu allen Lustbarkeiten, die in meinem Hause gehalten wurden, einladen ließ und vor vielen andern vorzog. Allein er war vor etwa einem halben Jahre so unglücklich, von einem deutschen Kavaliers im Duell erstochen zu werden. Ich erfuhr bald, daß meine Frau seines Todes wegen fast nicht zu trösten war, ließ daher vorerst einige Tage verstreichen,

und stattete sodann meine aufrichtige Condolenz bei ihr ab, welche sie mit weinenden Augen annahm, und mir dafür alles mögliche Vergnügen anwünschte. Am besten hat mich von ihr gefallen, daß sie diesen ihren Liebhaber allein treu und beständig geliebt, und außer ihm keine einzige Mannsperson besonders geschätzt; wie ich denn deshalb genaue Kundschaft eingezogen, es auch zum Theil selbst aus den Umständen gemerkt. Nächst diesem hat mich auch an ihr gefallen, daß sie diejenige Dame, von welcher sie weiß, daß ich dieselbe über Alles in der Welt liebe, vor allen andern Damen vorgezogen, und dem Anscheine nach mehr als ihre eigene Schwester liebt. Wenn ich von dieser abstecken könnte, so hätte sich vielleicht meine Frau gewinnen lassen, nach dem Tode des Grafen mich allein zu lieben, allein dies ist mir noch bis auf diese Stunde unmöglich. In der tiefen Trauer, welche meine Frau ingeheim wegen des Grafen über ein halb Jahr geführt, habe ich sie nie gestört, und sah gern, daß sie nachher allmählig wieder anfing, Gesellschaften zu besuchen. Endlich vor etlichen Wochen habt Ihr, mein Herr, den Schlüssel zu ihrem Herzen gefunden, und Euch an die Stelle des Grafen gesetzt; denn ich habe gleich vom Anfange Eurer Liebe an, sichere Nachricht davon gehabt, und weiß wohl, daß die heutige geheime Zusammenkunft nicht die erste ist, in welcher ich Euch in Wahrheit nicht gestört

haben würde, wenn mir nicht, schon erwähnter Ursachen wegen, die Lust angekommen wäre, meiner Frauen zu zeigen, daß auch die klügsten Weiber von ihren Männern er-  
 tappt werden können. Vergeben mir, daß ich Euch einen so heftigen Schrecken eingejag.; denn es ist mein Ernst nicht gewesen, Euch ein Leides zuzufügen, viel weniger eine Summe Geldes von Euch zu erpressen, wie erst neulich ein Geizhals hieselbst in einem ähnlichen Falle gethan. Ihr behaltet demnach freien Zutritt in mein Haus nach wie vor, und habt nicht Ursache, Euch vor mir zu fürchten: denn es wäre unter solchen Umständen, da vielleicht ich und meine Frau bezaubert sind, die größte Unbilligkeit, wenn ich sie tyrannisiren, und ihr nicht eben das Vergnügen, das ich anderwärts genieße, gönnen wollte. Allein, dies einzige, mein Herr, bitte ich mir von Euch aus, daß Ihr von alle dem, was vorgegangen ist und etwa noch vorgehen möchte, ingleichen von meiner ganzen Erzählung, reinen Mund haltet, widrigenfalls ist unsere Freundschaft auf einmal aus. Auch hoffe ich, Ihr werdet von selbst so besonnen sein, und Euch in Gesellschaft gegen diese Dame nicht allzu frei aufführen; denn, da ich während meines fünfjährigen Ehestandes des Grafen wegen nie von einem Menschen aufgezogen worden bin, so würde mich, wenn es in Zukunft je Euretwegen geschehen sollte, dies sofort zu anderen Entschliessungen brin-

gen, — zugleich werden mir alle Kavaliere, die mich kennen, das Zeugniß geben, daß ich mich vor Degen und Pistolen niemals gefürchtet habe. Nun aber sayet Ihr, Madame, — fuhr der Marquis fort, indem er zu seiner Frau sich wendete — ob Ihr in meiner ganzen Erzählung etwas bemerkt habt, das der Wahrheit zuwider wäre?“ — „Nein, mein Gemahl,“ antwortete sie, „ich müßte nicht so redlich und aufrichtig sein, als Ihr, wenn ich dies sagen wollte. Es ist demnach zu beklagen, daß, wie Ihr selber glaubt, wir beide bezaubert sind, doch ist bei unserem Unglück noch das größte Glück, daß wir in gewissen Stücken noch einerlei Sinn haben.“ Hierauf wandte sich der Marquis zu mir und fragte: „Habt Ihr wohl, mein Herr, je in Eurem Leben dergleichen Begebenheit gehört?“ — „Nein,“ erwiderte ich, „sondern ich halte dieselbe für ein unerhörtes Wunder, werde es auch in meinem Herzen vergraben halten und bis auf den letzten Blutstropfen zeigen, daß ich nichts so hoch achte, als Dero Großmuth und Freundschaft, und dieselbe mit schuldiger Dankbarkeit zu erkennen alle Gelegenheit suchen werde.“ Nach diesem schwatzten wir alle drei, als die vertrautesten Freunde, von allerlei gleichgültigen Dingen, und fuhren mit Sonnenuntergang zurück in des Marquis Wohnung, wo ich sodann die Abendmahlzeit eingenommen, mit den beiden bewunderungswürdigen Eheleuten noch ein

paar Stunden P'Homme gespielt, und mich hierauf nach Hause begeben habe.

Was bedünkt Euch nun — fragte mein Herr am Schlusse den Kammerdiener — von dieser Begebenheit? — „Sie scheint mir,“ ließ sich dieser vernehmen, „sehr wunderbarlich, und von Seiten der Folgen höchst gefährlich. Wenn ich demnach meinen unterthänigsten Rath geben dürfte, so hielte ich dafür, Euer Gnaden zögen mit guter Manier Ihren Kopf aus der Schlinge; denn diese ganze Sache kann gar leicht ein Ende nehmen mit Schrecken. Am besten wäre es, wenn Euer Gnaden unter einem scheinbaren Vorwande Paris auf eine Zeitlang vertieffen, und mittelweise einige andere berühmte Städte Frankreichs besähen.“ — „Ja, das wäre mir gelegen!“ rief mein Herr. „Nein, was ich einmal gekostet und wohlschmeckend besunden habe, davon lasse ich nicht ab, bis ich mich daran gesättiget. Macht Ihr nur Anstalten zu einem kostbaren Valle, den ich auf nächsten Montag zu geben gesonnen bin, und wobei der Marquis nebst seiner und meiner Frau die Hauptpersonen sein sollen. Mit unserer Abreise von hier hat es noch etwas Zeit, und wenn ich auch keine berühmte Stadt in Frankreich mehr sehen sollte, so ist nichts daran gelegen; denn wer Paris allein nur gesehen, der hat in Frankreich Alles gesehen. Morgen früh aber gehet hin, und bringet

dem Marquis und seiner Gemahlin von meinetwegen den Morgengruß, und wenn Ihr so glücklich seid, sie selbst zu sehen, so saget mir nachher wieder, ob man um einer solchen Schönheit willen nicht Leib und Leben wagen sollte.“ — „Sehr wohl“, gab hierauf der Kammerdiener zur Antwort, „allein, gnädiger Herr, hatten Sie heute auch so gute Gedanken, da der Mann mit den Pistolen aus dem Kabinett gesprungen kam?“ — „Ihr seid ein Narr,“ versetzte der Herr, „legt Euch nur schlafen, ich werde es auch so machen.“ Hiermit hatte denn dieser getreue Diener und Rathgeber seine Abfertigung.

Zwei Tage nachher kaufte mein Herr einen uugemein schönen neapolitanischen Hengst, den viele Kavaliere, weil er ihnen zu kostbar gewesen, aus den Händen gelassen, und ritt auf demselben, um ihn recht zu probiren, mit dem Marquis und etlichen anderen Kavaliere spazieren. Da nun dieser Hengst von allen und besonders von dem Marquis sehr gelobt wurde, so wurde dem letzteren gleich am folgenden Tage ein Geschenk damit gemacht. Der Marquis nahm das Pferd mit Vergnügen an, schickte aber meinem Herrn dagegen einen neuen Wagen zurück, der mehr als noch einmal so viel werth war. Ingleichen übersandte mein Herr eines Tages der Marquise durch mich sein mit kostbaren Steinen besetztes und in einer goldenen Kapsel lie-

gendes Bildniß, wofür ich vier Louisdor Botenlohn bekam; mein Herr aber empfing dagegen das ihrige, welches dreimal theurer als das seinige taxirt wurde. Auch hat er lange nachher bekannt, daß ihm diese Dame aus großer Liebe für mehr als funfzehn tausend Thaler Juwelen und andere Kostbarkeiten geschenkt, von ihm aber nur wenige kostbare Sachen, sondern nur das eine und andere vom geringem Werth zum Andenken annehmen wollen. Am bestimmten Tage gab mein Herr einen fast fürstlichen Ball an die vornehmsten Kavaliers und Damen, deren sich eine große Anzahl einstellte, weswegen sehr viele bei dem Gedanken blieben, daß er eines höheren Standes sein müsse, als er sich ausgab. Da sah man nun die Marquise in ihrer vollkommenen Schönheit; mein Herr begegnete ihr aber nicht als seiner Liebhaberin, sondern wie einer hohen Prinzessin, und der Marquis war beständig lustig und guter Dinge, ohne daß man merken konnte, welches eigentlich seine Gemahlin sei, indem er mit sehr vielen Damen ganz vertraulich umging, um die eigene Frau aber sich wenig bekümmerte. Erst mit andbrechendem Tage wurden wir unsere Gäste los, und dies herrliche Leben wurde bald hier bald da fortgesetzt; außer der Zeit aber konnte man meinen Herrn nirgends eher als bei der Marquise antreffen, indem er zu-



weilen drei bis vier Tage und Nächte in ihrer Behausung blieb, bis sie endlich einen jungen Sohn gebar.

Wie man hörte, so war der Marquis ungemein erfreut über die Ankunft dieses jungen Stammhalters, und stellte deshalb ein Fest an, welches drei Tage währte, wobei mein Herr als ein erbetener Taufzeuge auch erschien. Nach vollendeten Sechswochen hatte die Marquise vorgegeben, daß sie in ein Bad reisen wolle. Allein schon am Morgen nach ihrer Abreise kam sie früh vor Tage nebst ihrer Vertrauten in Mannskleidern in unserem Logis an, und mein Herr, welcher auf sie die ganze Nacht gehofft, empfing sie mit außerordentlicher Freude. Demnach währte ihre besondere Baderkur in einem abgeforderten Zimmer unseres Logis vier ganze Wochen, binnen welcher Zeit mein Herr sich stellte, als ob er sich den Arm zerschellt hätte, und denselben mit vielen Binden umwickeln ließ, so oft er merkte, daß er einen Besuch bekommen würde; wie ihn denn verschiedene Kavaliers und besonders der Marquis etlichemal besuchten. Außerdem vertrieb er der Marquise beständig die Zeit, bis sie sich wieder in gesegneten Leibesumständen befand. Hierauf setzte er sich eines Morgens mit beiden in einen fest verschlossenen Wagen, und brachte sie an beliebigen Ort und Stelle. Zwei Tage nachher erfuhr man, daß die Marquise

aus dem Bade wieder glücklich in ihrer Wohnung angekommen sei, worauf mein Herr sogleich und so auch fernerhin fast täglich seinen Besuch bei ihr ablegte.

Endlich wurde die Marquise von einer schweren Krankheit befallen, da er denn wegen der vielen Damen, welche stündlich um sie waren, sich genöthiget sah, seine Besuche einzustellen. Allein, da ihm die Zeit bis zu ihrer Genesung etwas zu lang zu werden begann, so merkte man bald, daß er anderweitig auf Courtoisiren ausging, und endlich, was das Schlimmste war, so verliebte er sich in eine geschminkte Opernsängerin, ungeachtet er sich wohl hätte denken können, daß dies falsche und betrüglische Waare sei. Diese hatte er sehr bald gewöhnt, daß sie auf erhaltenen Befehl sich sogleich einstellte, und viele Nächte bei ihm zubrachte, wegegen sie sehr starke Sporteln von ihm ziehen mochte.

Dies Leben währte so lange, bis man hörte, daß die Marquise sich besser befinde und wieder in ihrem Zimmer herum gehen könne. Da nun mein Herr zu ihr hinschickte, und anfragen ließ, ob und um welche Stunde es ihr gelegen, daß er zu ihr kommen und ihr seinen Glückwunsch zu ihrer Genesung abstatten dürfe, schickte sie einen Brief zurück, worin sie ihm unter andern vorwarf: „Er werde sich zu erinnern wissen, daß sie ihn nur unter der Bedingung zu ihrem Liebhaber angenommen, wofern er, wenigstens so lange

als er sich in Paris aufhielt, keinem andern Frauenzimmer außer ihr Liebesbezeugungen erweisen würde, weil sie im Lieben ungemein eigensinnig und ekel sei. Dies habe er ihr denn auch gleich anfangs bei Wechselung der Ringe heilig zugeschworen. Jedoch vor weniger Zeit habe sie erfahren müssen, daß er nicht allein während ihrer Sechswochen, sondern auch nach der Zeit, da sie vier Wochen lang bei ihm in seinem Logis gewesen und ihre treue Liebe hinlänglich zu erkennen gegeben, verschiedenen Damen von geringerm Stande, worunter einige, die von der Courtoisie ein förmliches Handwerk machten, eifrig aufgewartet, über dies Alles aber einer liederlichen Buhldirne, nämlich einer Operistin, den ersten Ring, den sie ihm für den seinigen zum Gedenkzeichen der Treue selber an den Finger gesteckt, ohne Bedenken hingegeben, auch dieselbe viele Nächte bei sich behalten. Eben diese seine Untreue nun habe ihr die bisherige schwere Krankheit zugezogen, anstatt aber ihretwegen bekümmert zu sein, sei er immer ungetreuer und lasterhafter geworden, weshalb sie ihn von nun an nimmermehr wieder mit Augen zu sehen wünsche.“

Dergleichen eben nicht tröstliche Worte schlugen meines Herrn Muth gänzlich nieder, indem er sich in allen Stücken getroffen fand. Zwar schickte er durch mich eine Entschuldigungs- und Submissionschrift an die Marquise; allein sie

wollte dieselbe nicht annehmen, sondern sprach: ich möchte meinem Herrn nur mündlich sagen, daß sie mit ihm weiter nichts zu thun habe, auch so lange er in Paris wäre, alle Gelegenheit vermeiden würde, von ihm gesehen zu werden.

Ueber dieses Kompliment schien er vollends ganz trostlos und aller Hoffnung beraubt zu sein; doch fing diese wieder ein wenig an zu keimen, als ihm noch selbiges Abends von einer unbekanntem Person ein Billet mit folgenden Zeilen eingehändigt wurde:

Gnädiger Herr,

Ich zweifle nicht, daß Euch der Eigensinn meiner gebietenden Frauen einigen Kummer werde verursacht haben, allein, weil ich nicht glaube, daß Ihr so viel gesündigt habet, als man Euch Schuld gibt, so will ich Euch ein Geheimniß eröffnen, vermittelst dessen Ihr, wosern Euch anders etwas daran gelegen, halb wieder in die vorige Gewogenheit gelangen könnet. Weil ich mich aber nicht weit von ihr entfernen darf, so erwarte ich Euch auf ein kurzes Gespräch diese Nacht pünktlich um elf Uhr an der Hinterthür unseres Palastes, als

Eure

gehorsamste Dienerin  
Lucretia.

Mein Herr machte sich zu diesem nächtlichen Spaziergange fertig, nahm auch den Jäger und einen Reitknecht, welche Pistolen und Pallasche bei sich hatten, mit sich, und befahl, ihm immer auf etliche zwanzig Schritte nachzufolgen, wenn er aber stehen bliebe, ihrerseits gleichfalls stehen zu bleiben. Er kommt glücklich bis an die Hinterthür des Marquissischen Palastes, diese öffnet sich um Schlag elf Uhr, es kommt ein Frauenzimmer heraus getreten, und winkt ihm, so viel er in der Dämmerung erkennen kann, näher zu kommen; sobald er aber bei ihr ist, stößt sie ihm mit einem Dolche dergestalt heftig auf die Brust, daß er zurückprallen muß, zugleich aber springt sie zurück, und schlägt ihm die Thür vor der Nase zu.

Mein Herr hob den Dolch, welcher ihm vor die Füße gefallen, sogleich auf, kam nach Hause, und erzählte, was ihm begegnet war, wollte auch anfangs nicht viel Wesens aus der Wunde machen; allein, da der Stich gerade durch den Brustknochen ging, und der Dolch allem Vermuthen nach vergiftet gewesen, ward die Wunde so übel, daß er beinahe seinen Geist aufgab, denn der ganze Hals und die Brust waren so geschwollen, daß er kaum noch ein wenig Athem holen konnte. Jedoch nach fünf Wochen fing es sich endlich zu bessern an, so daß er wieder im Zimmer herum gehen konnte. Da er sich indeß nicht einbildete, daß der

Marquis von dem ganzen Handel, der zwischen ihm und der Marquise vorgegangen, die geringste Kenntniß haben würde, nahm es ihn Wunder, daß er keinen Besuch von demselben bekommen, doch er erfuhr zufälliger Weise, daß der Marquis in königlichen Angelegenheiten verreiset sei. Des Tages darauf, als er sich wieder in die freie Luft begeben, brachte ein fremder Lakai einen Brief, welchen ich, weil mein Herz denselben auf seinem Schreibtische liegen lassen, also lautend fand:

### Ungetreuer,

Nicht die Lucretia, sondern ich selbst habe Euch bestellt, um mich zu rächen und einen Dolch in Euer lasterhaftes und meineidiges Herz zu stoßen, bin aber, wie ich merke, zu schwach gewesen, um diesem Werkzeuge meiner gerechten Rache genugsamen Nachdruck zu geben. Jedoch, ich getröste mich dessen, daß bald eine stärkere Faust über Euch kommen soll; denn es wird nicht eher wieder vergnügt leben, bis da weiß, daß Ihr in die andere Welt geschickt seid,

Die

deren treuer Liebe Ihr niemals  
würdig gewesen.

„Nun ist es Zeit,“ sprach mein Herr, nachdem er diese Zeilen gelesen, zu dem Kammerdiener, „daß ich Paris verlasse; machet daher Anstalt, daß wir je eher je lieber nach dem Turiner Hofe aufbrechen.“ Der Kammerdiener, welcher nunmehr mit Mißvergnügen sah, daß seine Prophezeiung nur allzu zeitig eingetroffen, ließ an seinem Fleiße nichts ermangeln. Daher brachen wir, nachdem mein Herr von seinen besten Freunden unter einem guten Vorwande Abschied genommen, eiligst auf, und nahmen mit kurzen Tagereisen unseren Weg auf Tropes zu, woselbst wir unser Gepäck noch antrafen. Dies schickten wir von da voraus, weil mein Herr gesonnen war, einige Tage daselbst auszurufen. Allein, seine Ruhe währte nicht lange. Denn gleich des andern Tages gegen Abend kam ein Kavaliere, der ihm vom Marquis von R\*\* ein Billet folgenden Inhalts überbrachte:

„Ihr habt Euer Ehrenwort wegen Verschweigung eines gewissen Geheimnisses nicht als ein redlicher Kavaliere, fordern als ein . . . . . gehalten; daher bin ich Euch, so bad ich es erfahren, auf dem Fuße nachgefolgt, um Euch den angebotenen letzten Blutstropfen zur Satisfaction mit meinem Degen abzufordern. Der Ueberbringer dieses, mein

Beistand, hat von mir Vollmacht, wegen Ort und Stunde mit Euch Abrede zu nehmen; denn die Zeit, Euch im Reiche der Todten zu wissen, währet viel zu lange

Dem Marquis von R\*\*.

Mein Herr besprach sich nun mit dem Cavalier, und es wurde zu größerer Sicherheit für beide Theile beschlossen, daß uns der Marquis bis nach Genf folgen, und das Duell sodann in dasiger Gegend vorgenommen werden solle, weil sich daselbst die französischen, savonischen und schweizerischen Gränzen scheiden. Mittlerweile gab mein Herr dem Cavalier folgende Antwortzeilen zurück:

„Ihr seid von Haltung meines Ehrenworts falsch berichtet, oder müßt nunmehr erst eine andere Ursache hervorgesucht haben, mit mir anzubinden. Wegen des ersteren will ich meine Unschuld nicht mit Worten, sondern, damit ich nicht für einen Zaghaften gehalten werden möge, gegen Euch lieber mit dem Degen vertheidigen. Wegen Ort und Stunde ist, Eurem Belieben zufolge, mit dem Zurückbringer dieser Zeilen bereits Abrede genommen, und es kann nicht schaden, daß Ihr Euch auf dieser Reise bis an Frankreichs Ende noch eine kleine Motion machet, bevor Ihr von mir in's Reich der Todten geschickt werdet. Denn dahin zu pa-



zieren, ohne Eure Gemahlin zuvor wieder ausgesöhnt zu wissen, hat für jetzt noch keine Lust

R. R."

Hiermit ging der Cavalier. Wir aber setzten unsere Reise gleich des folgenden Tages weiter fort, und hielten keinen Rasttag, bis wir nach Genf kamen. Zwei Tage waren wir schon da, als der Cavalier wieder kam, und nur eine Viertelstunde mit meinem Herrn inheim redete. Übermals zwei Tage nachher ging das Duell auf schweizerischem Grund und Boden vor sich. Der Marquis wurde anfangs zweimal ganz leicht von meinem Herrn verwundet; da er aber ungeachtet alles Zuredens nicht zufrieden sein, sondern meinen Herrn durchaus todt haben wollte, jagte ihm dieser endlich seine Klinge so tief in die Brust, daß er, ohne ein Wort zu sprechen, zu Boden sank. Wir hielten uns also nicht lange bei seinem erblaßten Körper auf, sondern eilten von dannen, und erreichten gar bald ein savoyisches kleines Städtchen, und etliche Tage später die Hauptstadt Turin, wo mein Herr und wir alle von der beschwerlichen Reise ausruhten.

Mir schwebte der entleibte Marquis stets vor Augen, und mich wunderte sehr, daß mein Herr sich dergleichen Blutschulden ganz und gar nicht zu Gemüthe zog, sondern

in Turin ganz von neuem lustig zu leben anfing, auch sich nicht nur mit einer, sondern mit etlichen vornehmen Damen in ein geheimes Liebesverständniß einließ, welches mir, als dem Brief- und Komplimententräger, manchen schönen Ducaten einbrachte. Gleichwohl, da ich nunmehr schon zu reiferem Verstande gekommen, und bemerkte, daß meines Herrn Lebensart recht gottvergessen sei, indem er sich weder um Beten, Singen oder Religion im Geringsten bekümmerte, noch auch, so lange ich bei ihm gewesen, zum heiligen Abendmahl gegangen war, so wünschte ich, daß er sich ändern, und nicht etwa einmal so in seinen Sünden dahin fahren, oder daß ich bald von ihm hinweg kommen und solches Unglück nicht mit ansehen möchte.

Da ich indeß etliche Tage Zeit dazu haben mußte, wenn ich alle seine Liebeshändel und andere, zum Theil sehr bewegene Streiche, die er in Italien gespielt, ordentlich erzählen wollte, so will ich in aller Kürze nur noch so viel sagen, daß, nachdem wir binnen drei Jahren die vornehmsten Städte Italiens gesehen, ihn das Andenken an eine wunderschöne Kaufmannsfrau zum andernmal fast von der Gränze zurück nach Mailand zog. Allein, nachdem er das vorige Mal mit derselben in der größten Vertraulichkeit gelebt, mußte er nunmehr erfahren, daß sie ihm sehr kaltsinnig begegnete, und endlich erfuhr er sogar, daß ein junger

französischer Herzog seine Stelle bei ihr angenommen habe. Daher sparte er weder Mühe noch Kosten, denselben bei ihr wieder zu verdrängen, und das wollüstige Weib mußte sich endlich entschließen, ihre Gunstbezeugungen unter die beiden Liebhaber gleich zu theilen, um entweder ihre Begier recht zu sättigen, oder vielleicht von beiden gleich großen Vortheil zu ziehen. Demnach brachte sie es auf listige Art dahin, daß beide keine öffentliche Besuche ferner bei ihr ablegen durften, heimlich aber ließ sie wechselsweise bald den Franzosen; bald meinen Herrn zu sich kommen, welcher keine Gelegenheit verabsäumte, dieser üppigen Frau aufzuwarten, ungeachtet ihm hinterbracht wurde, daß der Kaufmann seinetwegen einen Wink erhalten.

Mittlerweile starb meines Herrn Kammerdiener an einem hitzigen Fieber, woran wohl nichts anders als der Wein, den er gar zu gern trank, Ursache sein mochte. Mein Herr bedauerte denselben wegen seiner treu geleisteten Dienste sehr, bekam zwar einen anderen deutschen, sehr feinen Menschen an dessen Stelle, hatte aber dennoch mehr Vertrauen zu mir als zu ihm, und gab mir das Meiste von seinen Kostbarkeiten unter meinen Verschluß. Wie gern ich nur gesehen hätte, daß mein Herr, um nur von seiner gefährlichen Lebensart abzukommen, das verführerische Mailand einmal verlassen hätte, so dachte er doch niemals daran, zu-

mal da nicht allein aus Deutschland frische Wechsel eintiefen, sondern er auch von seinem Mitbuhler, dem französischen Herzoge, der ihm eines Abends in einer Assemblée beim Spiele stark zusahzte, funfzehn hundert Ducaten baares Geld und, überdieß einen Wechselbrief auf tausend Ducaten gewann. Nach der Zeit stellte sich der Franzmann sehr hochmüthig gegen meinen Herrn. Dieser achtete anfangs zwar nicht sonderlich darauf, endlich aber erfuhr er, daß der Herzog gegen Jemanden, der ihn wegen seines großen Geldverlustes beklagt, die Worte ausgestoßen habe: „Die drittehalb tausend Ducaten gönne ich dem Deutschen gern, weil ihm das Glück im aufrichtigen Spiele günstiger gewesen, als mir; allein, wenn er mir, wie unter der Hand vertrauen will, an einem gewissen Orte in's Gehäge geht, und ich ihn betreffe, so kostet es einem unter uns beiden das Leben.“ Ein anderer Kavalier hatte den jungen Herzog gewarnt und gesagt, daß mein Herr ein sehr geübter Fechter sei, auch, wie man vernommen, vor einiger Zeit einen geschickten französischen Marquis unweit von Genf erstochen; der Herzog aber hatte darauf geantwortet: „Wohlan, so wird es mir eine desto größere Ehre sein, wenn ich ihm etwas anhabe, und zugleich meinen erstochenen Landsmann rächen kann.“ Mein Herr lächelte, als er dies vernahm, und sagte: „Ich weiß noch nicht, wo der Gabelschnabel sein Gehäge hat, sonst

wollte ich aus Erbarmen und Ekel dasselbe vermeiden, indem ich, ohne allen Scherz, viel Mitleiden mit seiner Schwachheit habe. Uebrigens wünsche ich, daß er andere Gedanken bekommen und meine Gesellschaft meiden möge." Seit dieser Zeit fing mein Herr an, zwar die Gesellschaft des Herzogs, aber nicht die der Kaufmannsfrau zu meiden, sondern schlich so lange bei derselben aus und ein, bis er von jenem endlich einmal betroffen und überfallen wurde. Der Herzog bekam etliche Hiebe über den Kopf und rechten Arm, welche ihm aber weder Krankheit noch Lähmung verursachten, weshalb er meinem Herrn eine Herausforderung zuschickte, und wegen dieser Wunden, die er, seinem Vorgeben nach, unredlicher Weise empfangen, sehr strenge Genugthuung forderte. Mein Herr ließ ihm zurück sagen: ungeachtet er gesonnen gewesen, binnen wenigen Tagen nach Deutschland aufzubrechen, wolle er doch nunmehr bis zu des Herzogs Wiebergenesung in Mailand bleiben, die er sehnlichst herbei wünsche.

Etliche Tage nachher, da mein Herr verschiedene Kavaliere auf seinem Zimmer bewirthete, ließ sich in einem Gasthause gegenüber eine vortreffliche Sing- und Instrumentalmusik hören, weshalb ein Theil der Gesellschaft nach dem andern an die Fenster trat und darauf hörte. Mein Herr stand hinter zwei Kavaliere, welche sich zum Fenster hinaus blickten, als man auf einmal einen Knall und zugleich eine

Erschütterung des Fensterrahmens vernahm. In dem Augenblick stürzte mein Herr zu Boden, und es lief ihm aus einer Wunde, die er an der Stirn empfangen, das Blut über das Gesicht herab. Während man beschäftigt war, ihn aus der Ohnmacht zu ermuntern, kam ein erfahrener Wundarzt, der ihm eine Ader öffnete, und nachher bei Untersuchung der Wunde eine Bleikugel in dem Stirnbein steckend fand. Obschon nun dieselbe mit großer Mühe herausgebracht und sonst alles zu seiner Lebensrettung angewendet wurde, so merkte doch Jeder bald, daß ihm diese Wunde den Tod verursachen werde; denn er lag ohne Besinnung mit halb geöffneten Augen beständig wie in einem tiefen Schlafe, holte dabei aber doch stark Athem. Dem Urtheile aller Anwesenden zufolge war die Mordkugel aus einer Windbüchse, und zwar etwa durch ein Dachfenster des gegenüber liegenden Gasthauses, herab geschossen worden, und würde unfehlbar meinem Herrn bis in's Gehirn eingedrungen sein, wenn sie nicht vorher ein Stück vom Fensterrahmen hinweg genommen, mithin sich ermattet gehabt hätte. Es wurde bei dem Gastwirth eine scharfe Nachfrage angestellt, jedoch nichts heraus gebracht; denn dieser gestand bloß, daß seit etlichen Tagen einige fremde Personen in seinem obersten Stockwerk logirt, da sie ihm aber das Logis voraus bezahlet, so habe er sich um ihren Ausgang nicht bekümmert, doch nie ein

Schießgewehr, viel weniger eine Windbüchse bei ihnen gesehen. Das war es Alles, was man über den Thäter erfahren konnte; demnach mußte mein Herr behalten, was er hatte, ausgenommen das Leben. Doch ehe er dieses einbüßte, kehrte in der vierten Nacht nach der empfangenen Wunde seine Besinnung auf einmal plötzlich wieder, und blieb wohl acht Stunden lang bei ihm, worüber die Aerzte und besonders wir, seine Diener, sehr erfreut waren. Allein er sagte ganz ernsthaft: „Kehret Euch an nichts; denn es ist nichts gewisser, als daß ich sterbe.“

Hierauf befahl er mir, einen protestantischen Geistlichen, welchen zwei junge deutsche Barone unter dem Titel eines Hofmeisters bei sich hatten, zu rufen. Dieser unterredete sich über zwei Stunden lang mit ihm, und reichte ihm nachher in meinem Beisein das h. Abendmahl. Sodann ließ er zwei, nicht weit von ihm wohnende deutsche Kavaliere rufen, und bat dieselben, seine letzte Willensverfügung, die er schon früher für einen dergleichen plötzlichen Fall gemacht, mit seinem, ihren und des Geistlichen Petschaften zu versiegeln, und den Tag, da dieses seinem Willen gemäß geschehen, nebst ihren Namen darauf zu schreiben. Auch mußte dieselben verschiedene Kasten mit seinem und ihren Petschaften versiegeln, und darüber eine Schrift in meine Hände liefern. Nachdem dies geschehen

war, beschenkte er seine Diener reichlich, ehe er aber an mich kam, vergingen ihm die Gedanken, und er lag abermals volle acht und zwanzig Stunden, ehe er sich wieder besinnen konnte. Dies letztere erfolgte endlich des Morgens früh, eben da die vorigen Freunde wieder bei ihm waren, und seine erste Rede war: „Wo ist mein Wilhelm?“ Ich trat mit weinenden Augen zu ihm. Er aber sprach: „Gib Dich zufrieden; einmal muß ich doch sterben. Meine Schatulle und der rothe Koffer mit allem, was darin ist, soll Dein sein; hievon aber sollst Du auch noch meine Begräbniskosten bezahlen, und das im rothen Koffer befindliche blau lackirte Kästchen an die bewußte Person abliefern. Ich traue Deiner Redlichkeit schon so viel zu, daß Du dieses ohne fernere Weitläufigkeiten bewerkstelligen wirst. Was sonst noch von meinen unversegelten Sachen umher steht und liegt, soll nach meinem Tode ebenfalls Dein sein.“

Nachdem er hierüber die anwesenden Herren zu Zeugen genommen, bat er, man möchte ihn mit dem Geistlichen etwas allein lassen. Dieser blieb denn auch bei ihm, bis er abermals in einen Schlummer fiel, aus welchem er sich aber nicht wieder ermunterte, sondern einige Stunden nach Mittags seinen Geist aufgab.

Ich sparte keine Kosten, um meinen hingeschiedenen Herrn standesmäßig zur Erde bestatten zu lassen, indem ich



baares Geld genug dazu fand, mit dem übrig bleibenden aber gar wohl zufrieden sein konnte. Während ich nun Anstalten zu unserer Abreise nach Deutschland machte, kam mir eines Tages ein Billet folgenden Inhalts zu Händen:

„Lieber Herr Wilhelm!“

„Damit Ihr den Verdacht wegen der Ermordung Eures Herrn nicht etwa auf eine unschuldige Person werfet, so wisset und glaubet als eine sichere Wahrheit, daß Niemand anders als die französische Marquise von R\*\* Schuld daran sei. Denn diese hat, nachdem sie vernommen, daß ihr Gemahl von ihm erstochen worden, sogleich drei Banditen erkaufte und mit dem Befehle abgeschickt, ihn in ganz Italien aufzusuchen und aus dem Wege zu räumen. Es ist zu Rom, zu Neapel und zu Venedig etlichemal fehl nach ihm geschossen, auch an vielen anderen Orten auf ihn gelauert worden, er ist uns aber jederzeit zu klug gewesen, bis es uns hier in Mailand endlich doch geglückt, die andere Hälfte unseres verheißenen Lohnes zu verdienen, ohne ihn bis nach Deutschland zu verfolgen. Nun reiset Ihr so glücklich, als wir drei es wünschen. Adieu.“

Ich lasse es dahin gestellt sein, ob es wahr gewesen, daß die Marquise einen so tödtlichen Haß gegen meinen gusselburg. V.

ten Herrn gefaßt, zumal da er denselben durch Entleibung ihres Gemahls vielleicht keinen Tord gethan; vielmehr möchte ich glauben, daß mir der französische Herzog diesen Brief in die Hände spielen lassen, nachdem er vielleicht die Banditen selber zu dieser Mordthat erkaufte gehabt. Was mich in diesem Glauben bestärkt, ist dies, daß, wie ich nachher erfahren, der eben erwähnte Herzog nach seiner Heimkunft die Marquise von R\*\* geheirathet hat.

Dem sei nun, wie ihm wolle; genug, wenn mein Herr sich von der Weiberliebe nicht allzu sehr hätte beherren lassen, so wäre er einer der glücklichsten Kavaliers gewesen, und lebte vielleicht diese Stunde noch; denn er hatte eine vollkommen gesunde und ungemein starke Natur. So aber waren die Frauenzimmer einzig und allein Schuld und Ursache an allen seinen Widerwärtigkeiten, Unglücksfällen und endlichen frühen Tode.

Nunmehr war für mich nichts weiter zu thun, als den Weg in's Vaterland zu suchen. Daher nahm ich, nachdem mir die deutschen Kavaliers die erforderlichen Reisepässe ausgewirkt, Wagen und Maulthiere in Miete, um meines Herrn Sachen darauf fort zu schaffen. Der Jäger und die zwei Reitknechte blieben bei mir, der kürzlich erst angenommene Kammerdiener aber wollte sich in Italien einen andern Herrn suchen.

Nach einer sehr beschwerlichen und verdrießlichen Reise gelangten wir endlich auf dem Rittersitze des Herrn von E\*\* an. Den Herrn traf ich zwar nicht gleich selber zu Hause, dagegen aber wurde ich von der Frau von E\*\* sehr wohl aufgenommen, welche eine wahrhafte Betrübniß und Wehmuth über den traurigen Tod meines Herrn empfinden mochte, wie sie denn auch gegen mich eben kein Geheimniß daraus machte, sondern sehr vertraut nach allen Umständen fragte. Da ich nun angewiesen war, daß in dem blau lacirten Kästchen der Schatz verwahrt lag, welcher für die Frau von E\*\* und ihren kleinen Sohn bestimmt sei, — welcher Knabe meines Herrn ganze Person, wie er geleibet und geliebt, im Ebenbilde darstellte — so säumte ich nicht, ihr dies ganz und gar mit Gold und Juwelen angefüllte Kästchen zu überreichen, wofür sie mir denn zur Dankbarkeit, ehe noch ihr Herr nach Hause kam, hundert Ducaten aufdrang. Es war indeß außerdem noch eine andere große Kiste mit vielen italiänischen Kostbarkeiten für den Herrn und die Frau von E\*\* unter den mitgebrachten Sachen von meines Herrn Verlassenschaft, welche ich, da der Herr nach Hause kam, demselben einhändigte. Beide mochten für sich so viel darin finden, daß sie Ursache hatten, darüber vergnügt zu sein, und meines seligen Herrn Freigebigkeit zu bewundern, mir aber schenkte der Herr von E\*\* für meine Mühe und treue

Ablieferung zweihundert Thaler in lauter Lünzburgischen Gulden. Die übrige Verlassenschaft wurde nach meines Herrn letztem Willen unter seines vorlängst verstorbenen Bruders Kinder getheilt, die wohl in Wahrheit lachende Erben zu nennen waren, indem sie zwar mit den Kleidern trauerten, allem Ansehen nach aber im Herzen jauchzten. Ich bekam, weil ich bei ihnen keine Dienste nehmen wollte, von allen zusammen nicht mehr als hundert Thaler, ein Kleid und ein Pferd mit Sattel und Zeug zum Niekompens, und war gesonnen, um gewisser Ursachen willen, eine Reise nach Wien zu machen. Allein mein Landesherr ließ mich eines Tages zu sich rufen, und bewog mich mit vielen liebevollen Worten und andern Gnadenbezeugungen dahin, daß ich in drei Abenden nach einander einen ausführlichen Bericht von meines seligen Herrn Reisen und Begebenheiten abfassen mußte, nachdem mir dieser besonders gnädige Herr versprochen, Alles bei sich zu behalten. Es beschenkte mich derselbe hierauf mit drei goldenen Denkmünzen, die zusammen fünf und sechzig Ducaten wogen, und ließ mir durch seinen Oberhofmeister eine Kammerdienersstelle bei ihm antragen. Ich entschloß mich kurz, dieselbe anzunehmen, indem mir außer den bedeutenden Accidenzien noch eine gute Besoldung versprochen wurde; jedoch hat ich mir zuvor aus,

auf etliche Wochen in meinen Verrichtungen zu verreisen, was mir der Landesherr denn auch gnädigst erlaubte.

Die erste Reise, die ich unternahm, ging nicht weiter, als bis zu meinem ältesten Bruder, der in dem Hause, worin ich geboren worden, Wirthschaft trieb, und seinen Försterdienst besorgte. Er hatte geheirathet, aber, leider! ein Kammermädchen eines Fräuleins vom Hofe, welche von ihrem Fräulein eine ansehnliche Mitgift von Thee- und Kaffeekannen, Schälchen, Löffelchen, und dergleichen Tändeleien bekommen hatte. Von dem sauber gestickten Knöpf-Kissen, Mobebette, Bildern, kostbaren Stühlen — deren aber, nebst einem verunglückten, nur sechs waren — und dergleichen, will ich nichts erwähnen, weil ich solche Sachen nach ihrem inneren Werthe mir nicht zu taxiren getraue. Mir aber leuchtete es hell und klar in die Augen, daß mein Bruder einen abgenutzten Affen weiblichen Geschlechts oder doch ein solches Frauenzimmer zur Frau bekommen hatte, die sich zwar sehr wohl an den Tisch und in's Bette, aber desto schlechter zu seiner Dekonomie schickte, und wie es sonst um seine Schwägerschaft stand, darum habe ich absichtlich mich nicht erkundigen wollen. Genug, ich spürte an ihm, daß er die Nachwehen einer unglücklichen Heirath mehr als zu sehr im Kopfe fühlte. Um ihm seinen Nummer auf einige Zeit

zu vertreiben, schenkte ich ihm verschiedene feine Sachen von ziemlichem Werth, seiner Frauen aber, um ihre Galanteriesachen vollständig zu machen, eine italiänische Uhr und Schnupftabaksdose. Von meinem Vater konnte mir dieser mein ältester Bruder so viel Nachricht geben, daß derselbe gleich nach dem habten Unglücke in ein römisch-katholisches Ländchen geflüchtet, und sich daselbst in ein Hospital gekauft, worin er gutes Essen und Trinken, auch gute Verpflegung gehabt, daher er von seinen Kindern nichts verlangt, sondern denselben noch etliche dreißig Thaler zurück geschickt; er sei aber vor ungefähr zwei Jahren gestorben. Mein jüngster Bruder hatte, wie ich vernahm, durch Verschub guter Leute studirt, aber nur bis an den Hals, indem er sich auf Universitäten in der besten Zeit auf die saule Seite gelegt, und die Selber, welche er verstudiren sollen, durch die Gurgel gejagt; jedoch saß derselbe jetzt in recht guter Lage, indem er in der nächsten Stadt eine gebrechliche Wittwe geheirathet, die ihm einen Secretariertitel gekauft, damit sie mit solcher Manier sich auch in vornehmer Tracht sehen lassen dürfte. Endlich erfuhr ich auch noch, daß meine Älteste Schwester als Viehmagd und die jüngste als Mädchen auf einem Edelhofe diente. Diese beiden letzteren jammerten mich am meisten, weshalb ich ihnen einen Boten schickte und sie zu mir rufen ließ. Es war in der That

Schade, daß diese beiden armen Dinger bisher so verächtlich leben müssen, denn sie sahen nicht häßlich aus. - Daher befahl ich ihnen, sich sobald als möglich dienselos zu machen, gab einer jeden funfzig Thaler, wofür sie sich saubere bürgerliche Kleider anschaffen und in der nächsten Stadt bei guten Leuten in die Kost verdingen sollten, bis sich anständige Männer für sie fänden, da ich denn einer jeden dreihundert Thaler zur Ausstattung zu geben, auch unterdeß das Kostgeld und andere Bedürfnisse zu zahlen versprach. Man kann leicht erachten, daß beide hierüber ungemein froh gewesen, und es währte nicht lange, so heirathete die älteste einen Bader, und die jüngste einen Gewürzkrämer, empfangen auch beide von mir die versprochene Aussteuer.

Da ich nun aber auch meinen jüngsten Bruder gern sehen und sprechen wollte, reisete ich auch zu diesem, traf ihn aber nicht als einen Gelehrten, sondern als einen schmutzigen Brauknecht an. Jedoch er warf sich sehr bald in weiße Wäsche und in einen seidenen Schlafrock, und empfing mich nunmehr erst recht brüderlich. Eben dasselbe that auch die Frau Schwägerin, ließ indeß ihre Freundlichkeit erst dann recht blicken, als ich ihr einige italiänische Sachen von nicht geringem Werth zum Geschenk überreichte. Ihr holdseliger Mund öffnete sich nun dergestalt, daß, wenn man hinein sah, man sich die Trümmer eines abgebrannten Dorfs recht

gut vorstellern konnte, da sich die Kronen von den Zähnen fast alle abgebissen, jedoch, wie ich nachher gewahr wurde, noch ziemlich keifen konnte. Ich hielt mich, weil ich meine Schwestern dahin bestellt hatte, etliche Tage bei meinem Bruder auf, und wurde von ihm und seiner Frauen ganz wohl bewirthet. Allein, als ich kaum drei oder vier Tage da gewesen, hörte ich, so oft ich den Rücken wendete, daß sie sich um der geringsten Ursache willen außs Hestigste mit einander zankten; dagegen konnte das alte Murrethier, sobald Jemand dazu kam, so freundlich thun wie ein Dhrwurm und ihrem Manne sehr viel Ehre erweisen, obwohl derselbe ein wirklicher Slave von ihr war. In meinen Ohren klang nichts ärgerlicher, als wenn sie früh Morgens, wenn ich noch im Bette lag, oder auch sonst des Tages über, bald diese bald jene Befehlswörter von sich hören ließ, z. B.: „Herr Secretarius! gehet doch hin, und gebt den Schweinen. — Herr Secretarius! hängt den Käsekorb wieder auf. — Herr Secretarius! haßt doch etliche Scheiter Holz. — Herr Secretarius! sehet zu, ob etwa die Kuh gekalbt hat. — Herr Secretarius! befühlet die Hühner, ich stecke im Leige. — Herr Secretarius! gebt dem Mädchén für einen halben Weißpfennig steifen Käse, und ja nicht mehr als drei Klitsche zc.“ Ja, ich sage es noch einmal, wenn ich diese Befehle hörte, so hätte ich mich erbrechen mö-



gen, und gedachte in Hinsicht meines Bruders: Du armer Hans, hast Du auch gefreiet?

Eines Tages, da ich mit meinem Bruder, welcher im Walde Holz besehen wollte, spazieren ging, fragte ich ihn unter andern: ob er sonst wohl in seinem Ehestande vergnügt lebe? „Ach,“ seufzte er, „wenn ich gewußt hätte, was ich nachher erfahren, so wollte ich zehnmal lieber eine Muskete auf die Schulter genommen, und meinen Buckel dem Korporal alle Wochen ein paar mal hingehalten haben, denn ich bin durch meine Heirath zum allernüchternsten Menschen geworden. Mit schönen Kleibern behängt mich meine Frau, so wie etwa ein großer Herr seinem Leibhengste kostbares Zeug auflegen läßt, um Staat damit zu machen; aber ich darf nirgends damit hingehen, wo sie nicht dabei ist, ausgenommen in die Kirche, und auch dahin nicht einmal, wenn ihr der Kopf nicht recht steht. Denn sie spricht gleich: ich ginge nicht in die Kirche, um Gottes Wort zu hören, sondern um mich nach schöneren Weibern und Jungfern umzusehen. Macht mir ein anderes Frauenzimmer etwa ein höfliches Kompliment, und ich ziehe meinen Hut dagegen wieder ab, so fängt sie sofort an zu brummen und sagt: „Ja, ja, die kennst Du auch schon besser, und hättest sie lieber als mich. Sehet nur, wie das Kanailenpaar vor meinen sichtigen Augen mit einander verliebt thun kann!

Ich, denkst doch, daß ich nicht ein Narr wäre, mich hinlegte und stirbe, und Dich singen ließe:

Die Alte verließ mir dies steinerne Haus:

Die Junge guckt mit mir zum Fenster hinaus.

Ja bestuhlgängele Dich nicht, Parischen, in funfzig Jahren wirst Du mich noch nicht los; auf ein Jahr magst Du mich wohl genommen, aber nicht gesehen haben, wie viele Nullen dabei stehen. Hundert Jahr gedenke ich alt zu werden, Dir zum Schure, Du Nacl.....! Denn ich habe Dich aus einem verdorbenen Studenten zum rechtschaffenen Manne gemacht, und Dir zwar eins von meinen besten Häusern zuschreiben lassen; aber das ist das Beste, daß ich mir noch ein Klauselchen dabei ausbedungen und vorbehalten, es also in Zukunft doch noch halten kann, wie ich will." Solche und dergleichen Reden — fuhr mein Bruder fort — muß ich fast täglich von ihr hören und einschlucken, weshalb mir alle Bissen, die ich esse, zu Gift und Galle werden, und mich wundern nur, wie es zugehen mag, daß ich dennoch immer dicker und fetter werde, und zwar zu meinem größten Verdrusse. Was ich für Qual von ihren Kindern und einigen nahen Anverwandten ausstehen muß, davon will ich jeto nichts erwähnen, auch viele andere vorgefallene Sachen und Geschichten bis auf ein andermal verschweigen, und Dir, geliebter Bruder, bloß so viel im Vertrauen sagen, daß

ich diese Sklaverei und den Spott der Leute — weswegen ich mich fast in keiner honesten Gesellschaft mehr sehen lassen darf — so lange mit Geduld ertragen will, bis ich nur erst den Leichenstein gefunden, worunter der Mamon meiner Frau begraben liegt. Diesen will ich sodann bald auf-erwecken, lebendig machen, und mit mir in alle Welt führen.“

Ich rebete meinem Bruder zu, von dergleichen Gedanken abzusehen, des ruhigen Lebens und guten Auskommens wegen, sein aufwallendes Blut zu besänftigen und mit Geduld auf die Ueänderung des Himmels zu warten. Allein er schwieg still, und ich bedauerte ihn in meinem Herzen, daß ein altes böses Weib ihn in der besten Blüthe seiner Jahre erhascht und, anstatt ihrer Meinung nach glücklich, vielmehr zu einem unglücklichen und mißvergnügten Manne gemacht hatte.

Nachdem aber meine Schwestern da gewesen und mir berichtet hatten, daß sie bereits Andere in ihren bisherigen Dienst gestellet, und nunmehr im Begriff wären, ihre eigene Wirthschaft bei einer gewissen alten Wittwe zu führen, und nachdem ich ihnen beiden hierzu noch funfzig Thaler Geld gegeben hatte, nahm ich von meinem Bruder Abschied, überließ ihn seinem Verhängnisse, mit dem herzlichsten Wunsche, daß er künftig vergnügter leben möchte, reisete nach der Resi-

denz unseres Landesherrn ab, und trat meinen Dienst bei demselben an. Das Hofleben begann mir gar bald besser zu gefallen, als immer vor einem Orte zum andern zu reisen, zumal da ich einen sehr gnädigen Herrn, wenige Dienste, richtige Besoldung, einen vortreflichen Tisch und gute Accidenzien hatte. Daher beschloß ich, Zeit Lebens daselbst zu bleiben und treu zu dienen, jedoch auf den Fall der Veränderung eine gute Heirath zu treffen, und mein Vermögen, welches ohne die Meublen noch in dreitausend Thalern bestand, nebst den zu hoffenden Heirathsgeldern, an ein eigenes Haus, Feld und dergleichen zu legen, auch sonst etwa einen vortheilhaften Verkehr anzufangen.

Sobald meine kaum aufgekeimten guten Freunde dies merkten, schlugen sie mir verschiedene Parteen von Jungfern und Wittfrauen von zwei, drei, vier, fünf, bis zehn tausend Thalern Vermögen vor, allein wenn ich es bei dieser oder jener näher untersuchte, so fand sich überall ein Ueber dabei. Endlich fiel mir von ungefähr ein Frauenzimmer in die Augen, die, weil ich hörte, daß sie noch unverfagt sei, mein Herz auf einmal mächtig an sich zog; denn sie war, obwohl etwas stark und fett von Leibe und Gesicht, dennoch sonst sehr wohl gestaltet und überhaupt von einer sehr schönen und zarten Haut. Bei fernerer Erkundigung nach dieser Person erfuhr ich, daß sie zwar keine Eltern

nicht, aber doch viertausend Thaler baares Geld auf Zinsen außen stehen habe, bei ihrer seligen Mutter Schwester als eine Tochter im Hause gehalten, und dereinst auch noch etwas von derselben erben würde. Ferner sagte man mir, daß, ungeachtet sie kaum zwanzig Jahre alt, doch schon mehr als noch einmal so viel Freier bei ihr gewesen, worunter einige in hohen Aemtern säßen; allein sie wolle durchaus nicht eher heirathen, bis sich einer fände, den sie herzlich lieben könne, er möchte reich oder arm, oder auch nur mittelmäßigen Standes sein, wenn er nur irgend ein Erbtheil zu hoffen hätte, damit sie ihr vergnügliches Auskommen, eine liebevolle Ehe und keine Schande von ihm haben möchte. Uebrigens sei sie von sehr stiller Gemüthsart, eine Feindin der Wollust und des überflüssigen Staates, versäume dagegen fast nie ein einzigesmal die Kirche.

Das wäre ein Weibchen für mich, gedachte ich in meinem Herzen, als man mir dies sagte und von verschiedenen Seiten her bekräftigte. Ich suchte von nun an Gelegenheit, mit dieser Schönen zu sprechen. Allein dies hielt schwer, und noch schwerer war es, auszuforschen, ob ihr meine Person zur Ehe anständig, am allerschwersten aber hielt es, sie bis dahin zu bringen, daß sie sich ordentlich und öffentlich mit mir verlobte. Obwohl unsere Hochzeit verschiedener Umstände wegen noch auf etwa ein Vierteljahr hinausge-

schoben werden mußte, so gönnte mir doch die alte Frau Muhme seit erfolgtem Verlöbniß etwas mehr Freiheit als sonst, meine Geliebte zu besuchen, nur wenn ich etwas spät vom Schlosse kam, wollte sie mich durchaus nicht zu ihr einlassen. Endlich ließ meine Geliebte, welche ihre eigene Stube und Kammer hatte, sich erbitten, daß sie mir einen Nachschlüssel zur Hinterthür des Hauses machen ließ, da ich denn im Stalle erstlich zwei Treppen hoch in die Höhe steigen, dann über einen langen Boden hin, und zuletzt wieder eine Treppe hinunter schleichen mußte, ehe ich in ihre Stube kommen konnte. So vertrieb ich mir denn gar manche nächtliche Stunde mit meiner Verlobten ingeheim, muß aber gestehen, daß sie sich gegen mich ungemein züchtig und tugendhaft stellte, indem sie mir außer dem Küssen nicht die geringste Liebesfreiheit erlaubte, auch sich hoch verschwor, bei diesem Benehmen zu bleiben, bis wir ehelich mit einander getraut sein würden. Daher verschonte ich sie mit ferneren Versuchungen, und freute mich im Herzen, daß ich eine so keusche und züchtige Geliebte hätte.

Eines Tages befahl mir mein Herr, mich zu einer Reise anzuschicken, von welcher ich vielleicht in zwei bis drei Wochen nicht wieder zurückkommen möchte. Demnach nahm ich absichtlich auf vier Wochen von meiner Geliebten Abschied, um, meiner Meinung nach, ihre Freude zu vergrößern.

fern, wenn ich unvermuthet zeitiger zurück käme. Indes meine Verrichtungen gingen so glücklich von Statten, daß ich schon in der zwölften Nacht, jedoch ziemlich spät, zurück kam; denn es war nicht anders, als ob mich ein starker Wind fort triebe, welches ich der heftigen Liebe zu meiner Braut Schuld gab, und daher keine Minute versäumte, um ihr selber die erste Nachricht von meiner glücklichen Rückkunft zu bringen.

Nachdem ich nun die Hinterthüre geöffnet und nach der Treppe zu schleichen wollte, sah ich, daß zwei Weibspersonen mit einer Laterne auf den Stall zu gegangen kamen, weshalb ich eilte, und mich in der Geschwindigkeit hinter die halb mit Brettern verschlagene Bodentreppe verkroch. Ich wunderte mich außerordentlich, was diese Leute noch so spät hier zu suchen hätten, da ich sonst um diese Zeit niemals einen Menschen mehr munter und wach gefunden, außer meine Geliebte ganz allein. In diesem Augenblick kam die Magd mit der Laterne, ingleichen eine Frau, die etwas unter dem Mantel hatte, in den Stall getreten, welche letztere, da sie beide an die Hinterthür kamen, ganz leise zu sprechen anfing: „Gertrude, wartet und leuchtet her, ich muß noch erst einmal darnach sehen.“ Hiermit setzte die Frau einen Hebekorb, den sie unter dem Mantel hatte, auf den Boden nieder, und nahm ein darüber gedecktes Tuch ab, so daß ich

zwischen den Brettern hindurch sehen konnte, wie ein kleines, allem Anschein nach neugeborenes Kind in dem Korbe lag. Die Frau sprach von diesem: „Ach, das kleine Würmchen schläft sanft; es würde mich ewig jammern, wenn es umkommen sollte, denn es sieht gar zu schön aus, gerade als wenn es der Jungfer Charlottchen aus den Augen geschnitten wäre.“ — „Ja,“ sagte die Magd lachend, „es hat sich nunmehr noch etwas zu jungfern: nun heißt es: sch..... in die Jungferchaft.“ — „Ha, Possen!“ versetzte die Frau, „weiß es doch kein Mensch, als wir unter uns, und zum größten Glücke ist auch eben ihr Bräutigam, Herr Horn, verreiset.“ — „Ach, machet nur,“ regte die Magd an, „daß Ihr fortkommt, ehe es zu spät wird, und wartet ja meiner hier bei der Laterne, bis ich auch wieder zurück komme.“ Hierauf gingen beide hinaus auf die Straße, und ließen die Laterne im Stalle brennend stehen. Wie mir bei dieser Geschichte zu Muthe gewesen, mag sich ein Jeder selbst denken, denn es waren kaum vier Monate her, seit ich meine geliebte Charlotte zum erstenmal von ferne gesehen hatte. Anfangs wollte ich sogleich hinter den Weibsbilbern her laufen; da ich aber bedachte, daß sie das Kind nur weg sehen, nicht um's Leben bringen wollten, beschloß ich noch unter der Treppe stecken zu bleiben, um anzuhören was diese beiden nach ihrer Zurückkunft weiter sprechen wür-



den. Lange durfte ich nicht warten. Denn zuerst kam die Frau, und dann eine halbe Stunde später die Magd zurück, welche, sobald sie den Stall zugeschlossen, zu der Frau sagte: „Gott Lob und Dank, es ist schon gefunden und aufgehoben. Eine Bligkröte, ein Junge, der einen Herrn mit der Fackel heim leuchtete, ward den Korb am ersten gewahr, deckte ihn auf, und machte Lärm, worauf sogleich noch fünf bis sechs Leute dazu kamen, welche es wieder warm zudeckten, bis es von den Gerichtspersonen aufgehoben und fortgetragen wurde. Nun haben wir unser Trinkgeld reichlich verdient und ein gutes Gewissen dabei behalten, Charlottchen aber muß hinfür doch noch als eine Jungfer passiren, bis sie Herr Horn zur Frau macht.“ — „Bei mir,“ sagte die Frau, „soll es wohl verschwiegen bleiben, denn ich will meinen Eid nicht brechen, den ich der Frau \*\*\* und Charlottchen geschworen habe.“ — „Und ich auch nicht,“ versetzte die Magd. Worauf beide mit der Laterne nach dem Vorderhause zgingen. Ich aber schlich mich ebenfalls ganz leise fort und in die Wohnung, die ich mir in der Stadt gemiethet hatte.

Am folgenden Morgen war die ganze Stadt voll Gerede, daß auf dem Markte, am Wege nach dem Springbrunnen zu, in vergangener Nacht ein Findelkind aufgenommen worden sei. Ich verwunderte mich hierüber so gut wie andere Leute. Es kamen viele unschuldige Frauenzimmer

deshalb in Verdacht, allein wohl nur wenige Personen in der ganzen Stadt mochten das wissen, was ich wußte, wie ich denn auch nachher auf eine wunderbare Art erfahren, wer eigentlich Vater zu diesem Findlinge gewesen.

Unterdessen war mein erster Gang auf das Schloß, um meinem Herrn von meinen Verrichtungen Bericht abzustatten. Er war damit zufrieden, weil ich aber in vergangener Nacht vor Verdruß kein Auge zugethan, überdies auf der Reise mich ziemlich angestrengt hatte, sagte der Herr gleich zu mir: „Euch ist nicht wohl; man sieht es an Eurer bläselnen Farbe.“ Dies machte ich mir sofort zu Nutze, gab vor, ich hätte unterwegs einen kleinen Sturz mit dem Pferde gethan, und dies zwar anfänglich nicht geachtet, empfände aber jetzt ein heftiges Stechen in der Brust. Unter diesen Umständen befahl mir mein Herr, nach Hause zu eilen und nicht eher wieder auszugehen, bis ich vollkommen hergestellt wäre. Demnach begab ich mich in mein Quartier, legte mich zu Bette, und stellte mich kränker, als ich wirklich war, um doch abzuwarten, was meine bisherige Geliebte angeben würde, zu welcher ich meinen Burschen abschickte, um derselben meine kränkliche Zurückkunft zu melden und zugleich anzufragen, ob sie sich noch bei gutem Wohlsein befände. Die alte Frau Muhme nahm meinen Jungen sogleich bei Seite, und sagte unter den ängstlichsten Gebärden: „Ach, daß Gott

erbarm', mein Sohn! Wir haben es leider schon gehört, daß Euer Herr unglücklich gewesen und mit dem Pferde gestürzt ist. Weil aber meine arme Charlotte auch seit etlichen Tagen fast todtkrank gewesen, so halte ich für das Beste, daß wir ihr gar nichts davon sagen, sondern lieber thun, als ob Euer Herr noch gar nicht wiedergekommen wäre, damit sie nicht etwa vor Schrecken wieder in die vorige Krankheit verfällt. Unterdessen wünsche ich Eurem Herrn baldige Besserung, damit er sie selber besuchen kann, und ich glaube, daß sie dann alle beide auf einmal wieder gesund werden, wenn sie nur erst einander wiedergesehen haben."

So listig konnte das arge Weibsvolk seine Streiche spielen, um mich zu übertölpeln; allein es war ein Glück, daß mich der Himmel noch zu rechter Zeit hinter diese Bosheiten kommen lassen. Indesß schwieg ich mit Fleiß noch eine Zeitlang still, um der Jungfer Wöchnerin in den ersten Tagen keinen Schrecken einzujagen, und sie etwa um ihre Gesundheit oder gar um ihr züchtiges Leben zu bringen. Die Komplimententräger aber gingen täglich ab und zu, und endlich empfing ich von Madame Charlotte folgendes Schreiben:

Mein geliebter Schatz!

Erst heute ist mir gesagt worden, daß Ihr bereits vor vierzehn Tagen von der Reise zurückgekommen und unglück-

lich gewesen seid. Hätte man mir dies gleich zu wissen gethan, so wäre ich bei meinem damaligen Zustande auf der Stelle des Todes gewesen, weil ich, wie Ihr überzeugt sein werdet, Euch mehr liebe, als mein eigenes Leben, und glaube, daß bei genauer Untersuchung es sich finden würde, daß ich wegen der Sympathie, die zwischen unseren Herzen und Seelen obwaltet, mit Euch zu Einer Zeit und Stunde krank geworden bin. Jedoch, da man mir jezo schmeichelt, daß Ihr schon halb wieder genesen, und Euch schon an dem Fenster sehen lasset, so stellen sich auch meine Kräfte allmählig ein; ja, wenn ich nicht von meiner Frau Ruhme abgehalten würde, so wagte ich es, Euch zu besuchen, es möchte mir auch gehen, wie es wollte. Indes, da dies nicht geschehen darf, so wünsche ich desto sehnlicher Eure vollkommene Genesung, damit ich Euch ehester Tage zu umarmen das Vergnügen haben möge. Die ich mit aller beständigen Treue bis in's Grab verharre

Eure

Charlotte \*\*\*

Berruchte Schlange! ist's denn doch dein wirklicher Ernst, mich zu bethören? Nein, das soll nicht geschehen, sondern ich will dir bald andere Gedanken beibringen. So dachte ich bei mir selbst, ließ aber der vor der Thür war-

tenden Magd sagen, daß sie nebst meinem Kompliment an ihre Jungfer melden sollte, wie ich ihr diesen Mittag schriftlich zu antworten Willens sei. Dies geschah denn auch. Ich nahm mein Schreibzeug, und setzte folgende Zeilen an dieselbe zur Antwort auf:

Madame,

Und wenn ich auch Ihres Geschlechts wäre, so würde ich mich doch nicht überzeugen lassen, daß ich vor ungefähr drei Vierteljahren so viel Liebes-Confect eingenommen, um mit Ihnen durch Sympathie zu gleicher Zeit und Stunde krank davon zu werden und der Stadt einen beklagenswürdigen Fündling hinsenden zu lassen. Jedoch ich gratulire Ihnen zur glücklichen Niederkunft, bedaure, daß Sie mich etliche Wochen lang — wofern es wahr ist — geliebt haben, und bitte, Sie wollen sich desfalls keine fernere Mühe geben, weil ich, ungeachtet ich Ihrer Fruchtbarkeit schon im Voraus versichert bin, dennoch einen heftigen Ekel in mir spüre, mit einem Frauenzimmer solchen Schlages in's Ehebett zu steigen. Meine Krankheit ist so gefährlich nicht gewesen, sondern ich hätte Sie gleich in der ersten Stunde nach meiner Zurückkunft, ungeachtet es schon ziemlich spät war, unfehlbar besucht; allein ich befürchtete, die Wehen zurück zu treiben und, da ich mit dem Amte der Hebemutter nicht umzu-

gehen weiß, etwa meinen Hut einzubüßen. Demnach ist nichts übrig, als daß ich Ihnen einen fröhlichen Kirchgang wünsche, und den Verlobungsring nebst andern Sachen, die Sie mir auf die Treue gegeben, zurücksende, auch was ich Ihnen dagegen gegeben wieder abfordere, und beharre

Madame

Ihre gehorsamer Diener  
P. W. Horn.

Es mochte indeß doch wohl noch zu frühzeitig gewesen sein, dem zarten Frauenbilde dergleichen Schrecken einzujagen. Denn kaum hatte sie meinen Brief gelesen, als sie in Ohnmacht sank, so daß die Frau Muhme und die Magd viele Mühe hatten, sie wieder zu sich zu bringen. Die letztere kam sogar in Verdacht, als ob sie sich durch Geschenke verleiten lassen, mir das Geheimniß zu offenbaren; nachdem sie indeß ihre Unschuld mit entseztlichen Eidschwüren bekräftiget, ertriethen sie endlich die Wahrheit, daß ich nämlich im Hause gewesen sein und das ganze Spiel selber mit angesehen haben müsse. Eben dies gestand ich der alten Frau Muhme, die noch selbigen Abends persönlich auf meine Stube kam, ohne alles Bedenken ganz offenherzig, gab derselben auch den Schlüssel zu ihrer Hinterthür, weil mir dieser nun

nichts mehr nütze war. Ungeachtet mir aber dieselbe meine an Charlotten geschenkten Sachen vom kleinsten bis zum größten wiederbrachte, ließ ich mich dennoch verlauten, daß ich wegen des vorgehabten Betruges und bösen Streichs, den sie mir spielen wollen, meine Schmach schon noch auf andere Art rächen wolle, weshalb die Alte himmelhoch bat, die unglückliche Charlotte doch ja nicht weiter zu kränken, und vor aller Welt auf eine dreifache Art zu beschimpfen. Allein ich stellte mich, als ob es mein wirklicher Ernst wäre, bis sie es endlich auf vielfach wiederholtes Bitten so weit brachte, daß ich mir mit fünfhundert Thalern den Mund stopfen ließ, und hoch und theuer angelobte, sie nicht zu beschimpfen. Hiermit hatte meine ganze Liebesbegebenheit mit Charlotten ein Ende. Ich habe sie nachmals nie wieder mit Augen gesehen, wohl aber vernommen, daß sie bald nachher weit hinweg gezogen. In Betreff unseres Verlöbnißes aber mußte es heißen, ich hätte ihr anfangs versprochen, meinen Dienst bei Hofe aufzugeben und ein anderes Amt anzunehmen, weil mich aber dies nachher gereuet, und ich nicht Wort gehalten, so hätte sie auch nicht Wort halten wollen; demnach wären wir in Streit gerathen, und hätten einander den ganzen Handel aufgesagt. Alle Mensch:n glaubten dies, und Niemand wäre auf den Gedanken gerathen, daß die von außen so keusch, züchtig, fromm und gottesfürchtig scheinende Char-

lotte ein Jungfernkindchen bekommen und dasselbe aussetzen lassen.

Raum hatte ich mir die verdrießlichen Grillen wegen dieser unglückseligen Liebesbegebenheit aus dem Kopfe verscheucht, als ich mich von neuem in eine sechzehnjährige schöne Jungfrau verliebte, die zwar von vornehmer Herkunft, doch kaum vier bis fünfhundert Thaler in Vermögen hatte. Dies letztere schreckte mich indeß gar nicht ab, da sie übrigens sehr wohl erzogen war, und ich mich erinnerte, daß es eben nicht rathsam sei, im Heirathen allzu sehr auf vieles Geld zu sehen. Dem Anscheine nach liebte sie mich recht von Herzen, gleichwohl aber hatte sie einen Schalk im Nacken; denn ungeachtet ihrer Jugend war sie schon bemüht, sich im verbotenen Liebespiel zu üben.

Eines Tages, da ihre Eltern verreiset waren, kam ich Mittags zu einer Stunde, wo man sich meiner wohl am wenigsten vermuthete, in ihr Haus, fand aber die Jungfer nicht zu Hause, sondern die Köchin sagte: sie würde unfehlbar zu einer benachbarten Jungfer nähen gegangen sein. Die Köchin ging sogleich fort, um sie zu rufen, während dessen ich ein wenig im Garten hinter dem Hause spazieren gehen sollte. Sonach blieb Niemand bei mir, als meiner Geliebten jüngster Bruder, ein Knabe von etwa sechs Jahren, der mich, weil ich ihn fast täglich mit Zuckerwerk, Geld und an-



deren Sachen beschenkte, sehr liebte. Dieser fing von freien Stücken an: „Ich weiß es wohl besser, wo meine Schwester ist, aber ich darf es nicht sagen. Gehen Sie nur in den Garten, sie wird bald auch hinein kommen.“ Ich gab dem Knaben ein Stück Geld, und bat ihn, er solle mir nur sagen, wo sie wäre, ich wolle ihn nicht verrathen. Hierauf eröffnete er mir in kindischem und einfältigem Vertrauen, daß sie sich mit seines Herrn Vaters Schreiber oben in dessen Kammer geschlichen und verschlossen hätte. Das war mir genug. Demnach schickte ich den Knaben fort zum Zuckerbäcker, ich aber schlich, noch ehe die Köchin wieder kam, ganz leise, ohne daß ich eine Maus verstören mögen, hinauf vor des Schreibers Kammer, weil ich im ganzen Hause schon ziemlich Bescheid wußte. Zu meinem Glück war ein großes Tafelblatt in der Ecke aufgelegt, hinter welches ich mich steckte, und da die Kammer nur mit Brettern verschlagen war, so konnte ich alles sehr genau hören, was darin vorging. An dem vielfältigen Seufzen, Stöhnen, Achzen und Rassen des Bettes konnte man leicht abnehmen, daß ein paar Personen mit einander kämpften. Endlich wurde es etwas stiller, indem beide verschraubten, doch bald darauf hörte ich unter dem oft wiederholten Klatschen der Küsse folgendes ganz leise Gespräch:

Er. Ach, mein allerliebsteß Liebschen, ich denke immer,

es wird nun die längste Zeit mit unserer Liebe gewähret haben. Denn, wenn Dich nun der Kammerdiener Horn von mir gerissen hat, werden Dir seine Liebkosungen weit besser schmecken, und Du wirst gar nicht mehr daran denken, daß ich nun bald drittehalb Jahr so manches Vergnügen mit Dir gehabt habe.

Sie. Liebster Schatz, wenn Du mir an meinen Bräutigam Horn gedenkst, so möchte ich immer bitterlich weinen. Wollte der Himmel, daß ich nicht unter der Gewalt meiner Eltern stände, so sollte nimmermehr ein Anderer an meine Seite kommen, als Du. Ich werde auch niemals Jemanden recht lieben können, als Dich allein; denn die erste Liebe ist doch die heftigste und beständigste. Daher wird mir es mein zukünftiger Mann nie so zu Danke machen können, als wie Du mir es nun, nicht allein seit drittehalb Jahren, sondern noch länger her gemacht hast. Weißt Du nicht — — —

Er. Ich weiß es wohl; aber damals spielten wir nur wie die Kinder, und nunmehr, da wir kaum recht klug geworden sind, werden wir auf ewig von einander gerissen.

Sie. Das will ich nicht hoffen, mein Engel. Bedenke doch, mein künftiger Mann wird gar manchen Tag und manche liebe Nacht nicht zu Hause sein, indem er bei seiner jetzigen Bedienung oft auf etliche Wochen verreisen muß. Ich ver-

Spredhe Dir nun mit Hand und Herzen, Dich bei so schönen Gelegenheiten allezeit heimlich zu mir zu bestellen und Dir manchen schönen Thaler zukommen zu lassen. Das Zwanzig-Ducaten-Stück aber, welches mir Horn geschenkt, und ich Dir heute wieder geschenkt habe, mußt Du ja behutsam verwechseln, damit es nicht offenbar wird. Laß Dir gegen meine Hochzeit ein neues Kleid und andere schöne Sachen dafür machen, damit ich an meinem traurigen Ehrentage nur meine Freude an Dir sehen kann.

Er. Das soll alles geschehen. Aber auch das würde meine größte Freude auf der Welt sein, wenn Du mir erlaubtest, Deinem Horne ingeheim Hörner aufzusetzen. Denn, da ich dem Kerl um Deinetwillen so gram bin, als dem — — —, so könnte ich mich nicht besser als auf solche Art an ihm rächen.

Sie. Was ich Dir versprochen habe, will ich redlich halten. Unterdessen haben wir in diesem Hause nur noch fünf Wochen Zeit, mit einander zu spielen; aber spiele mir ja nicht grob, damit — — —

Er. Ach, das weißt Du ja schon, mein Herzensengel, daß ich redlich bin. Komm, ich will Dir noch eine Probe davon geben.

Sie. Ach, Du kannst ja wohl nicht mehr — — — trinken.

Er. Das will ich Dir zeigen, mein Schatz, und zwar auf Herrn Horn's Ungesundheit.

Hiermit mußte der Liebesbecher von frischem herhalten, und es ist leicht zu erachten, daß ich nicht allein dieser, sondern auch der angehörten empfindlichen Neben wegen, zwar vielen Gift einschlungen, aber doch, weil ich noch immer dabei still gestanden, eine ungemeine Gelassenheit gehabt haben mußte. Allein sowohl diese als das Vergnügen der Geliebten wurde von der Köchin gestört, welche ihre Jungfer aus vollem Halse rief. Diese sprang eiligst auf und aus der Kammer, indem sie in die Worte ausbrach: „Daß Dir der Henker in den Rachen führe! was gilt's, der verfluchte Horn wird gekommen sein! Mein Engel, bleibe ja oben, damit Niemand merkt, daß Du zu Hause bist; ich will meine Dinge schon machen.“ Der Schreiber versprach, Gehorsam zu leisten, umarmte und küßte sie noch recht derb vor der Kammerthür, so daß beide ganz blind und außer sich zu sein schienen. In diesem Augenblicke aber sprang ich hervor, und sagte: „Mademoiselle, Sie können immer hier bleiben, denn Horn wird Sie nicht ferner in Ihrem Liebesvergnügen stören. Aber, mein Freund, — redete ich den Schreiber an — ehe Ihr mir die zugebachten Hörner aufsetzet, muß ich Euch zuvor etliche selber wachsend machen.“ Bei diesen Worten schlug ich ihn etlichemal mit dem spanischen Rohre über den

Kopf. Der Kerl aber, der doch für zwei Pfennige Herz im Leibe haben mochte, holte seinen noch ganz neuen Degen, und ging damit auf mich los, hieb mir auch einen Kuffschlag vom Rocke herunter. Allein auf meinen ersten Hieb blieb ihm die rechte Hand nur an einer einzigen Flechse hangen, weswegen er sich dieselbe wenige Tage nachher mußte ablösen lassen. Meine Jungfer Braut hatte sich unsichtbar gemacht, also ging auch ich nach Hause, schrieb den ganzen Hergang auf, und schickte die Schrift am dritten Tage dem zurückgekommenen vermeintlichen Herrn Schwiegervater zu, bedankte mich auch dabei ganz freundlich für seine Jungfer Tochter. Der Mann war redlich, beklagte sein Unglück und meinen Verdruß, ersuchte mir alles, was ich der Tochter geschenkt, und bat inständig, nicht um ihret-, sondern um seiner Ehre willen, diese Sache nicht weiter kundbar zu machen. Da ich nun wirklich Mitleiden wegen seiner ungerathenen Tochter mit ihm hatte, so versprach ich ihm, reinen Mund zu halten, und erfuhr von ihm selbst, daß er dieselbe bald nachher an einen Ort gebracht, wo sie so gut als in einem Spinnhause verwahrt war. Der Schreiber aber hatte sich, noch ehe er völlig kurirt war, auf und davon gemacht.

Nunmehr hätte man denken sollen, daß mir die Lust zum Heirathen ziemlich vergangen sein müsse, und es war mir auch wirklich so zu Muth. Gleichwohl aber fiel ich

aufs Neue in's Neß der Liebe, und zwar bei einer vier und dreißigjährigen wohlgebildeten Wittwe, deren erster Mann ein vornehmer Bürger gewesen war. Sie hatte kein Kind, aber mehr als 12000 Thaler, und hatte sich vor vier Jahren wieder mit einem Gelehrten versprochen, den ich Bambo nennen will. Es hatte indeß dieser Bambo verschiedene kiedertliche Streiche angefangen und unter andern eine Magd zur Frau gemacht. Dies durfte ihm nun zwar Niemand nachsagen; allein, die erwähnte Wittwe hatte deswegen einen Ekel gegen seine Person gefaßt und wegen Aufkündigung ihres Verhältnisses schon einige Zeit mit ihm im Proesse zeleget. Ja, einst auf einem Ehrengelage, wo ich ihr vor anderen bürgerlichen Frauenzimmern besonders aufwartete, ließ sie sich mit mir in ein Gespräch ein und versprach, wofern ich es dahin bringen könnte, daß der Landesherr in ihrer Proceßsache ihr zum Vortheil einen Machtspruch thäte und sie von dem kiedertlichen Bambo losspräche, sie zweihundert Thaler an die Kirche und mir zweihundert Thaler aus Erkenntlichkeit geben wolle. Ich stellte ihr vor, daß mir gar nicht bange wäre, den Machtspruch zu ihrem Vortheil anzuwirken; indeß die mir zugedachten zweihundert Thaler wante sie ersparen, wenn sie mich nämlich an des Bambo Stelle zu ihrem Geliebten erwählen wolle. Sie wies diesen meinen manierlichen Liebesantrag eben nicht von sich, sondern gab zur Ant-

wort: ich sollte nur erst die Hauptsache ausmachen, wenn es sodann noch mein Ernst bliebe, sie zu heirathen, und sie mir nicht etwa schon zu alt oder sonst zu schlecht wäre, würde sich alles bald schicken können. Demnach wendete ich mich an meinen Herrn und trug demselben die Angelegenheit der Wittve sehr wahrscheinlich vor. Da nun dieser merkte, daß mir selber daran gelegen sei, und mein Wohlstand dadurch auf festen Fuß gesetzt werden könnte, erhielt die Wittve, was sie verlangte. Sie bot mir nun die zweihundert Thaler an, da ich mich aber dieselben anzunehmen weigerte, vielmehr mit allem Ernst ihre eigene Person verlangte, erlaubte sie mir, als ihrem neuen Freier, den täglichen Zutritt, und wir wurden in kurzer Zeit bergestalt mit einander bekannt, daß es bloß von mir abhing, noch vor der Trauung ein wirklicher Ehemann zu werden. Weil wir aber wegen bevorstehender Fastenzeit die Trauung bis nach Ostern verschieben mußten, so redete ich unterdeß von einem förmlichen Verlöbniß, denn mir war bange, daß etwa ein reicherer, als ich, kommen und mich ausstechen möchte. Allein sie gab zur Antwort: „Mein Schatz, wir sind ja beide nun schon verlobt, und wo das nicht genug ist, so können wir uns alle Tage und Nächte so fest, als wir wollen, verknüpfen und verloben. Was wollen wir erst den Leuten Anlaß zu allerlei Gerede geben? Laß uns doch lieber Hochzeit und Verlöbniß zusam-

men machen.“ Damit mußte ich mich denn begnügen, und ungeachtet ich wohl merkte, daß sie bei ihren jetzigen Jahren doch noch sehr üppig und wollüstig sei, indem sie mir den Hauptgenuß der Liebe fast immer entgegen trug, und ganz betrübt wurde, wenn ich nicht anbeißen wollte, so schrieb ich es doch nur dem Umstande zu, daß sie vielleicht an meiner Person etwas Liebenswürdigeres gefunden, als an dem Bambo und anderen Freiern. Unterdessen war ich bemüht, ihre Begier mit freundlichen und höflichen Worten zu stillen, womit ihr aber so wenig, als mir mit der Unzucht, gebient war; denn weil ich bis dahin meine Keuschheit rein erhalten, und kein Frauenzimmer auf der Welt in Unehren berührt hatte, so war ich auch nunmehr desto eigensinniger, und wollte vor priesterlicher Einsegnung nicht auf der Hochzeit schmausen. Unter der Zeit merkte Bambo, wie die Glocke bei Hofe, in Betreff der Wittfrau, meiner und seiner, geschlagen hatte, stieß daher die schimpflichsten Reden in einer honnetten Gesellschaft gegen mich aus, und als ich ihn deswegen besprechen ließ, forderte er mich des dritten Tages mit einem blanken Degen auf die Gränze, um ihm, wie er sich äußerte, für die an ihm begangene Schelmerci Satisfaction zu geben. Ich war sogleich willig dazu. Da es aber, wie bekannt, bei Hofe außerordentlich viele Zuträger gibt, so war dies bevorstehende Duell auf der Stelle brühheiß meinem Herrn zu



Dhreu gebracht worden, der mir bei seiner Ungnade verbot, dem Bambo vor der Klinge zu stehen; dagegen befahl er mir, augenblicklich eine Reise in Geldangelegenheiten nach F\*\* anzutreten und nicht eher wieder zu kommen, bis ich alles, was in meiner schriftlichen Vollmacht stände, ausgerichtet hätte und mitbringen könnte. Bei so gestalten Sachen würde mich nun jeder vernünftige Mensch leicht entschuldiget haben, wenn ich dem Bambo nicht gekommen wäre; doch ich war toll, und meinte, meine ganze Ehre und Ansehen würde verloren gehen, wenn ich demselben mein Versprechen nicht hielt. Da ich nun ohnehin auf den Fechtböden in Frankreich und Italien, auch sonst durch Erfahrung und Übung so viel gelernt zu haben glaubte, um diesem prahlerischen Eisenfresser die gehörige Abfertigung zu geben, so ritt ich, ohne von meiner Geliebten Abschied zu nehmen, — weil mir dies ausdrücklich verboten war — mit einem zugegebenen Reitknechte nach Westen zu, wendete mich aber bald gegen Norden, nach der Gränze und dem Orte zu, wo mich Bambo hin bestellt hatte. Ich traf ihn auch wirklich zur bestimmten Stunde, und fertigte ihn mit einer gewaltigen Wessur in seinem rechten Arm hurtig ab, worauf ich meine Reise recht vergnügt und eiligst nach F\*\* fortsetzte. Mein Herr hatte mir so viele Arbeit aufgegeben, daß ich erst in der achten Woche wieder zurück kommen konnte.

Anstatt nun aber meinen Bericht bei dem Herrn selber abzustatten, wurde ich an den Oberhofmeister verwiesen, was mir sogleich auffiel. Jedoch ich gehorchte, legte meine Rechnung ab, überlieferte alles mitgebrachte Gut, und erhielt von demselben das Lob, daß ich meine Sachen wohl ausgerichtet hätte. „Dem allen ungeachtet,“ sagte der Oberhofmeister zuletzt, „haben mein Herr dennoch eine Ungnade auf Ihn geworfen, weil Er, Dero ausdrücklichem Befehl zuwider, sich dennoch mit dem liederlichen Bambo in ein Duell eingelassen, und lassen Ihm daher jetzt durch mich auf vier Wochen den Hof verbieten, binnen welcher Zeit sich mein Herr seiner wegen weiter entschließen werden.“ Ich machte, ohne ein Wort zu sagen, ein tiefes Kompliment, und ging in mein Quartier. Noch an demselben Abend wollte ich meine Geliebte besuchen; allein sie war nicht zu Hause, oder ließ sich verweigern. Dagegen kam ein guter Freund zu mir, und erzählte mir allerlei, worüber ich mich nicht genug verwundern konnte.

„Mein Freund,“ sagte er, „Eure sogenannte Geliebte ist ein wunderliches Weib. Ihr waret kaum acht oder zehn Tage weg, so ließ sie den Bambo holen, ihm eine eigene Stube in ihrem Hause zurecht machen, und ihn für ihr Geld von der Blessur, die Ihr ihm beigebracht, völlig kuriren. Ich — fuhr dieser mein Freund fort — kam eines Tages

zu ihr, und fragte, was denn wohl ihr Geliebter, Herr Horn dazu sagen würde, daß sie den Bambo so wohl aufgenommen hätte? „Ei,“ gab sie mir zur Antwort, „was gehet mich Horn an? er hat nicht einmal Abschied von mir genommen, ehe er von hier weggereiset ist. Ueberdies habe ich an ihm bemerkt, daß er zwar mein Geld und Gut, aber nicht meine Person achtet, denn er hat sich stets bei mir nicht wie ein Liebhaber, sondern wie ein verschnippter Strohmännchen aufgeführt. Verlobniß habe ich niemals mit ihm gehalten, darum kann er mir auch nichts anhaben, es wäre, denn, daß ich ihm die ehemals versprochenen zweihundert Thaler geben müßte. Diese kann er vielleicht bekommen, wenn er höflich ist, weiter aber nichts. Bambo liebt mich doch als ein rechtschaffener Mann, nicht bloß um meines Geldes, sondern auch um meiner Person willen, und ist er gleich ein wenig liederlich, so liebt er mich doch recht eifrig. Er muß viel verthun, ehe er meine jährlichen Zinsen verthut, und kann sich auch wohl noch ändern, wenn ich ihm gute Worte gebe. Ueber alles dieses hätte ich mir doch ein schweres Gewissen machen müssen, wenn ich ihn verlassen hätte, da ich mich einmal ehrlich, redlich und christlich mit ihm verlobt gehabt. Es haben böse Leute sich zwischen uns gesteckt; nunmehr aber, da ich erfahren, daß er sein Blut aus Liebe zu mir vergossen, und sich mit dem Kammerdiener Horn meinethwegen auf

Leib und Leben geschlagen hat, so habe ich ihn noch tausendmal lieber als zuvor.“

Dies waren ungefähr die Worte, welche mir mein guter Freund aus dem Munde meiner vermeintlichen Geliebten wieder erzählte. Ich gab ihm zur Antwort: „Ganz wohl! Das üppige Weib mag sich mit ihrem liederlichen Bambo belustigen, wie sie will; aber die zweihundert Thaler will ich dennoch haben.“ — „Die will ich Euch,“ versetzte mein Freund, „morgen schaffen, wenn Ihr versprechen wolket, von der Frau nichts weiter zu fordern.“ Ich ging den Handel ein, und bekam gleich des folgenden Tages die erwähnten zweihundert Thaler, wogegen ich schriftlich quittirte, und mich verband, von dieser Frauenperson nichts weiter zu fordern. Um indeß meine Verachtung gegen dieselbe zu bezeigen, schenkte ich die zweihundert Thaler an das Hospital, zu desto besserer Verpflegung der alten Weiber, welches sie wie ich gehört, am meisten verdrossen hat.

Unterdessen ward es stadtkundig, daß ich bei Hofe in Ungnade gefallen sei, worüber sich Niemand als Bambo freuete, der in allen Gesellschaften auf's Schändlichste von mir redete, mich nach seiner Frauen Aeußerung nur einen verschnippten Erohmann nennete, sich damit breit machte, daß er mich bei der Frau ausgestochen, und dennoch den Platz behalten; zwar müsse er gestehen, daß ich ihm einmal

eine Wessur beigebracht, doch wünsche er, daß er mich nur noch ein einziges Mal vor der Klinge haben möchte, um seinen Hohn nachdrücklich zu rächen. Diese und dergleichen Reden führte er so lange, bis ich endlich einmal dazu kam, und ihm ein paar tüchtige Maulschellen gab, weswegen er mich, weil er den Degen daselbst nicht ziehen durfte, und mit der Faust wenig Ehre einzulegen glaubte, zum andernmal auf den vorigen Tummelplatz forderte. Es sollte, wie das vorige Mal, gleich auf den dritten Tag vor sich gehen; allein ich ließ ihm sagen: ein solcher Bärenhäuter, wie er, könne wohl bis zum neunten Tage auf Satisfaction warten.

Mittlerweile waren meine vier Strafwochen bis auf wenige Tage verflossen, weshalb mich der Oberhofmeister zu sich rufen ließ, und mir unter den Fuß gab, daß ich bei dem Herrn in einem unterthänigsten Memorial um gänzliche Vergebung meines begangenen Fehlers anhalten möchte. Ungeachtet ich nun dies baldigst zu thun versprach, so wollte ich doch vorher den Bambo erst noch einmal abfertigen. Da mir aber mein Herz im Voraus sagte, daß dies Duell nicht so mager als das vorige abgehen werde, so schaffte ich, außer den meisten und besten Sachen, die ich nicht bei mir führen konnte, das übrige an einen sicheren Ort, verließ mein Quartier fast ganz ledig, und that, als ob ich mit meinem Burschen spazieren reiten wollte. So kam ich denn am neunten Tage

früh Morgens mit Bambo auf dem erwähnten Orte an der Gränze zusammen, und fand ihn nebst seinem Secundanten in guter Verfassung. Da ich indeß keinen Secundanten bei mir hatte, so mußte jener angeloben, auf zwanzig Schritte von uns entfernt zu bleiben, oder gewärtig zu sein, daß ihn mein Bursche mit den fertig gehaltenen Pistolen auf den Kopf schösse. Jedoch der Secundant war ein ehrlicher Kerl und hielt sein Wort; dagegen ging mir Bambo, der eine gar zu starke Dosis von Herzwasser oder sogenanntem Fusel zu sich genommen haben mochte, ganz verzweifelt zu Leibe. Ich parirte nur und ließ ihn recht müde werden, worauf er Ruhe verlangte. Ich gönnte sie ihm, mit der Warnung, nicht so verzweifelt zu thun; widrigenfalls ich nicht dafür könnte, wenn er bei seinem öfteren Blossgeben anstatt in den Arm einen Stoß in die Brust bekäme. Allein er sagte mit einer höhnischen Miene: „Es hat mich Zeit Lebens noch kein Hundsfott mit der Klinge auf die Brust gestochen.“ Dies war genug gesagt, um unter diesen Umständen mir die Galle überlaufend zu machen. Ich gönnte ihm daher von nun an keine Ruhe weiter, sondern brachte ihm gleich im ersten Gange einen Stoß unter der Warze der Brust bei, mit den Worten: „Jetzt thut es ein ehrlicher Kerl zum ersten Male.“ — „Das ist wahr,“ erwiderte er; „ich habe genug, und muß daran sterben.“ Er reichte mir hierauf die Hand und

bat, ihm zu vergeben, daß er mich unnöthiger Weise gezwungen hätte. Dem Secundanten trug er den Abschiedsgruß an seine Geliebte auf, mit dem Zusatz, daß sie Schuld an seinem Tode sei, befahl dann seine Seele Gott und verschied. Ich aber setzte mich zu Pferde, und ritt mit meinem Burschen immer weiter nach abgelegenen Gegenden zu, war auch nicht eher ruhig, als bis ich über die holländische Gränze kam. Jedoch, was will ich von Ruhe sagen? Bei mir wollte sich ganz und gar keine Ruhe einfinden; denn es war immer, als ob der Schatten oder Geist des vor mir erstochenen Bambo um mich schwebte, und mich sowohl des Tages als des Nachts in meiner Ruhe störte, ungeachtet er selber mehr Ursache an seinem Tode gewesen war, als ich.

Hätte ich — sprach ich bei mir selbst — mich nach keinem Weibe umgesehen, so könnte ich einer der vergnügtesten Menschen von der Welt sein; denn ich hatte selbst keine Mittel, einen einträglichen Dienst und gnädigen Herrn; so aber bin ich bloß des Frauenzimmers wegen um die beiden letzteren Stücke gebracht. Daher will ich auch nunmehr, um dies gefährliche Geschlecht zu meiden, nicht mehr im Lande bleiben, sondern zu Schiffe gehen, vielleicht ist mir das Glück so günstig, daß ich dereinst ein Admiral werde.

Dies waren meine damaligen Gedanken. Um aber wieder gutes Muthes zu werden, nahm ich mir vor, die be-

rühmtesten Städte in diesem Lande zu besuchen. Ich ließ mich eine Summe Geldes nicht reuen, sondern reiste mit meinem Diener von einer Stadt zur andern, fand vieles, was mir wohlgefiel, und endlich, da ich meine Reise mit Fleiß so eingerichtet hatte, nahm ich meinen Weg nach Amsterdam, um von da eine Reise nach Ostindien zu unternehmen. Da ich nun sehr neugierig war, und an jedem Orte alles Merkwürdige aufschrieb, so gingen fast vier Wochen hin, ehe ich in dieser großen und volkreichen Stadt herum kam.

Eines Tages, da ich vor der Börse stand, und mich an diesem kostbaren Gebäude nicht satt sehen konnte, zapfte mich Jemand am Armel, und da ich mich umsah, war es mein jüngster Bruder, über dessen Dasein ich mich nicht genug wundern konnte. Ich erfuhr von demselben; daß er endlich seiner Frauen altes Thaler-Loch gefunden, die meisten herausgenommen und, weil er es nicht länger bei ihr aushalten können, hierher gereiset sei, um nach Ostindien zu gehen. Sobald er hörte, daß dies auch mein Vorsatz sei, war er ungernein darüber erfreut. Wir schossen demnach unsere Gelder zusammen, legten dieselben an taugliche Waaren, nahmen diese bei der ostindischen Compagnie, und gingen als Kaufleute mit zu Schiffe und nach Ostindien. Wir erwarben auf dieser ersten Reise eine ziemliche Summe Geldes;



indef, da wir Brüder uns im Handel nicht wohl vertragen konnten, so theilten wir unsern Erwerb christlich, und schieden in Frieden brüderlich von einander, da denn einer nach Ost- und der andere nach Westindien ging. Mein Bruder, welchen ich nachher noch zweimal wieder gesprochen, war so glücklich geworden, binnen wenigen Jahren ein eigenes Schiff und anderweitiges Vermögen zu erwerben; allein mit mir wollte es durchaus keinen Fortgang haben. Denn, wenn mir auch das Glück nach vieler sauren Mühe und Arbeit etwa ein ziemliches Kapital zugewendet hatte, so verlor ich doch bald hier bald dort etwas davon, und endlich war ich auf dem Rückwege aus Westindien so unglücklich, alles mein Gut durch Schiffbruch zu verlieren. Gleichwohl aber dankte ich dem Himmel für meine wunderbare Lebenserhaltung, und war froh, daß ich nach dreitägigem Herumschwimmen in der See von einem spanischen Schiffe aufgenommen und mit nach Spanien geführt wurde. Ich hatte gerade noch so viel Geld in meinen Kleidern bei mir, daß ich damit bis nach Holland zurückreisen konnte, wo ich etwa noch tausend Thaler an einen sichern Ort in Verwahrung gegeben hatte. Diese nahm ich auf, und ging aufs Neue nach Westindien, wo ich das Glück hatte, mit Herrn Wolfgang in Bekanntschaft zu gerathen und mit ihm vielen Verkehr zu haben, wobei ich nichts so sehr bedauerte, als daß es nicht schon damals sich

schicken wollte, mit ihm in Compagnie zu reisen, indem mir sein ganzes Wesen über alle Massen gefiel. Jedoch, was sich damals nicht schicken wollte, mußte sich nach der Zeit, da ich noch einmal so unglücklich gewesen, fast um alles das Meinige zu kommen, dennoch fügen, wo ich mich denn noch glücklich zu schätzen hatte, daß ich von ihm als ein Freibeuter mit aufgenommen wurde. Er selbst, Herr Wolfgang, hat etlichemal hier umständlich erzählt, wie es ihm auf der ersten Reise, die ich mit ihm machte, ergangen, wie er von dem boshaften Jean le Grand und seinem Anhange zu derselben Zeit, da ich eben sehr krank auf dem Schiffe darnieder lag, behandelt worden, und wie man ihn an diese Felseninsel ausgesetzt; weshalb ich nicht für nöthig halte, dies noch weiter zu wiederholen. Genug, der Himmel hat es ihm und den Felsenburgern zum Vergnügen absichtlich so gefügt. Die Verräther aber bekamen ihre gerechte Strafe, indem sie, als das Schiff unweit der Insel Madagascar scheiterte, mit ihrem Rädelsführer, dem Jean le Grand, jämmerlich ertrinken mußten; wiewohl auch viele Unschuldige ihr Leben dabei einbüßten, und nur ich nebst drei anderen allein Gelegenheit fand, uns zu retten und nach einiger Zeit wieder nach Holland zurück zu gelangen.

So eben hatte mich die Noth dazu getrieben, den Quartiermeisterdienst auf einem Kauffarthenschiffe nach Ba-

tavia anzunehmen, als noch zu rechter Zeit mein werther Herr Wolfgang in gutem Wohlstande und sehr bemittelt wieder zum Vorschein kam, weshalb ich sogleich einen andern Quartiermeister an meine Stelle schaffte, und mich bei dem Kapitain Wolfgang einließ. Dieser, nachdem er meine Treue und Emsigkeit durch verschiedene Proben bewährt gefunden hatte, versprach mir allerlei Vortheile, und ich faßte nicht geringe Hoffnung, unter seinem Kommando mein Glück zu machen. Ja, das Vertrauen zu ihm war bei mir größer, als das zu meinem leiblichen Bruder. Denn ungeachtet mein Bruder abermals mit bedeutendem Gewinne aus Ostindien zurück kam, und mir, nachdem er meine Unfälle vernommen, eine ansehnliche Summe Geldes und verschiedene Vortheile anbot, wenn ich mit ihm zu reisen mich entschließen wollte, so konnte ich es doch nicht über mich gewinnen, unter seinem, als meines jüngsten Bruders, Kommando zu stehen. Ich nahm auch, außer einigen Karitäten, keine Geschenke weiter von ihm an, weil mir Herrn Wolfgang's Freigebigkeit bereits so viel an baarem Gelde und andern Dingen zugewendet hatte, daß ich mich zu einer neuen Reise vollkommen hätte ausrüsten können. Ja, eben dieser mein Wohlthäter hat mich bekannter Maßen in den Stand gesetzt, worin ich mich jetzt befinde.

Ich hätte Ihnen, meine Herren, zwar eine viel weit-

Läufigere Beschreibung von meinen Reisen zur See machen können; allein, weil ich sehe, daß der Tag bereits zu den Fenstern herein bricht, muß ich wohl für diesmal schließen, damit wir wenigstens noch ein paar Stunden ruhen können.“

Hiermit endigte der Kapitain Horn seine Lebensgeschichte, und ich nahm denselben sodann mit in meine Wohnung, wo wir, ohne seine und meine Geliebte in der Ruhe zu stören, uns in einem besondern Gemache schlafen legten.

An den folgenden Tagen wurden noch mehrere Zusammenkünfte gehalten, und endlich beschlossen, daß der Kapitain Horn dies Jahr noch bei uns bleiben, im Januar des folgenden Jahres 1734 aber von uns ab und nochmals nach Europa segeln sollte. Er ließ sich dies auch gefallen, und wir gaben ihm demnach Aufträge, was er besorgen und uns aus Europa mitbringen sollte. Es waren folgende Hauptstücke: 1) eine vollständige Buch- und Kupferdruckerei, nebst allem Zubehör von Sachen und Personen, als nämlich Buchdrucker, Setzer, Schriftgießer, Formschneider, Kupferstecher, Kupferdrucker und dergleichen; 2) verschiedene Arzneien und chemische Präparate; 3) wollenes und flachsnes Tuch, auch Wolle und Flachs, die noch unverarbeitet; 4) noch mehr Pferde, Rind- und Schafvieh, und zwar so viel,

als nur davon fertzubringen; 5) sollte er sich an gelehrte Leute wenden, um zu vernehmen, ob die in dem Heidentempel gefundenen Schriften ausgelegt werden könnten, und im Nothfalle die Tafeln nebst einigen Pfunden Goldes für denjenigen dazulassen, der das Geheimniß dieser Schriften binnen zehn Jahren auszumitteln vermöchte.

Unterdeß verfloß uns die Zeit, ich weiß selbst nicht wie, schnell unter den Händen dahin. Gleich nach Martini wurde Anstalt gemacht, des Kapitain Horn's Schiff mit Rosinen, Reis und anderen Felsenburgischen Früchten, auch Lebensmitteln, in Ueberfluß zu beladen. Seine Leute, ingleichen die Portugiesen, bekamen einer wie der andere von Häupten bis zu Füßen eine doppelte neue Bekleidung, nebst sechs Anzügen weißer Wäsche und anderen Bedürfnissen, außer ihrem erdentlichen Lohne aber ein Jeder noch drei Pfund gediegenes Gold, und die Officiere vier Pfund, welches Mancher wohl nicht erworben, wenn er gleich als Matrose binnen der Zeit in Ostindien oder auf der See herum geschwärmet hätte. Zugleich wurde ihnen gesagt, daß, wenn sie sich auf der Fahrt nach Europa wohl hielten, der Kapitain Horn ihnen sodann die eingeladenen Rosinen und den Reis preisgeben würde. Alle diese Leute waren wohl zufrieden, und hielten nach herzlichster Dankagung ein Freudenfest. Die Fässer und Kisten, worin die kostbarsten Sachen zu Bestrei-

tung aller Kosten für den Kapitain Horn eingepackt waren, standen auch schon fertig, sollten aber nicht eher als bis zuletzt eingeschifft werden. Kurz, es war vor den Christfeiertagen zu des Kapitains Abreise alles in vollkommen fertigem Stande, so daß wir die nach einander folgenden Festtage andächtig und vergnügt hinbringen konnten. Nachdem nun das neue Jahr endlich begonnen hatte, und wir dem Kapitain Horn einen herrlichen Abschiedschmaus gegeben, nahm er von seiner Geliebten, dem Altvater, den Keltesten und anderen vertrauten Freunden Abschied, und ging dann am 7. Januar zu Schiffe.

Wie es ihm auf seiner Hinreise nach Europa ergangen, wird man aus folgendem Briefe abnehmen können, den er an einen seiner Freunde von Hamburg aus im Ostermonat des nächst folgenden Jahres 1735 geschrieben.

---

„Am 7. Januar des abgewichenen Jahres 1734 ging ich von Felsenburg ab und zu Schiffe, fand auf demselben Alles in bester Ordnung, so daß ich den 8. d. M. mit anbrechendem Tage bei gutem Winde und Wetter von dannen segeln konnte, nachdem ich mit zwölf Kanonenschüssen nochmaligen Abschied genommen, welcher Abschiedsgruß aus den Kanonen der Insel erwiedert wurde. Noch nie habe ich eine

ruhigere Fahrt gehabt als diesmal; da es indeß bisweilen sehr langsam ging, so bin ich erst zu Ende des Maimonats im Texel eingelaufen. Nachdem ich nun die Portugiesen, die ich mitgeführt, bereits an dem Ufer ihres Vaterlandes ausgesetzt, versprach ich meinen Leuten, alles dasjenige zu halten, was ihnen noch in Felsenburg versprochen worden, dagegen mußten sie mir aber ihren gethanen Eid wiederholen, daß sie von allen unseren Begebenheiten in Holland nicht viel plaudern noch auch großes Wesen machen wollten. Hierauf brachte ich vermittelst einer großen Summe Geldes Alles in so gute Ordnung und Richtigkeit, daß ich meine Mannschaft und Ladung frei und sicher ausschiffen durfte, und nahm meine Einkehr in Amsterdam abermals bei Herrn G. v. B\*\*, welcher mich mit sehr großen Freudenbezeugungen empfing. Nachdem nun das Schiffsvolk wohl befriediget war, entließ ich alle von mir, mit der Erklärung, daß, wer von ihnen Lust hätte, noch eine Reise mit mir zu machen, nach Ostern des Jahres 1735 in Amsterdam bei Herrn G. v. B\*\*, oder, wenn ich gegenwärtig, sich bei mir selbst melden könnte; mithin behielt ich nur die neun Freigelassenen zur Bedienung bei mir. Mein Erstes war, daß ich mich nach meinem Bruder erkundigte, und erfuhr, daß derselbe bereits auf dem Rückwege aus Ostindien begriffen sei; weswegen ich ihm zu Gefallen noch so lange in Amsterdam zu

bleiben beschloß, bis er sich einstellen würde. Indeß brachte ich meine Zeit daseibst nicht müßig zu, sondern machte immerfort Anstalten, dasjenige anzuschaffen und wohl auszurichten, was mir aufgetragen war. Endlich zu Ausgang des Augusts kam mein Bruder, und wußte vor Freuden nicht, was er dazu sagen sollte, daß er mich hier frisch und gesund antraf; denn bei meiner letzten Anwesenheit in Europa war er nicht gegenwärtig, sondern ebenfalls in Westindien gewesen. Er führte mich für's Erste in sein Quartier, und entdeckte mir offenherzig, wie glücklich er bisher auf verschiedenen Reisen gewesen, so daß er nunmehr ein Kapital von etlichen zwanzigtausend Thalern beisammen, vor wenigen Jahren aber seiner Frauen das ihr entwendete Geld nebst Interessen, jedem seiner Geschwister aber tausend Thaler durch Wechsel übermache habe. Nunmehr sei er gesonnen, in Holland an einem guten Orte sich zur Ruhe zu setzen, und von seinen Interessen zu leben, denn zu seinem alten Weibe, die ihm so schändlich begegnet, könne er sich unmöglich wieder begeben. Im übrigen meinte er, ich sollte ihm nur offenherzig sagen, womit er mir helfen und dienen könnte, indem er bereit sei, auch die Hälfte seines Vermögens mit mir zu theilen. Diese seine Redlichkeit und brüderliche Liebe gefiel mir ungemein von ihm, weshalb ich ihn überreich umarmte und ihm zur Antwort gab: „Mein lieb-



ster Bruder, ich bin von Herzen erfreut, daß Euch der Himmel gesegnet und mit zeitlichen Gütern vergnüget hat. Aus allen Umständen und besonders aus Eurem brüderlichen Anerbieten merke ich, daß Ihr dem Geize nicht ergeben seid; gleichwohl für meine Person danke ich Euch für Euren guten Willen, denn der Himmel hat mich seit der Zeit auch gesegnet, und ich will Euch, ohne meinen geringsten Nachtheil noch zweimal zwanzig tausend Thaler zu dem Eurigen hinzugeben, damit Ihr Euch, wosfern Ihr ja nicht wieder in unser Vaterland zu kehren gesonnen, ein feines Landgut kaufen und Euer Leben darauf ruhig zubringen könnet. Dagegen aber wollte ich mir dies Eine ausbitten, daß Ihr nur noch eine einzige Seereise mit mir unternehmen und mich auch erst zur Ruhe bringen möchtet.“ Mein Bruder horchte bei diesen Reden hoch auf, versprach aber endlich, mir alles zu Gefallen zu thun, was ich nur von ihm verlangen und ihm zu verrichten möglich sein würde. „Es ist wohl gut, mein Bruder,“ fuhr ich weiter fort; „allein, ungeachtet Ihr mein leiblicher Bruder seid, so ist mir doch, eines geleisteten theuren Eides wegen, nicht erlaubt, Euch einige sonderbare Begebenheiten zu eröffnen, es wäre denn, daß Ihr mir ebenfalls, gewisser Punkte wegen, auf einige Zeit den Eid der Treue und Verschwiegenheit zu leisten, Euch entschließen könntet.“ Da er sich nun gegen mich, seinen äl-

Fellenburg. V.

teren und leiblichen Bruder, dessen gar nicht weigerte, so führte ich ihn hierauf in mein Quartier, wo er nicht allein das Geheimniß, so viel als ihm davon zu wissen nöthig war, von mir erfuhr, sondern auch meine Schätze zu sehen bekam, worüber er nicht wenig erstaunte. Ich gab ihm demnach im voraus so viel, als ich ihm versprochen hatte, schickte funfzehntausend Thaler durch Wechsel nach Frankfurt am Main, welche meine übrigen Geschwister daselbst heben und sich darein theilen sollten, überließ diesem meinem jüngsten Bruder nebst dem Herrn G. v. B\*\* in Amsterdam einen großen Theil der Besorgung meiner Geschäfte, und reiste, nachdem ich alle mitbekommene Briefe und Pakete wohl bestellt hatte, nach D\*\* zu dem Handelsmanne, der des Herrn Franz Martin Julius seligen Ehefrauen Brudersohn war. Diesem brachte ich von seinen Felsenburgischen Verwandten nicht allein verschiedene kostbare Geschenke, sondern auch Briefe und Siegel mit, daß ihm das Julius'sche Haus, Gewölbe, Kurz alles mit einander, was er ihretwegen zu verwalten hätte, auf erb- und eigenthümlich geschenkt sein solle. Man kann leicht erachten, daß ich unter solchen Umständen diesem jungen Manne eben kein unangenehmer Gast gewesen sein müsse, und gewiß, er hat sich meinethwegen viele Mühe mit Hin- und Herreisen gegeben, auch mir die Bekanntschaft vieler grundgelehrten Leute zuzewege gebracht.

Dessen ungeachtet konnte ich weder hier noch da Jemanden finden, der die auf den Tafeln befindliche heidnische Schrift zu lesen und zu erklären sich unterfangen hätte. Daher sahe ich mich genöthigt, dieselben gegen einen Schein in den Händen eines sehr reichen und grundgelehrten Mannes zu lassen, der mir für die zwei Pfund Goldes, die ich ihm zur Erkenntlichkeit gab, versprach, dieselben an die vornehmsten Societäten der Künste und Wissenschaften in ganz Europa zu übersenden, und von Zeit zu Zeit seinen Bericht an den Kaufmann in D\*\*, desgleichen an Herrn G. v. B\*\* in Amsterdam und auch an Herrn H. B\*\* in Hamburg abzustatten. In Betreff der Buch- und Kupferdruckerei und aller dazu erforderlichen Materialien ist, wie die letzteren Briefe von Herrn G. v. B\*\* und meinem Bruder aus Amsterdam lauten, ebenfalls schon alles in Richtigkeit gebracht, weswegen ich glaube, daß auch an den übrigen geringeren Sachen nichts verabsäumt worden oder mangeln wird. Und so werde ich mich denn hier in Hamburg nicht lange aufhalten, sondern meine Reise nach Amsterdam beschleunigen, um das, was etwa noch fehlen möchte, vollends selber zu besorgen, und um Johannistag meine Heimreise nach Felsenburg anzutreten. Ich werde nämlich auf meinem und auf meines Bruders Schiffe eine starke Ladung mitnehmen; wenn mich aber mein Bruder auf der Insel

Klein = Felsenburg mit allen meinen Waaren ausgefetzt haben wird, soll er, der bereits genommenen Abrede zufolge, auch die Personen, die auf meinem Schiffe gedient, auf das feinste nehmen, dies dann mit lauter Felsenburgischen Waaren beladen und in Gottes Namen wieder zurück nach Europa fahren.“

Wir Zurückgebliebenen auf der Insel Felsenburg warteten unterdeß Monate und Jahre lang mit Schmerzen auf die Rückkunft des Kapitäns Horn, da er uns versprochen hatte, mit zwei Schiffen aus Europa wieder zurückzukehren, und dann für immer bei uns zu bleiben. Allein es flossen noch unzählige Tropfen Wasser in's Meer, ehe uns dies Vergnügen nach langem Harren zu Theil wurde. Während dieser Zeit trugen sich auf unserer Insel viele seltsame Begebenheiten und Wunderdinge zu, wovon ich für jetzt bloß Folgendes erzählen werde.

Eines Abends, als ich ungefähr um zehn Uhr auf meinem Oberstübchen an einem Fenster gegen Norden zu stand, und den besondern Stand des Gestirns zu damaliger Jahreszeit beobachten wollte, wurde ich plötzlich gewahr, daß gerade in der Nordgegend eine schwarze dichte Wolke aus der See bis an den Himmel, anfangs in Gestalt einer Pyramide, aufstieg, binnen weniger Zeit sich aber so sehr ausbreitete,

daß alle Sterne bis an den Polarstern, mithin die ganze Hälfte des Horizonts, bedeckt und ganz und gar verdunkelt wurde. Dies währte bis drei Viertel auf zwölf Uhr, so daß, wie ich schon gesagt, die jenseitige Himmelsgegend so schwarz wie eine Kohle anzusehen war; die andere Hälfte gegen Süden zu zeigte sich dagegen klar und hell. Mithin hatten wir gegen Norden zu den allerfürchterlichsten, gegen Süden aber den allerangenehmsten Anblick, indem wir mit größtem Vergnügen die hellglänzenden Sterne am blauen Himmel über unseren Häuptern erblickten. Wunderbar erschien es, daß der Polarstern gleichsam als ein Gränzstein oder als eine Scheidewand zwischen Licht und Finsterniß anzusehen war. Es lief also am Himmelsgewölbe zwischen Licht und Finsterniß ein etwas dunkelgrauer Strich von Osten bis Westen hindurch, was man nicht ohne Erstaunen ansehen konnte.

Wir dachten immer, die Schwärze würde sich weiter ausbreiten, und in die Helligkeit gegen Süden zu hinein dringen, mithin den ganzen Horizont schwarz machen, allein es geschah nicht; sondern die Schwärze zog sich, da es gegen ein Uhr kam, allmählig nach Norden zurück, und es wurde in der Tiefe dergestalt schwarz, als ich es nicht beschreiben kann. Gerade da meine Uhr ein Viertel auf zwei schlug, erblickte ich mit Entsetzen, daß sich mitten in der dichtesten

Finsterniß ein ordentliches Feuerrad, scheinbar von der Größe eines Mühlrades, zeigte, welches so schnell herum lief, als ob es durch die Kunst eines Feuerwerkers so gemacht und mit besonderem Fleiße dahin gestellt wäre.

Meine Frau, die ganz allein bei mir war, und ich, sahen diese Erscheinung mit vieler Verwunderung an, und während ich in die andere Stube ging, um nach der Uhr zu sehen, eilte sie ebenfalls davon, und weckte den Herrn van Blac nebst andern unserer getreuen Nachbarn auf, die schon im tiefften Schlafe lagen. Demnach kamen ihrer sehr viele herzu, da sie aber von alle dem, was vorgegangen war, noch nicht das Geringste gesehen hatten, so verwunderten sie sich um so mehr über das, was ich ihnen in möglichster Kürze davon erzählte, noch weit mehr aber über das, was sie mit ihren eigenen Augen vor sich sahen, nämlich das Feuerrad, welches noch beständig mit der größten Hestigkeit um und um lief.

Wir sahen demnach dem schnellen Laufe dieses Feuerrades noch etliche Minuten zu, und wurden unterdeß gewahr, daß es von Zeit zu Zeit Racketen oder sogenannte Schwärmer von sich warf. Ferner sprangen fast immer binnen einer halben Minute ordentlich runde Feuerkugeln herab, die der Größe nach, wie zwölf-, sechzehn- bis vier und zwanzigpfündige Kanonenkugeln ausfahen, in die See

fielen, und sich wohl eine halbe Minute lang darin herum tummelten, endlich aber verschwanden. Ob sie bei ihrem Zerspringen einen Knall von sich gegeben, kann ich so genau nicht sagen, indem unsere Ohren auf eine so gewaltige Weite nicht eingerichtet waren.

Nach Verlauf einer halben Stunde kamen aus dem Feuerrade entsetzlich viele Feuerflammen in der Gestalt natürlicher Schlangen heraus gesprungen; ihre Farbe war theils grün, gelb, roth, schwarz, blau, theils gesprenkelt. Diese stürzten sich mit aller Gewalt in die See hinein, und schienen zum Theil auf einmal zu versinken; allein wir bemerkten, daß sehr viele von ihnen wieder empor kamen und als eine blaßröthliche Fackel, so wie in Europa die Irrwische, auf der See herum tanzten, nachher aber, da sie viele tausend Funken von sich geworfen, in die Tiefe versanken.

Mittlerweile warf dennoch binnen dieser Zeit das Feuerrad allerlei Arten von Feuerkugeln von sich, die ganz eben so wurden, wie die vorigen. Ehe man sich es versah, kam auf einmal ein ganzes Geschwader der erwähnten Feuer-schlangen, deren Zahl ich über tausend schätzte, aus dem Feuerrade heraus geflogen. Sie waren, wie schon gesagt, von allerhand Farben, stürzten sich in die See hinein, und es hatte das Ansehen, als ob sie mit einander Krieg führten. Jedoch dieser Streit währte nicht länger als ungefähr sechs

Minuten, worauf sie plötzlich verschwanden, und zwar in einem Augenblick, als wenn viele Lichter auf einmal verlöscht würden.

Unterdeß aber, während die feurigen Schlangen auf der Oberfläche ihre wunderlichen Sprünge machten, und die Feuerkugeln wechselseitig nach einander in die See hinein stürzten, bemerkten wir, daß das Feuerrad weit feurröthlicher wurde, jedoch nach und nach immer enger und enger zusammen rückte, so daß es bald nachher viel kleiner wurde, seine vorige Gestalt verlor, und sich endlich als eine der größten Bomben, und zwar mit aufgesetztem Zunder, darstellte. Wir waren sehr aufmerksam auf diese Veränderung; nachdem aber etwa vier bis fünf Minuten verfloßen waren, zersprang diese Bombe in einem Augenblicke, spie noch viele Feuerklumpen und Sterne von allerhand Farben von sich, und versank nachher in die See. Mithin hatte das ganze Feuerwerk seine Endschafft erreicht, so daß weiter nichts als eine ägyptische Finsterniß in der ganzen Gegend zu sehen war. Während aber die erwähnte Feuerkugel oder Bombe zersprang, hörten unsere Ohren nicht allein einen entsetzlichen Knall, sondern wir merkten auch ein furchtbares Erdbeben, so daß wir alle, wie wir standen und lagen, fast über eine Querhand hoch in die Höhe gehoben und erschüttert wurden.

Als ich in meine Schreibstube kam, fand ich das



Schreibzeug, den Bierkrug und andere Dinge, die auf dem Tische standen, umgekehrt, theils auch auf dem Boden zerbrochen liegen. Die Tablettchen hingen zwar noch an den Wänden, allein die meisten Gläser, Theetassen und dergleichen Porzellänfachen waren herunter gefallen und zerbrochen. Ich hielt mich bei diesen Kleinigkeiten indeß nicht lange auf, sondern eilte nach der Wohnstube, wo ich meine liebe Frau, die in Ohnmacht gesunken war, auf dem Bette liegend antraf. Da ich aber sah, daß viele vertraute Freunde und Freundinnen um sie herum waren, ließ ich mit Herrn van Blac nebst etlichen unserer Bedienten hinunter auf den Platz, wo zwei Kanonen standen, welche sechzehnpfündige Kugeln schossen. Diese feuerte ich in der Geschwindigkeit eine nach der andern ab, nicht etwa zur Lust, sondern um die Einwohner dadurch herbeizulocken und ihnen vorzustellen, in was für Gefahr und Noth wir uns alle mit einander befänden. Vor allen Dingen mußte mein Bedienter auf's Eiligste nach der Albertsburg laufen, um dem Regenten zu hinterbringen, was vorgegangen sei, und was wir gesehen hätten. Es war dieser mein Bedienter ein geschickter Bursche von achtzehn Jahren, der seine Sachen sehr wohl ausrichtete, und bei seiner Rückkehr uns meldete, daß auf der Albertsburg weder Albert selbst noch Jemand anders, weder von der Schwärze am Himmel, noch von dem seltsamen

Feuertwerk, das Geringste gesehen; sondern sie hätten alle wohl und sanft geschlafen, bis sie von dem Erdbeben, welches sie eben so heftig als wir empfunden, aufgeschreckt worden wären.

Etwa eine Stunde nach dem Knall der Kanonen versammelten sich nach und nach etliche hundert Menschen beiderlei Geschlechts aus allen Pflanzstädten auf dem Plage bei der Kirche und am Fuße der Altbensburg, welche alle einstimmig aus sagten, daß sie zwar das Erdbeben eben so heftig gespürt hätten, als wir, allein von der Schwärze am Himmel und dem Feuertwerk wollte Niemand etwas wissen, bis endlich die abgelöseten Wächter kamen, welche in verwichener Nacht auf den höchsten Klippen in ihren Schilderhäusern bei den Kanonen Wache gehalten. Diese sagten von der Schwärze des Himmels und dem Feuertwerk Alles ganz eben so aus, als wir es gesehen hatten.

Während wir nun mancherlei Gespräche hierüber unter einander führten, empfanden wir binnen ungefähr drei Minuten drei gewaltige Erdstöße, und zwar so heftig, daß sich sogar die Glocken auf dem Kirchturme von selber rührten und einen Ton von sich gaben. Die meisten unter uns aber, besonders die Weiber und Kinder, waren vor Schrecken zu Boden gesunken und blieben auf der Erde liegen.

Ich selbst konnte mich nicht halten, sondern mußte gleich bei dem ersten Stöße zu Boden sinken.

Etwa eine Stunde später empfanden wir abermals binnen drei Minuten drei heftige Stöße, so daß wir befürchteten, es würden alle Gebäude auf der ganzen Insel umgefallen sein; allein Gott hatte dies Unglück verhütet, wie ich in meiner ferneren Erzählung melden werde.

Endlich wurde der Himmel nach und nach hell und klar, und so herrlich blau, daß sich unsere erschrockenen Herzen allmählig wieder zu erholen anfangen. Mit der steigenden Sonne begann auch unser Muth immer mehr zu steigen, zumal da wir nichts weiter von irgend einer Erderschütterung spürten. Die Seigerglocke ließ neun hellklingende Schläge von sich hören, worüber wir uns ungemein erfreueten, da wir vorher in Furcht gewesen, es sei die Uhr wohl gänzlich verdorben worden.

Hierauf hielt unser Regent, Albert der Zweite, als ein würdiger Nachfolger seines seligen Vaters, an uns eine kurze Rede, worin er uns zur Zuversicht und zum Glauben an die göttliche Gnade und Barmherzigkeit ermahnte; eben dies that auch Herr Magister Schmelzer. Da nun die ganze versammelte Menge fast aller Einwohner der Insel diesen Tag über noch beisammen und im Freien zubringen

wollte, so ließ der Altvater, um jedem Hunger oder Durst vorzubeugen, durch funfzig rüstige Männer und eben so viele Frauen aus der Albertsburg Schwaaeren herbeiholen. Ein gleiches thaten die Bewohner der nächsten Pflanzstädte, so daß sehr bald vollauf zu essen und zu trinken vorhanden war.

Als der Tag sich neigte, und das versammelte Volk noch immer nicht aus einander gehen wollte, ließ der Regent bei Anbruch der Dämmerung unter Fackelschein Betstunde halten, worauf sich alle in's Gras zur Ruhe legten. Am anderen Morgen aber nach abgehaltenem Morgengebet verfügte sich ein Jeder nach eingenommenem Frühstück in seine Wohnung zurück. Einige von uns indes machten sich sogleich auf, um die Insel zu durchstreifen und nachzusehen, was wohl für Schaden durch das Erdbeben auf der Insel angerichtet worden sei. Wir fanden aber, daß außer einigen nicht so gar bedeutenden Beschädigungen, welche die Kirche und die Albertsburg erlitten, bloß ein Stück unserer Kirchhofsmauer umgeworfen worden und eingestürzt sei. Zugleich erfuhren wir von denen an der großen See Wohnenden, daß schon Tages zuvor, ehe sie das Erdbeben gespürt, sie in der Mittagsstunde gewahr worden, wie eine große Menge der schönsten und vortrefflichsten Fische von allen Gattungen, deren etliche über sechs, acht und mehrere Pfund

gewogen, abgestanden und die Bäume auf dem Wasser in die Höhe gelehret. Etliche der besten, an denen sie noch einiges Leben gespüret, hätten sie geschlachtet und gegessen, die übrigen aber, — so viel sie mit ihren Harnen fangen können — weil ihnen die Sache bedenklich vorgekommen, und sich fast ein Ekel bei ihnen regen wollen, in den Fluß geworfen, weil sie befürchtet, es wöchten etwa auf dem Ekel Krankheiten folgen.

In den nächstfolgenden Tagen waren Alle damit beschäftigt, dasjenige auszubessern und wieder herzustellen, was etwa durch das Erdbeben beschädigt worden war, und so war denn nach Verlauf von wenigen Wochen Alles, sogar die eingefallene Mauer am Gottesacker, völlig wieder hergestellt.

Endlich kam der Tag heran, der uns Insulaner alle von Herzen fröhlich machte; es war nämlich der, wo wir früh Morgens um vier Uhr von der hohen See her durch abgefeuerte Kanonenschüsse die Losung vernahmen, die wir mit dem Kapitain Horn verabredet hatten. Demnach wurde ihm denn aus allen unseren Kanonen, die sowohl auf den Höhen, als auf der Albertsburg standen, rasch nach einander geantwortet.

Ich war viel zu ungeduldig, um zu hören, ob denn der Kapitain Horn auch wohl wirklich da wäre, und beredete

daher nicht nur den Herrn van Blac, sondern noch verschiedene andere, mit mir auf die Davidstraumer Felsenspiße zu gehen. Sie thaten dies mit vielem Vergnügen, und wir nahmen unsere großen Perspective mit, durch welche wir zu unserer Freude zwei Schiffe in See, etwa einen Kanonenschuß weit von einander, liegen und unsere Flaggen so schön darauf wehen sahen, daß man dieselben ungeachtet der Weite dennoch wohl hätte abmalen können, denn beide Schiffe lagen wenigstens noch drei Meilen hinter den Sandbänken. Da wir nun bemerkten, daß Alles richtig war, thaten wir von der Insel alle Minuten zwei Kanonenschüsse von der Davidstraumer Höhe, welche der Kapitain Horn jederzeit wieder beantwortete. Mir aber wurde dennoch die Zeit zu lang, um darauf zu warten; daher ließ ich im Kanale das Wasser schütten, und suchte mir gute Freunde und Freiwillige auf, die mit mir hinunter steigen und die drei Boote besetzen sollten. Dies alles ward denn auch sehr bald bewerkstelligt und jedes Boot mit zwanzig Personen erfüllt. In der Geschwindigkeit wurde sodann ein ansehnlicher Vorrath der auserlesensten Lebensmittel, das beste Obst nebst dem trefflichsten Weine und anderen angenehmen Getränken zusammengebracht, und herunter an Bord der Boote getragen, worauf wir mit möglichster Behutsamkeit nach den Sandbänken und auf die zwei fremden Schiffe zu ruderten.

Es ist mir unmöglich, die Freudenbezeugungen auszudrücken, welche bei der ersten Bewillkommung zwischen uns und dem Kapitain Horn und seinem Bruder vorgingen. Wir hatten geglaubt ihnen zum Imbiß ein erquickendes Labfal mitzubringen, allein wir fanden bei ihnen alles vortrefflicher und besser, besonders an Canariensect und Confect. Sobald die Nacht völlig eingetreten, und es uns Schlafenszeit zu sein bedünkte, ließen beide Kapitaine von beiden Schiffen eine völlige Lage ihrer Kanonen abfeuern, worauf ihnen von der Insel zweimal mit allen Kanonen geantwortet wurde. Ungeachtet wir so wie die Angekommenen etwas müde sein mochten, so wollte doch der Kapitain Horn und dessen Bruder sich durchaus zu keiner Nachtruhe bereden lassen, sondern wir blieben die ganze Nacht munter, und führten bei einem guten Glase Sect die angenehmsten Gespräche bis gegen Morgen, wo der Kaffee herbei getragen wurde. Sobald die Sonne aufging, boten beide Kapitaine mit einer Salve aus allen ihren Kanonen den Felsenburgern einen guten Morgen, welches von der Insel aus erwidert wurde. Hierauf, nachdem wir gestühstückt, nahmen wir den Kapitain allein mit auf unser Boot, — denn sein Bruder weigerte sich, mitzukommen und das Kommando beider Schiffe fremden Leuten zu überlassen — und fuhren mit ihm hinüber nach unserer Insel.

Sobald wir durch den Felsengang auf der Insel angelangt, fanden wir daselbst einen mit vier Pferden bespannten, schönen, neuen Jagdwagen, worein sich der Kapitain Horn, Herr van Blac, Herr Ligberg und ich setzten. Während wir einstiegen, und so eben fortfahren wollten, wurden abermals alle Kanonen auf der ganzen Insel abgeseuert, welches die auswendigen auf den Schiffen beantworteten. Da wir auf der Burg ausstiegen, wurden abermals alle Kanonen gelöst, und von den auswärtigen darauf Antwort ertheilt.

Wir kamen gerade um die Stunde der Mittagsmahlzeit an, weshalb der Kapitain Horn vorerst einen kurzen Besuch beim Regenten abstattete, um demselben die Hand zu küssen, und sich sodann zur Tafel führen ließ, an welcher sich die grauen Häupter, die Herren Geistlichen und andere ehrwürdige Männer eingefunden hatten. Bei Tafel wurde wenig gesprochen, zumal da eine anmuthige Tafelmusik gemacht wurde, welcher wir alle mit Vergnügen zuhörten; nachdem aber die Tafel aufgehoben, setzte sich der Kapitain Horn dem Regenten gegenüber, und begann folgenden Bericht von seiner Reise abzustatten.

---



## Reisebegebenheiten

## d e s ' K a p i t a i n s H o r n .

„Wenn ich sage,“ fing er seine Erzählung an, „daß das Glück mit uns Menschen wie mit Bällen spielt, so wird mich hoffentlich Niemand Lügen strafen können. Ich wenigstens habe dies von Jugend auf und noch ganz kürzlich auf dieser meiner letzten Reise erfahren. Ueber die Zufälle auf der Hinreise will ich mich eben nicht beklagen, sondern bloß so viel erwähnen, daß ich zur bestimmten Zeit glücklich in Amsterdam angelangt bin, woselbst ich die mir gegebenen Aufträge mit Fleiß und Sorgfalt ausrichtete. Allein leider ist nichts wandelbarer als das Glück. Denn nachdem ich am 4. Julius des Jahres 1735 von Amsterdam wieder abgefegelt war, und zwei der besten Steuermänner mit mir genommen hatte, auf die ich mich völlig verließ, blieb ich im Texel plötzlich und unverhofft mit meinem Schiffe auf einer gefährlichen Sandbank sitzen. Meinem Bruder wäre es bei

einem Haare eben so ergangen, allein ihm wurde noch in der Geschwindigkeit geholfen, daß er flott ward; ich dagegen mußte drei ganze Tage und Nächte zubringen, ehe mir geholfen, und ich wieder flott gemacht werden konnte.

Dies schien mir schon im voraus eine böse Vorbedeutung zu sein. Indes, da Wind und Wetter noch gut waren, so segelten wir mit ziemlich getrostem Herzen nach den portugiesischen Küsten hin. Aber, ehe wir noch dieselben erreichten, besiel uns ein heftiger Sturm, der uns nöthigte, in den Hafen zu Lissabon einzulaufen. Hier trafen wir zwei holländische Ostindienfahrer, die sowohl mit Geschütz als mit Mannschaft wohl versehen waren. Nachdem wir gute Freundschaft mit den Holländern gemacht hatten, sahen wir uns genöthigt, den Sturm abzuwarten, worüber wir vierzehn Tage mühsig zubringen mußten. Am funfzehnten Tage aber liefen wir aus. Die Ostindienfahrer fuhren vor uns her, und zwar so schnell, daß wir ihnen fast nicht folgen konnten. Erst am vierten Tage nach unserer Abfahrt bekamen wir sie wieder in's Gesicht, und zwar in der Gegend der grünen Inseln, zugleich aber erfahen wir drei Seevögel, die auf uns loskamen. Wir thaten sogleich Nothschüsse, um die Holländer zurück zu rufen; diese aber hatten taube Ohren, und eilten über Hals und Kopf, damit sie uns nur aus dem Gesicht kommen möchten, weshalb ich

nicht ohne Ursache glaube, ja fast in meinem Herzen überzeugt bin, daß damals eine kleine Verrätherei dahinter stak.

Wir bemerkten, daß die Seeräuber ungemein starke Schiffe hatten, auch mit Mannschaft und Geschütz wohl versehen waren, daher begann uns nicht wenig bange zu werden. Gleichwohl aber beschloßen wir, bis auf den letzten Mann Stand zu halten, und uns zu vertheidigen.

Die Seeräuber schickten uns zwei von ihren Officieren in einem Boote entgegen, die durch einen Trompeter uns ein Zeichen geben ließen, daß sie mit uns zu sprechen verlangten. Daher ließen wir einen der Officiere an Bord kommen, welcher uns zu vernehmen gab, wir sollten die Segel streichen, und uns ihnen gutwillig ergeben, widrigenfalls sie uns auf das Heftigste angreifen würden. Wir zeigten ihnen unsere holländischen Pässe, und führten ihnen zu Gemüthe, daß ja die Holländer mit allen barbarischen Republiken in Friede und Freundschaft lebten, daher es ja wider das Völkerrecht wäre, wenn sie uns angriffen. Allein der Kerl, welcher in Wahrheit einem Barbaren weit ähnlicher sah, als eine Kuh einem Ochsen, gab zur Antwort: sie fragten viel nach den Holländern, denn sie wären seit vielen Jahren her Freibeuter, hätten ihre Pässe nicht allein von einer, sondern von drei Republiken, und nähmen alles weg, was sie bezwingen könnten; daher sollten wir uns nur nicht

lange weigern, sonst würden wir in der Geschwindigkeit angegriffen, und Feuer auf uns gegeben werden. Aber ich und alle meine Mannschaft, die eine große Herzhaftigkeit hatte, bezeigten kein Gehör dazu, sondern sagten, daß wir uns wehren wollten, zwei gegen drei; weshalb die beiden Abgeordneten wieder zurück nach ihren Schiffen fuhrten, die ihnen mit aller Macht entgegen segelten. Wenn uns der Wind nur etwas günstiger gewesen wäre, so hätten wir noch Hoffnung gehabt, ihnen zu entkommen; allein für diesmal meinte es der Wind nicht gar zu gut mit uns, weswegen wir uns gezwungen sahen, zu laviren. Sehr bald sahen wir indeß die vorigen Abgesandten nebst ihrem Trompeter wiederkehren, die so schnell als möglich auf uns los ruderten. Der eine rief uns, da er noch eine ziemliche Weite von uns war, mit gräßlicher Stimme entgegen: „Wollet Ihr drei Tonnen Goldes zahlen, so könnet Ihr in Frieden fahren, wohin Ihr wollt; wo nicht, so geben wir Feuer.“

Ich hielt mit meinen Officieren auf dem Oberdeck Schiffsrath, und machte ihnen den Vorschlag, daß ich den Barbaren eine Tonne Goldes bieten wollte, um nur die Bestien los zu werden. Da dies aber etliche meiner Leute hörten, fingen sie sogleich an zu murmeln, und der Lärm auf meinem Schiffe wurde immer größer, weshalb ich fragte: was das zu bedeuten habe? Hierauf traten etliche verwegene

Matrosen und Schiffssoldaten mir ganz dreist unter die Augen, und einer von ihnen sagte ungefähr Folgendes zu mir:

„Ei, mit Erlaubniß, Herr Kapitain, was ist das für eine Manier? meinet Ihr, daß Ihr feige Memmen unter Eurem Kommando habt? Lasset dieser Bestien auch etliche Hundert sein, wir wollen, ob unserer auch nicht halb, oder des vierten Theils so viel wären, uns dennoch, ehe wir einen Deut geben, wehren bis auf den letzten Mann.“

„Kinder,“ gab ich zur Antwort, „was kümmert mich eine Tonne Goldes? die will ich gern aus meiner eigenen Kiste geben, ohne daß einer von Euch mir eine Beisteuer dazu thun, oder sich einen Abzug an seinem Golde gefallen lassen soll. Denn was wäre es, wenn ich mich mit ihnen in ein Gefecht einließe? Ihr sehet ja, daß sie uns überlegen sind, und sollte ich nur einen einzigen Mann von Euch verlieren, wenn es auch der schwächste und geringste unter Euch wäre, so sollte mich doch dieser weit mehr dauern, als eine Tonne Goldes; denn ich weiß, daß mir Gott lauter gute und auserlesene Leute unter mein Kommando bescheret hat. Darum folget mir, und laßt mich diesmal walten.“

Durch diese Anrede erwarb ich mir die Liebe meiner Mannschaft, die sich zufrieden zu geben schien. Zwar waren noch etliche Zwanzig darunter, die noch immer murmel-

ten; doch ich lehrte mich nicht daran, sondern ließ den Barbaren sagen, daß ich ihnen einer Tonne Goldes Werth an Gold und Silber geben wolte, wenn sie uns weiter ungeneckt ließen; denn man merkte doch wohl, daß sie nur ohne Befehl für sich eine Freibeuterzehrung forderten, und zwar wider alle Billigkeit, weil die Holländer sonst mit allen Republiken in Frieden lebten.

Der Böfewicht segelte mit seinen Kameraden und dem Trompeter wieder fort, nachdem er hinterlassen, er wolle seinem Befehlshaber unsere Entschlicung zu vernehmen geben, dann sogleich wieder zurück kommen und uns Antwort bringen; mittlerweile sollten wir aber drei Tonnen Goldes Werth an Gold und Silber zusammen packen, denn er zweifelte gar sehr, daß sich ihr Befehlshaber mit einer einzigen lumpigen Tonne Goldes für zwei so schöne Schiffe werde abspesen lassen.

Ich suchte aus meinen Kisten so viel Gold und Silberwerk zusammen, das eine Tonne Goldes und wohl noch mehr werth war, und lehrte mich übrigens nicht daran, daß meine Officiere und Gemeinen darüber murrten.

Es wahrte nicht lange, so kam der Barbar wieder zurück, und meldete: sein Befehlshaber habe gesagt, es sollten und müßten drei Tonnen Goldes sein, und wenn wir uns dessen weigerten, oder auch nur ein Loth Goldes daran feh-

len ließen, so sollten wir uns nur gefaßt machen, entweder in den Grund geschossen oder auf's Grausamste behandelt zu werden.

Ich ließ ihn an Bord und auf's Oberdeck kommen, sodann einen Sack, der mit ungeprägtem und geprägtem Gold und Silber angefüllt war, aus meiner Kajüte langen, und denselben auf eine Wage legen. Diesen zeigte ich dem Barbaren, der die Sachen, welche ausgeschüttet und dann wieder in den Sack hinein gethan wurden, alle besah, und dabei hämisch lächelte. Da er indeß auf die Gewichte sich so gut verstand, als wir selber, so sagte er, jedoch nicht mit allzu barbarischer Stimme: „Wohl gut, meine Herren, dieß alles möchte ungefähr wohl eine Tonne Goldes werth sein. Allein, wo sind die anderen zwei? Denn unser Befehlshaber geht nicht von drei Tonnen Goldes ab, und wo ihr mir diese nicht gebet, so verlange ich die eine auch nicht, sondern will leer wieder zurück fahren. Aber dieß sage ich Euch zum Voraus und warne Euch noch als ein guter Freund, gebet mir noch die zwei Tonnen Goldes; wo nicht, so werdet ihr kurz nachher, sobald ich nur auf meinem Schiffe angelangt bin, einen schweren Stand bekommen.“

Ich war wirklich gesonnen, diesem Ruchlosen von weinetwegen noch zwei Tonnen Goldes zu geben, ehe ich mich in die Gefahr begäbe und einen oder etliche von meinen

schönen und trefflichen Leuten verlore; allein, da meine Leute diese meine Entschließung merkten, stellten sie sich, als ob sie sämmtlich rebelliren wollten, warfen mir meine Zaghaftigkeit in den empfindlichsten Ausdrücken vor, und sagten: wenn ich mich diesen Kanailen, ohne das Aeußerste zu wagen, unterwerfen würde, so wollten sie lieber unsere beiden Schiffe in die Luft sprengen; denn, wenn sie nicht als Helden sterben sollten, so wollten sie doch wenigstens als desperate Leute sterben, und das könnte ich ihnen nicht wehren. Kurz, ich mußte mich damals in die Zeit schicken und nachgeben.

Meine Herren, — fuhr der Kapitain Horn in seiner Erzählung weiter fort — Sie werden mir gewiß glauben, daß mir damals bei dieser gefährlichen Sache nicht wohl zu Muth war; gleichwohl ist Gott mein Zeuge, daß ich Muth genug in mir fühlte, mit den Barbaren einen Kampf zu wagen. Mein Bruder aber war fast noch tollkühner als ich; denn er wollte die beiden Abgesandten und den Trompeter nebst dem Boote burchaus in den Grund schießen, und ich hatte zu steuern und zu wehren genug, daß es nicht geschah. Um so mehr kränkte es mich, daß mir Zaghaftigkeit vorgeworfen wurde, da ich doch die redlichste Absicht von der Welt hatte, und lieber eine Million als meine schöne Mannschaft verloren hätte, zugleich aber auch an meine liebe Insel Felsenburg und an die von da aus überkommenen Aufträge



und Verrichtungen zu denken hatte. Daher hing denn auch mein Herz nicht an Gold und Silber, indem ich wußte, daß' ob ich drei Federspulen oder drei Tonnen Goldes unter diesen Umständen eingebüßt hätte, die hiesigen Aeltesten und Eintwohner mir es nicht verargt, sondern uns allen den Schaden doppelt ersetzt hätten, da ja Gold, Silber, Perlen und dergleichen nicht so rar bei uns sind. Da ich mich indes nur mit wenigen Worten verhalten ließ, daß man doch den Barbaren die drei Tonnen Goldes immer hingeben möchte, damit wir nur vom Flecke kämen, wollte meine Mannschaft toll und rasend werden; auch mein Bruder, der nicht wußte, daß ich mehr auf meinem Herzen und Gewissen hatte, als er selbst, sah mich scheel und über die Achsel an.

Wir sahen uns indeß sehr bald genöthigt, unsere Zwietracht bei Seite zu setzen. Denn, sobald die abgeschickten Barbaren bei den Ihrigen angekommen waren, bemerkten wir, daß sie mit ihren Schiffen ganz andere Wendungen machten, und geradeß Weges auf uns los segelten. Wir konnten ihnen, so zu sagen, gleich an den Augen absehen, was sie haben wollten; daher setzten wir uns mit beiden Schiffen in die beste Verfassung. Die Kanonen waren schon alle scharf geladen, und die Mannschaft, welche zum Feuergeßen und Fechten beordert war, stand mit freudigem Muth da, und erwartete den Feind mit Lachen.

Sobald die Barbaren ihren Vortheil ersahen, machten sie aus allen ihren drei Schiffen ein entsetzliches Feuer auf uns, welches aber doch unseren starken Schiffen wenig Schaden zufügte, ungeachtet sie keine kleine Kanonenkugeln führten. Unsere Leute dagegen waren schnell dahinter her, die Löcher zu verstopfen und auszubessern. Wir gaben ihnen aus beiden Schiffen ebenfalls zwei Salven, die wohl angeschlossen; der Hauptspasß aber war dieser, daß mein Bruder, der, so wie ich, drei mittelmäßige Feuermörser auf seinem Schiffe hatte, als ein guter Feuerwerker durch seine mathematische Kunstfertigkeit die erste Bombe ungemein glücklich in das eine Barbarenschiff spielte, welche gerade auf's Oberdeck fiel, und daselbst eine artige Menuett aufspielte, wonach die Barbaren ganz verzweifelt zu tanzen anfangen. Es hat diese Bombe, da sie zersprang, neun Personen beschädigt, drei auf der Stelle in's Reich der Todten geschickt, und sechs gefährlich verwundet, wovon, wie wir nachher erfuhren, noch vier an ihren Wunden sterben müssen. Mit der andern Bombe ging es aber meinem Bruder nicht so glücklich, denn sie fiel zu tief gegen die äußerste Wand des Schiffes, hat aber dennoch nicht allein diese stark beschädigt, sondern auch einen Barbaren getödtet und zwei verwundet.

Mit wollte es mit meinem Bombenspielen nicht recht gehen. Denn ungeachtet mir mein Bruder alle Vortheile

gewiesen, so spielte ich doch die zwei ersten zu hoch über die Barbarenschiffe hin, so daß sie in der See zersprangen, und den Feinden wenig Schaden verursachten; mit der dritten aber war ich glücklicher, indem dieselbe in ein offenstehendes Pulverfaß fiel, vielen Lärm und Schaden verursachte, auch sechs tödtete und vier verwundete. Meines Bruders dritte Bombe aber war die beste, denn sie fiel auf das noch unbeschädigte Oberdeck des dritten feindlichen Schiffes, und machte einen solchen Lärm darin, daß die Barbaren nicht wußten, wo sie hin sollten; denn es waren, wie wir nachher erfuhren, fünf getödtet und acht von ihnen verwundet worden.

Ueber diese Begebenheiten wollten die Barbaren rasend werden, und rückten demnach unter beständigem Feuern mit aller Macht auf uns los; wir aber blieben ihnen auch nichts schuldig, sondern machten aus unseren Kanonen ein entsetzliches Feuer, — denn die Mörser wollten ihre Dienste nicht mehr thun, weil der Feind schon zu nahe war, dem wir mit Fehlschüssen nicht gern ein Geldstück verursachen wollten — bis sie so nahe kamen, daß wir einander mit Flintenkugeln erreichen konnten. Der Feind schoß mit gezogenen Röhren heftig auf uns los, wir aber schickten ihm die Kugeln aus unseren Mastrichter Musketen in solcher Menge zu, daß er darüber erstaunte; allein es war eben nicht zu verwundern, denn ich hatte lauter lustige Leute, die sich unter einander

selber üben, und mit ihren Flinten wegen der schnellen Ladung eher drei Schüsse thun konnten, als die Barbaren nur einen.

Ich ging vom Oberdeck hinunter in meine Kajüte, und ließ mir durch meine Bedienten zwei Buch angefeuchtetes weißes Papier auf die Brust binden, und eben so viel auf den Bauch, sodann ging ich wieder hinauf auf's Oberdeck und befahl, daß funfzehnhundert gefüllte Granaten auf's Oberdeck, jedoch an einen sicheren Ort, gebracht werden sollten, da wir derselben vielleicht bedürfen könnten. Ich muß nämlich hiebei bemerken, daß ich außer den sechs mittelmäßigen Feuermörsern zwölftausend Stück Handgranaten hatte gießen lassen, die ich unten im Schiffe zu dem Ballast legte, und wovon ich nicht mehr als etliche hundert füllen ließ. Meine Lieutenants, die das Artilleriewesen unten im Schiffe wohl besorgt, hatten unter andern auch die, welche sich zum Abfeuern und Fechten freiwillig erboten, bereits gehörig aufgestellt. Sie standen also auf dem Oberdeck in schönster Ordnung. Da ich sie sah, freute ich mich, trat vor sie hin, und sagte nur so viel:

„Kameraden, ich habe vernommen, daß wo nicht alle, doch viele unter Euch sich einbilden, als sei ich ein Mensch, der wenig oder gar kein Herz im Leibe habe. Allein, Kameraden, Ihr irret Euch gar sehr. Was ich bisher gethan

habe, ist ganz und gar keiner Zaghaftigkeit zuzuschreiben, sondern ich muß bedenken, was ich vor meinen Oberen und vor Gott im Himmel verantworten kann, welches alles ich Euch deutlicher erklären will, wenn wir mit göttlicher Hilfe gesiegt haben. Haltet Euch so beherzt, wie ich mich zeigen werde, so wird es hoffentlich keine Noth haben; denn ich will Euch, wider allen Gebrauch, in bloßem Hemde anführen. Gott gebe uns Glück und Sieg! haltet Euch tapfer!" — Ich hatte mir ein hirschledernes Collet angezogen, ferner einen drei Quersfinger breiten Pallasch an der Seite, mit welchem ich besser umzugehen wußte, als mit einem türkischen Säbel, und zwei Paar der schönsten Pistolen im Gurte stecken. Darum fuhr ich weiter fort: — „Gebt alle Achtung auf mich, ich will der Vorderste sein, und wenn ich nicht vorrücke, so gebe ich dem nächsten, der hinter mir ist, die Erlaubniß, mich mit dem Fuße fortzustoßen. Hier werfe ich mein hirschledernes Collet zu Euren Füßen. Ihr sehet, daß ich einen leichten Brustharnisch und einen ganzen Panzer bei mir habe; Ihr sehet, daß ich mir vier Buch Löschpapier habe zum Spaß auf den Leib und die Brust bin/ien lassen; aber alles dieses werfe ich zu Euren Füßen, und entlöse meinen Leib bis unter die Arme, damit Ihr sehet, daß ich unverzagt bin, Euch im bloßen Hemde anzuführen, und mich bloß auf Gottes Hilfe und Schutz zu ver-

lassen. Ich bitte nochmals: Gott gebe uns Glück und Sieg! Haltet Euch wohl, und so wie ich mich zu verhalten hoffe, bis daß ich falle, in welchem Falle denn mein Nächster das Kommando übernehmen wird. Kameraden, haltet Euch wohl; denn Ihr wisst, daß ich Euch von diesem Seegefechte abzuhalten gesucht habe. Ich hoffe demnach, Gott wird uns Glück und Sieg geben, wenn wir nur tapfer sind im Schießen und Fechten. Altons, in Gottes Namen!"

Sobald ich ausgeredet, begann meine ganze Mannschaft, da sie mich in bloßem Hemde und Beinkleidern, mit dem Pallasch in der rechten und mit einem aufgezo- genen Pistol in der linken Hand vor der Fronte stehen sahen, mit vollem Halse zu rufen: „Es lebe der Kapitain Horn!“ und dieß zu dreien Malen. Hierauf wurde von beiden Schiffen eine gewaltige doppelte Salve auf die Barbaren gegeben. Diese wurden dadurch so erbittert, daß sie in unvermutheter Geschwindigkeit uns ganz nahe kamen, während ihr bestes Schiff sich an das meinige hing, und die Feinde mich nicht allein mit Schieß-, sondern auch mit dem Seitengewehr zu vertreiben suchten.

Man sollte es kaum glauben, wie klug, beherzt und hurtig die Barbaren sind; denn sie wußten in aller Geschwindigkeit vermittelst starker Haken verschiedene Leitern an unseren Bord zu werfen, und daran hinauf zu klettern

wie die Ragen. Ich stand in der vordersten Reihe in der Mitte, und hatte zwölf der herzhafteften Leute zu meiner rechten, und eben so viele zu meiner linken Hand, welches, so zu sagen, meine Leibgarde war; einen guten Schritt hinter mir war die andere Reihe der tapfersten Mannschaft, und hinter dieser noch die dritte Reihe tapferer Leute; noch hinter diesen drei Reihen aber der Hinterhalt, und auf beiden Seiten die Grenadiere, welche den Feind durch ihr beständiges Granatenwerfen gewaltig ängstigten.

Das Verhängniß fügte es so wunderbar, daß eben derjenige Barbar, welchem ich kurz vorher das Silberwerk zuwägen lassen, gerade vor mir seine Leiter anwarf, und mit dem blanken Säbel in der Faust entgegen gestiegen kam. Ich ließ ihn bis auf die oberste Stufe kommen: als er aber bemüht war, über Bord zu steigen, war ich anfangs zweifelhaft, ob' ich ihn mit dem Pistol niederschließen, oder ihm mit meinem Pallasch den Kopf spalten sollte. Jedoch, da ich befürchtete, das Pistol möchte etwa versagen, so verließ ich mich auf meinen Pallasch. Sobald er über Bord gestiegen war, holte er mit seinem Säbel aus, mir einen tödtlichen Streich zu versetzen; allein ich dankte damals Gott, daß mich meine Fechtmeister in Italien und anderen Ländern das Pariren gelehrt hatten. Daher schlug ich mit der größten Schnelligkeit nicht nur seinen Säbel aus; daß

er zu seinen Füßen fiel, sondern verfezte ihm auch in's Leibeskräften einen so gewaltigen Hieb über den Kopf, daß ihm beide Theile auf den Schultern lagen.

Mancher könnte vielleicht glauben, dies sei bloß eine eitle Prahlerei, um mich groß zu machen; allein auf meinem Schiffe sind noch mehr als funfzig Personen gegenwärtig, die es mit Augen gesehen haben.

Acht bis zwölf anderen, die eben diese Leiter herauf geklettert kamen, und sich auf meinem Schiffe belustigen wollten, ging es, wo nicht auf gleiche Art, doch so, daß sie theils durch meinen Pallasch theils durch meine Pistolen in's Reich der Todten geschickt wurden. Meine Leute folgten meinem Beispiele, und fochten, je nachdem sie sich verschossen hatten, mit ihren Säbeln wie die Löwen, so daß mancher Barbar hinunter in die See purzeln mußte, ehe er über Bord gestiegen war, mancher aber, der sich glücklich geschätzt, den Bord mit seinen Händen betastet und überfliegen zu haben, augenblicklich seine ewige Schlafstätte fand.

Mittlerweile ging das Kanoniren von beiden Seiten auf's Heftigste fort, so lange bis die Dämmerung eintrat, und man kaum die Finger vor den Augen mehr zählen konnte. Da aber das Heranklettern der Feinde noch nicht aufhören wollte, so hörte auch unsere Gegenwehr mit Schießen aus Kanonen und Flinten um so weniger auf, und es



mußte in der Dämmerung noch gar mancher Barbar Eeswasser trinken lernen.

Endlich, da der Himmel sehr schwarz wurde, ließ sich ein feindlicher Trompeter hören, welcher mit zwei Abgeordneten auf einem Boote saß, worin viele Pechfackeln brannten. Da nun die Feinde zu kanoniren aufhörten, hielten auch wir inne, zündeten aber auf beiden Schiffen viele hundert Fackeln und Lichter an. Der Abgesandten Antrag war dieser: Da ihr Befehlshaber seine Herzhaftigkeit mit der unsrigen auf die Wage gelegt, und befunden, daß wir beiderseits tapfere Leute wären, so möchten wir Stillstand machen, bis der Tag anbräche; wollten wir ihm aber doch noch die einzige Tonne Goldes geben, so könnten wir, sobald es uns beliebte, ohne fernere Sorge unter Segel gehen, und er wäre bereit, uns einen Paß zu geben, daß wir auf unserer Reise von allen seinen Kameraden, die der Freibeuterei ergeben, von hier aus bis zum Kap unangefochten bleiben sollten.

Meine Leute, sobald sie dies vernommen hatten, wollten abermals weder von Stillstand noch von Geldgeben hören, und wurden wiederum auffällig; daher ich den Abgeordneten in Gegenwart aller meiner Leute durch einen Dolmetscher Folgendes sagen ließ:

„Hört, Ihr habt Euch aufgeführt gegen uns als See-  
Reisensburg. V.

räuber und Bettler, wider alle Billigkeit und Verträglichkeit, die zwischen der Republik Holland und den barbarischen Republiken obwaltet. Wir begehren keinen Stillstand, sondern, weil das Spiel doch einmal angefangen ist, so wollen wir uns wehren bis auf den letzten Mann. Vielleicht läßt Gott noch einen oder wohl mehrere von uns übrig und lebendig nach Holland gelangen, dann soll die Untreue der räuberischen Nationen schon geahndet und getoehen werden, es treffe, wen es treffe. Ich habe nur einen Todten und zwei Vermundete auf meinem Schiffe, was mir sehr schmerzlich fällt; rechnet aber nach, wie viel Ihr habt, und zwar binnen so wenigen Stunden, rechnet auch nach, wie viel Pulver Ihr vergeblich verschossen habt, und glaubt sicherlich, daß wir vielleicht noch einen guten Theil mehr Pulver und Kugeln in Vorrath haben: als Ihr, und Euch zur Noth für baares Geld noch etwas ablassen könnten. Eures Befehlshabers Raß aber verschmähen wir, und gedenken gegen Diebe und Seeräuber uns mit göttlicher Hilfe wohl noch durchzufechten. Wir wollen absegnen, wenn es uns beliebt, und sofern Ihr auch nur noch einen einzigen Schuß auf uns thut, sollen zehn dagegen erfolgen. Dies ist Euer Bescheid.“

Meine Leute waren über diesen Bescheid dermaßen erfreut, daß sie um mich her sprangen und tanzten. Da in-

deß einige unter ihnen gewahr wurden, daß mein Hemde voll Blut war, indem ich etwa einen fingerlangen Hieb kurz unter dem Gelenke des obersten linken Achselbeins empfangen hatte, den ich gleichwohl nicht achtete, — so liefen sie gleich hin, rufen den Schiffsbearbeiter, der mich verbinden sollte, und brachten zugleich einen Sessel, worauf sie mich mit aller Gewalt zum Niedersetzen zwangen. Einige waren so lose, daß sie die Trompeter und den Pauker herzuholten, um mir während des Verbindens die Schmerzen zu vertreiben; ja sie wollten mit aller Gewalt haben, es sollten die Kanonen dabei gelöst werden, allein ich verbot es bei Strafe. Mittlerweile kam mein Bruder, der auch eine Kugel in die linke Hüfte und einen Hieb über die Hirnschale bekommen hatte, jedoch bereits verbunden war, um zu sehen, was ich und meine Leute machten, und mir zu berichten, wie es ihm und den Seinigen ergangen sei. Er meldete, daß er acht und dreißig todt Barbaren auf seinem Schiffe liegen hätte, und vierzehn stark verwundete; denn ungeachtet die Barbaren vermittelst der Sturmleutern heftig auf ihn gestürmet, so zählte er doch nicht mehr als drei Todte und fünf Verwundete auf seiner Seite.

Demnach war ich auf meinem Schiff: dennoch in etwas glücklicher, indem ich nicht mehr als einen Todten und zwei Verwundete, und dagegen zwei und vierzig Barbaren

theils ganz todt, theils tödlich verwundet liegen hatte; denn meine Leute hatten sich unvergleichlich wohl gehalten, da ein jeder eine Flinte, ein paar Pistolen und einen Säbel an der Seite führte. Wie viel aber der Feinde von ihren Sturmleitern herunter geschossen worden, sobald sie ihre Köpfe nur blicken lassen, kann ich eben so wenig genau angeben, als mein Bruder.

Mein Bruder hielt sich nach genommener Abrede, wie wir uns gegen Tages Anbruch benehmen wollten, nicht gar zu lange bei mir auf, sondern kehrte zurück auf sein Schiff. Da er indes diesen Abend ganz besonders aufgeräumt war, so ließ er etliche hundert Raketen steigen, doch nicht gegen die Feinde, sondern nach beiden Seiten ihrer Schiffe zu; auch warf er Wasserkegel und dergleichen in die See, und ließ Trompeten und Pauken herrlich erschallen, worin ihm von den Meinigen tapfer geantwortet wurde. Dies war ein Lustspiel, den Feinden zum Trost, die sich so still hielten, wie die Mäuse, weshalb wir gedachten, alle Fehde wäre zu Ende. Allein, da wir mit anbrechendem Tage unseres Weges fortsetzen wollten, und zwar unter Begünstigung eines dichten Nebels, wurden dies unsere Feinde dennoch gewahr, und singen von Neuem an, heftig auf uns zu kanoniten, wo wir ihnen denn nichts schuldig blieben. Bald darauf bekamen sie, ungeachtet des dichten Nebels, auf's Neue Lust,

ihre Sturmleibern an unsere Schiffe zu werfen, und thaten dies auch mit besonderem Grimm; indeß es waren ihrer, ehe die Sonne aufging, auf meinem Schiffe schon achtzehn, und auf meines Bruders Schiffe dreizehn, theils niedergelassen, theils niedergeschossen worden.

Endlich beredete ich mich mit meinem Bruder, daß wir mit gesammter Macht und vereinten Kräften auf das mittlere feindliche Schiff zielen, und versuchen wollten, ob wir es nicht in Grund schießen könnten. Unsere Mühe schien nach Verlauf einer Stunde nicht ganz vergeblich zu sein, sondern wir hatten gute Hoffnung, unsern Zweck zu erreichen.

Winnen der Zeit kam von hinten an mein Schiff heran eine Schaluppe, die mit einiger Mannschaft besetzt war, von denen einer der ansehnlichsten mit mir zu sprechen verlangte. Ich ließ ihn zu mir auf mein Schiff bitten, und er ließ sich auch nicht lange nöthigen. Sein Erstes war, daß er fragte: was wir für Landsleute wären? was wir vorhätten? und was unsere Feinde für Leute wären? Ich antwortete ihm in seiner Sprache: daß wir drei Seeräuber vor uns hätten, die uns zu plündern und in den Grund zu schießen drohten; wir hätten schon gestern bis in die späte Nacht mit ihnen zu thun gehabt, und uns tapfer gewehet, auch eine ziemliche Anzahl der Barbaren getödtet, indeß sie

seien uns, allem Ansehen nach, dennoch bis hierher überlegen, und hätten erst vor wenigen Stunden auf's Neue angefangen uns zu bestürmen; für jetzt seien wir im Begriff, das mittlere feindliche Schiff in Grund zu schießen, hätten auch gute Hoffnung dazu, indem wir alle unsere Kanonen aus beiden Schiffen darauf gerichtet, und bemerkten, daß das feindliche Schiff schon ziemlich leer geschossen sei; übrigens seien wir mehrentheils Holländer, die nach Ostindien gehen wollten. — „Ei, ei,“ versetzte der Portugiese, „die Holländer sind unsere lieben Brüder; haltet Euch nur noch tapfer, ehe eine oder zwei Stunden vergehen, will ich Euch zwei tüchtige portugiesische Schiffe, worauf tapfere Soldaten sind, zur Hilfe hierher bringen. Lebet und haltet Euch wohl, ich muß eilen, daß ich bald wieder zu Euch komme.“

Es war uns nicht anders um's Herz, als ob uns Gott einen Engel vom Himmel zum Troste zugesandt hätte; daher verdoppelte sich unser Muth dergestalt, daß es noch manchem Barbaren das Leben kostete. So sahen wir auch mit Vergnügen, daß das mittlere feindliche Schiff, so zu sagen, in den letzten Zügen lag, denn unsere Kanonen hatten es jämmerlich durchbohrt; auch bemerkten wir, daß der Feinde auf dem Obertheil dieses ihres Schiffes nach gerade immer weniger und weniger wurden, woraus wir schlossen, daß alles zur Pumpe berufen sei.

Endlich, wider alles Vermuthen, wollte das feindliche Schiff sich umwenden und die Flucht nehmen, es ging aber bergestalt matt und langsam, daß man nicht zweifeln durfte, es müsse einige tödtliche Wunden empfangen haben. Während wir uns nun umfahen, kamen zwei der schönsten und festesten portugiesischen Schiffe, die sich zwischen mich und meinen Bruder einlegten, und in unerhörter Geschwindigkeit ihre Kanonen auf die Barbaren löseten, ehe sie noch ein Wort mit uns gesprochen hatten. Auf unseren beiden Schiffen ließen sich sogleich Trompeten und Pauken hören, denen die Portugiesen wechselsweise antworteten. Den Feinden aber verging der Muth auf einmal plötzlich, indem sich keiner mehr auf eine Sturmleiter wagen wollte, auch wenige Schüsse mehr von ihren Schiffen gehört wurden. Das mittlere Schiff wollte nun zwar mit guter Manier fortkommen, allein die Portugiesen und wir gedachten nicht also, sondern jagten ihm nach, ereilten und erstiegen dasselbe ohne besonderes Blutvergießen. Nachher kam die Reihe an die zwei anderen feindlichen Schiffe, die wir binnen drei Stunden nach einem etwas härteren Kampfe glücklich erstiegen, und alle darauf befindliche Mannschaft in Fesseln legen ließen.

Wir schossen demnach unter Trompeten- und Paukenschall auf allen Schiffen, sogar auch aus den feindlichen Ka-

nonen mit großer Freude Victoria, und zwar zu dreien Malen. Nachher brachten wir den Patienten, nämlich das mittlere Schiff, zwischen die beiden andern barbarischen, schickten einige von unserer Mannschaft auf ein jegliches barbarisches Schiff, und ließen dagegen eben so viele Barbaren auf unsere und der Portugiesen Schiffe herüber kommen. Meine Leute verfahren mit den Räubern auf eine sehr heftige Art, was man ihnen freilich nicht verdenken konnte, indem wir auf meinem und meines Bruders Schiffe bei der Gegenwehr und bei der Ersürmung gerade hundert und acht und zwanzig Kameraden eingebüßt hatten. Jedoch ich redete meinen Leuten zu, und bat dieselben, sie möchten sich aufführen als Christen, und nicht barbarisch verfahren, damit auch die Barbaren sähen und erkannten, was für ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Benehmen eines Christen und eines Heiden sei. Dadurch thäte man nicht allein unserem Heilande einen Dienst, sondern es könne auch möglich sein, daß diese unsere christliche Menschlichkeit manchem armen, in der Barbarei unschuldig gefangen sitzenden Christensclaven wohl zu Statten kommen möchte, wenn die Barbaren als Feinde des Kreuzes Christi erkannt hätten, daß wir ganz andere Leute in unserem Benehmen seien, als sie selbst. Unterdessen sollten sie dieselben zwar zu strenger und schwerer Arbeit anhalten, jedoch nur insoweit ein Mensch



nach seiner Leibesbeschaffenheit ertragen könnte. Vollauf zu essen und zu trinken sollten sie den Feinden geben, und keinen, wenn er etwas versehen, blutrünstig, vielweniger braun und blau, oder ihm wohl gar Arme und Beine entzwei schlagen, damit wir unseren Christennamen nicht verlor'n, und uns in die Rott'e der Barbaren einschreiben ließen. Nachdem ich dies in deutscher Sprache geredet, so redete ich es auch in portugiesischer; denn nicht allein mein Bruder, nebst vielen seiner Leute, sondern auch die portugiesischen Kapitaine mit den meisten ihrer Leute hörten meinen Vortrag an, und es schien ihnen allen derselbe sehr wohl zu gefallen. Indeß, da wir es eben nicht für rathsam hielten, uns in dieser besorglichen Gegend länger aufzuhalten, zogen wir in schönster Ordnung fort, um die grünen Inseln zu erreichen und unsere gemachte Beute zu theilen.

Am andern Tage, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, erreichten wir eine derselben, und warfen in einem schönen Hafen Anker. Die Insel hieß S. Jago mit Namen, und die Stadt, welche dem Hafen am nächsten lag, eben so. Sobald der Tag anbrach, ritten zwei Officiere der Unsern und eben so viele der Portugiesen in die Stadt, und erkundigten sich, wo der Stadthalter der Insel anzutreffen sei. Sie trafen ihn auch sehr bald an. Er war ein sehr höflicher Mann, und nachdem sowohl die Unserigen als auch die

Portugiesen alles weitläufig erzählt; wie es uns auf beiden Seiten ergangen, und zugleich gebeten, er möge uns erlauben, daß wir unsere beschädigten Schiffe daselbst ausbessern, und unter seinem Schutze von den Einwohnern ungestört unsere gemachte Beute theilen könnten, sagte er mit größter Freundlichkeit: „Meine Freunde, gebraucht alle Eure Bequemlichkeit, Euch soll Niemand beunruhigen. Vorerst will ich Euch nur funfzig Mann zur Salvearde mitgeben, saget aber, daß ich Eure Kapitaine, sowohl Portugiesen als Holländer, gar sehr bitten liesse, mir wo möglich noch heutiges Tages die Ehre ihres Zuspruchs zu geben.“ Unsere Officiere konnten nicht von Wunder genug sagen, wie höflich ihnen der Statthalter, der ein sehr ansehnlicher und liebevoller Mann sei, begegnet habe, sie nicht allein bei der Mittagmahlzeit wohl bewirthe, sondern sie auch in einer prächtigen Chaise in Begleitung eines Kapitains, eines Lieutenants, Fähndrichs und funfzig Gemeinen, bis hieher an das Ufer fahren lassen.

Wir ließen die Oberofficiere des Statthalters auf unser Schiff bitten, und schickten ihnen deshalb ein Boot, auf welchem sie sofort zu uns kamen. Hierauf setzten wir ihnen das Beste vor, das wir in der Geschwindigkeit irgend auftreiben konnten, den Unterofficieren aber schickten wir einem Jeden einen Gulden, und den Gemeinen einen halben Gul-

den nebst so viel Wein und Branteweiß, daß sie daran wohl hätten drei Tage satt haben können, überdies wurden ihnen auch starke Portionen von geräuchertem und eingesalzenem Fleisch, geräucherten und eingesalzenen Fischen, auch allerhand Früchten zugesandt. Mein Lieutenant hatte Befehl, der Insulaner-Miliz dies Geschenk zu überbringen, — denn meines Bruders Lieutenant war diesen Morgen erschossen worden. Als nun mein Lieutenant zurück kam, konnte er nicht genug erzählen, wie erfreut die Miliz der Insulaner über dieses Geschenk gewesen, ja es hätte ihm einer um den andern, sowohl Unterofficiere als Gemeine, die Hände geküßt, und dabei immer gerufen: „Es leben die Holländer! O, was sind die Holländer für brave und wackerere Leute, unsere Brüder! Es leben die Holländer!“

Wir hatten großes Vergnügen darüber. Nachdem wir aber mit des Statthalters Officiere noch etwa zwei Stunden tüchtig gebechert hatten, und zwar den delicatesten Canarien-Sect, auch beim Gesundheitstrinken stets die Kanonen hatten abfeuern lassen, so bemerkten wir, daß die insulanischen Officiere ziemlich begeistert waren. Wir zogen daher unsere besseren Kleider an, setzten uns dann mit ihnen in eine Schaluppe, und so fuhren also wir vier Schiffskapitane, deren jeder sechs Mann zur Bedienung mit sich nahm, mit den Insel-Officiere, nebst sechs Trompetern und zwei

Paukern nach dem Lande zu, nachdem wir uns mit den Officiern von der Insel oft geherzt und geküßt hatten.

Sobald wir an's Land gestiegen waren, wurde von allen unseren Schiffen eine Salve, und zwar von jedwedem aus zwölf Kanonen gegeben, wovon die ganze Insel erschüttert zu werden schien. Der Insel-Miliz verursachte dies eine besondere Freude. Ihre Officiere verfügten sich sogleich zu ihren Leuten, welche Parade machen und aus ihrem Handgewehr dreimal Feuer geben mußten, worauf unsere Schiffe jedesmal noch eine Salve von zwölf Kanonen hören ließen. Hierauf setzten wir vier Kapitaine uns in einen fertig stehenden kostbaren Wagen, und ließen uns nach der Burg des Statthalters fahren, woselbst zwei Kompagnieen Grenadiere mit aufgesteckten Bajonetten standen, welche salutirten und ihr Gewehr präsentirten, während Trommeln und Pfeifen sich lustig hören ließen. Auch ließ der Kommandant uns zur Bewillkommung und zu Ehren dreimal vier und zwanzig Kanonen von den Wällen lösen, denn er wohnte auf einer prächtigen Citabelle. Vor dem äußersten Thore hielten wir still, und trafen daselbst zwei Fouriere und sechzehn Bedienten an, die seine Livree trugen. Wir machten uns fertig abzustiegen, allein einer von den Fourieren kam auf uns zu, und sagte: wir möchten noch sitzen bleiben, und bis auf den inneren Platz fahren; denn der

Statthalter habe befohlen, daß man uns bis vor das Portal der großen Treppe fahren und daselbst sollte absteigen lassen. Dies geschah, und der Statthalter, der sechs Kavaliere nebst noch vielen Bedienten hinter sich hatte, war so höflich, bis unten an die letzte Stufe der Treppe uns entgegen zu kommen und uns zu bewillkommen.

Es war ungefähr um sechs Uhr Abends, als wir bei ihm eintrafen. Er führte uns alle vier Kapitäne in ein prächtiges und in Wahrheit fast fürstliches Zimmer, ließ vorerst in aller Geschwindigkeit einen Tisch, der mit Kaffee besetzt, und noch einen andern Tisch, auf welchem viele mit Wein angefüllte Flaschen, nebst vielen Schalen voll Eis und voll allerlei Confituren, uns gegenüber setzen, und nöthigte uns, von allem dem zu nehmen, was nach unserem Appetite sei, und daneben nur dreist zu fordern, von welcher Sorte Wein einem oder dem andern zu trinken beliebt. Uns war vorerst mit nichts besserem als mit einem Schälchen Kaffee gedient, und nachdem wir deren etliche getrunken hatten, redete ich zu dem Statthalter in portugiesischer Sprache folgende Worte:

„Hochgebietender Herr! Dieselben werden von unseren Abgesandten vielleicht vorläufig vernommen haben, was uns seit ein paar Tagen begegnet ist; daher will ich Ew. H. mit einer weitläufigeren Erzählung unserer Unglücksfälle

nicht beschwerlich fallen, außer wenn Sie es selbst einmal verlangen sollten. Unterdessen bitten wir ganz gehorsamt uns Dero Schutz aus, damit wir vor den Einwohnern dieser Insel in Friede und Ruhe leben, unsere Schiffe ausbessern, und unser erbeutetes Gut unter einander redlich theilen können. Wir werden uns, so lange wir hier sind, als ehrliche Leute aufführen, und vor unserer Abseglung, wofür uns anders Schutz und Hilfe nicht versagt wird, unsere Erkenntlichkeit gegen Jedermann durch die That beweisen. Da nun von unsern treuen Freunden, den mit uns angelandeten Portugiesen, gesagt worden, daß der Statthalter dieser Insel einer der heroischsten und redlichsten Menschen von der Welt sei, so begeben wir uns unter Ew. H. Schutz, und sorgen weiter für nichts, als Ihnen unsere Ergebenheit und Dienstbeflissenheit zu zeigen.“

Auf dies antwortete der Statthalter kürzlich also:

„Meine werthesten Freunde! Es erfordert nicht allein die Christenpflicht, sondern auch meine besondere Pflicht und Schuldigkeit, den Hilfsbedürftigen nach aller menschlichen Möglichkeit Hilfe und Schutz angedeihen zu lassen; warum sollte ich es daher an Euch nicht thun, die ich, wegen der genauen Allianz unserer Staaten, in diesem Stücke alle für meine Brüder und Freunde erkennen will und muß. Ich habe eine besondere Freude gehabt über das, was mir Euer

Abgesandten erzählt, nunmehr aber ist meine Freude vollkommen, da ich höre, daß Ihr die Barbaren vollkommen besiegt, und ihre Schiffe nebst den Gefangenen in meinem Hafen liegen habt. Traget keine Sorge, es soll Euch keiner entwisphen; denn ich will sogleich Befehl geben, daß sich eines von meinen Kriegeschiffen vor den Hafen legen soll. Im übrigen aber, meine Brüder, Herren und Freunde, wollte ich wohl morgen früh die Kompagnie, die ich zu Besetzung des Ufers Euch zugesendet, mit zwei Kompagnieen ablösen lassen; allein ich sehe gar nicht, wozu es nöthig ist. Ihr seid nämlich hier so sicher, als ob Ihr zu Hause wäret; denn meine Soldaten und Landleute habe ich dergestalt im Zaume, daß sie mir auf einen Wink gehorsamen müssen. Ich bin gegen sie, je nach Beschaffenheit der Umstände, gelinde und scharf. Kleine Thorheiten lasse ich durch kleine Strafen büßen, bei gröberem aber erzeige ich mich, der Gerechtigkeit gemäß, desto schärfer, und besonders stehet den Ehebrechern, Mördern und Dieben sogleich Galgen und Rad zu Dienste. Allein ich kann sagen, daß ich während meiner zwölffährigen hiesigen Statthalterschaft nicht mehr als drei Executionen habe dürfen verrichten lassen. Meine Vorgänger sind Geizige und Menschenbedrückter gewesen, die sich sowohl an den Einheimischen, als an den Fremden zu bereichern suchten. Aber so ein Mann bin ich nicht, sondern

bedenke Gott und mein Gewissen. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß die Statthalter auf dieser Insel alle drei Jahre wechseln; allein mich hat man binnen zwölf Jahren nicht abgelöst. Und wenn auch die Wechselung morgen geschähe, so habe ich Gott zum Freunde, und kann mit gutem Gewissen meine Rechnung ablegen, auch über meine Aufführung und alle andere Handlungen seit zwölf Jahren her Rede und Antwort geben. Die Liebe meiner Unterthanen habe ich mir dadurch erworben, daß ich sie niemals gedrängt oder durch Execution erpressen lassen, was sie mir zu zahlen schuldig gewesen, vielmehr manchem durch die Finger gesehen, und in Betrachtung seiner Armuth oft mehr als die Hälfte geschenkt, weswegen ich mich getraute, wenn ich mich im Walde oder Felde verirret hätte, es sei bei Tage oder Nacht, in' eines Jeden mir begegnenden Unterthanen Schooß, ob es auch der Geringste wäre, fest und sicher zu schlafen. Außer diesem allen gefällt dies meinen Unterthanen unvergleichlich wohl, daß ich eine scharfe Zucht unter meinen Soldaten halte, deren ich dreitausend reguläre Mannschaft ohne die Landmiliz unter meinen Befehlen habe. Meine Soldaten haben mich alle lieb und werth, weil ich ihnen ihr Brot und Geld richtiger austheilen lasse, als meine Vorgänger bisher gethan. Ich bin ein Mann, der, weil er bedenkt, daß Gott ihm eine ansehnliche Stelle, auch Geld und



Gut nach seinem Stande im Ueberfluß gegeben, das Summative \*) wohl beobachtet. Mein einziges Vergnügen ist dies, wenn ich und meine Familie sich gesund befinden, wenn ich mein Amt gehörig verrichten, und den Armen Gutes thun kann, deren Freund ich im höchsten Grade bin.“

Nachdem er diese Anrede geendigt, sagte ich zu meinem Bruder, der mir zur Seite stand, in deutscher Sprache: „Bruder, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.“ Sogleich begann der Statthalter lächelnd: „Meine Herren, ich verstehe auch etwas Deutsch, weil ich mich gegen zwei Jahr in Deutschland aufgehalten, und darin die artigsten Leute von der Welt angetroffen habe. Zwar geben Sie sich für Holländer aus, allein ich zweifle daran, sondern glaube vielmehr, daß Sie in Deutschland geboren und erzogen sind, weil ich dies nicht allein an Ihrer Aussprache, sondern auch aus ihrem ganzen Benehmen merke.“ Wir beiden Brüder stuyten darüber, daß man unsere Sprache verstand; der Statthalter aber fing an zu lächeln, und sagte: „Ei, weg mit dem Wasser! wosfern es beliebig ist, wollen wir ein gutes Glas Wein trinken, und zwar vom allerbesten Canarien.“ Kaum hatte er seinen Bedienten einen Wink gegeben, als diese einen mit Wein angefüllten Pokal,

\*) Einem Jedem das Seine.

der ziemlich groß war, aufsetzten, worauf der Statthalter also begann: „Meine Herren, auf gute Gesundheit und Glück, unser Aller, die wir hier beisammen sind! der hohen Häupter Gesundheit ginge zwar freilich vor; allein wir wissen nicht, ob dieser oder jener noch lebt. Vivamus!“ In- dem er nun den Pokal ansetzte, wurden sogleich auf den Wällen zwölf Kanonen geläset, und dies wurde so lange fortgesetzt, bis der Gesundheitsbecher herum gegangen war.

Kurze Zeit darauf wurde durch sechs Trompeter und einen Pauker zur Tafel geblasen und geschlagen, weshalb denn der Statthalter sehr nöthigte, uns nicht länger zu ver- skümen, sondern unserer Führerin zu folgen. Dies war nämlich seine Gemahlin, eine Dame von ungefähr vierzig Jahren, die noch sehr schön ausah. Wir gingen demnach auf sie zu, und hatten die Ehre, sowohl ihr als ihren beiden schönen Töchtern die Hand zu küssen; allein sie waren alle, der dasigen Landesitte gemäß, so gefällig, einem jeden von uns den Mund darzubieten, und einen derben Kuß darauf anzunehmen. Hierauf ging des Statthalters Gemahlin voran; ein General führte die älteste, und ein Obrister die jüngste von ihren schönen Töchtern; sodann folgten paar- weise die portugiesischen Kapitaine, und hinter denselben ich und mein Bruder im Paare, nach uns aber zählte ich noch zwanzig Paar Kavaliers und Officiere. Nachdem ein Page

das gewöhnliche Gebet vor Tische in lateinischer Sprache gesprochen, wurden die Speisen vorgelegt. Ich will mich indeß bei Beschreibung der Gerichte, deren mancherlei Abwechslungen und niedlicher Zurichtung, eben nicht aufhalten, sondern nur so viel sagen, daß diese Tafel einer auß's Delicatesten besetzten fürstlichen Tafel nichts nachgab. Wir Fremden wurden von dem Statthalter, seiner Gemahlin, und ihren schönen Töchtern beständig auß's Höflichsten und Lieblichsten zum Speisen genöthiget, und plötzlich ließ sich in einem Nebenzimmer, dessen zwei Thüren sogleich eröffnet wurden, die angenehmste Tafelmusik auf italiänische Art hören. Die Abwechslungen der Concerte, Duverturen und dergleichen musikalischen Sachen fielen ganz unvergleichlich in die Ohren, und dies währte über eine ganze Stunde. Sodann wurden goldene Becher, und ein großer, mit Diamanten und Rubinen besetzter goldener Pokal herbei gebracht, welcher wenigstens drei bis viertel Pfund schwer war, und in welchen fast über ein Maß ging. Diesen nahm der Statthalter, stand von der Tafel auf, und sagte: „Auf gute Gesundheit und Glück unserer angekommenen lieben Gäste, sowohl Holländer als Portugiesen!“ Alle, die bei Tafel saßen, standen auf, zugleich ließen sich Trompeten und Pauken lustig hören, und es wurden zwölf Kanonen abgefeuert. Er trank den Pokal nicht ganz aus, sondern so viel, als

ihm beliebte, machte dann ein Kompliment gegen uns, und sagte: „Meine Herren, nehmen Sie nicht ungütig, daß ich mein besonderes Ceremoniell beobachte; denn ich trinke nicht mehr, als mir schmeckt, und ich meiner Meinung nach vertragen kann, zwinge auch Niemanden zum Trunke, sondern lasse einem Jedem nach Belieben seinen Willen.“ Hierauf setzten wir uns wieder nieder. Unterdeß kam ein Page, welcher den Pokal wegnahm, den übrigen Wein in einen großen silbernen Schwankessel ausschüttete, den Pokal wieder ausspülte, und denselben des Statthalters Gemahlin präsentirte, die es so gut mitmachte, als der beste Kavalier. Die Dame trank es ihrer ältesten Tochter, und diese ihrer Schwester zu, wobei zu bemerken war, daß, so oft eine Person an der Tafel den Pokal ausgetrunken, ein Page kam, der den noch übrigen, darin befindlichen Wein in den silbernen Schwankessel goß, den Pokal mit Wasser ausspülte, wieder voll Wein schenkte, und ihn demjenigen, welchem es zuge-trunken war, auf einer goldenen Schale präsentirte, auch dabei kredenzte. So ging es von oben an bis unten aus.

Meinem Bruder war seiner Kopfwunde wegen bei Tische nicht allzuwohl, welches ich wohl merkte, indem er sich öfter im Gesicht veränderte; indeß, da er ein Löwenherz in sich trägt, so verbiß er seine Schmerzer, und ließ sich nichts merken, weshalb ich ebenfalls still schwieg. Unterdessen war

des Statthalters älteste Tochter, welche neben mir saß, dies gewahr worden, neigte sich daher zu mir, und sagte: „Mein Herr, wie kommt mir Euer Herr Bruder vor? er verwandelt sich öfters im Gesichte.“ — „Es wäre kein Wunder, gnädiges Fräulein,“ gab ich zur Antwort, „wenn er sich zuweilen im Gesicht verwandelte; denn er hat gestern Abend einen gewaltigen Hieb über den Hirnschädel, und eine Kugel in die linke Hüfte bekommen; indeß er wird daran nicht gleich sterben.“ Sobald ich ausgezedet, ließ das Fräulein einige Thränen fallen. Ihre Mutter befragte sie demnach, warum sie weinete, und was sie mit mir gesprochen habe; worauf sie Alles getreulich erzählte. Die Dame bat nun meinen Bruder inständig, aufzustehen und sich in ein anderes Zimmer führen zu lassen, wo er seiner Gesundheit pflegen und der Ruhe genießen könnte; indeß dieser ließ sich weder durch die Dame, noch durch den Statthalter und andere Wohlwollende dazu erbitten, sondern blieb sitzen, wie ein Ast.

Ich aber rufte einen Pagen auf die Seite, und verabredete mit ihm, daß er mir den großen Pokal voll einschenken, und dabei befehlen möchte, daß während des Gesundheittrinkens allezeit zwölf Kanonen gelöst würden. Das Herrchen war schnell, kam bald wieder zurück, gab zu vernehmen, daß Alles wohl bestellt sei, und brachte mir zu-

gleich den Pokal auf einem goldenen Credenzsteller. Ich stand mit demselben auf, und sagte mit lauter Stimme: „Es leben Ihre Excellenz der Herr Statthalter dieser Insel nebst Dero hohen Familie!“ Kaum hatte ich den Pokal angesetzt zum Trinken, als sich zwölf Kanonen nebst Trompeten und Pauken auf einmal hören ließen. Und dies ging — nachdem ich gezeigt, daß ich den Pokal ganz ausgeleeret und dießmal dem Schwentkessel nichts gegönnet hatte — rund um. Ich bemerkte, daß der Statthalter, seine Gemahlin und Kinder über mein Betragen freundlich lächelten; denn ich konnte ihnen allen in's Gesicht sehen, ungeachtet der Statthalter mit seinen beiden Söhnen ganz zu unterst an der Tafel saß. Nachdem der Pokal herum war, stimmte der Statthalter aus den kleinen Bechern erst noch Privatgesundheiten an, und zwar für alle Personen, die sich bei der Tafel befanden; bei einer jeden wurden aber nur drei Kanonen gelbset. Wir saßen also so lange bis über Mitternacht an der Tafel, und mein Bruder hatte sich wohl gehalten bis auf den letzten Mann.

Nach aufgehobener Tafel sah sich ein Jeder nach seiner Ruhestelle um, mich und meinen Bruder aber, der etwas blaß aussah, begleiteten der Statthalter, dessen Gemahlin, Töchter und Söhne bis hinauf in das obere Stockwerk, wo uns zwei Zimmer angewiesen wurden, welche Gemeinschaft

mit einander hatten. Es trieb sie, wie die Dame sagte, nichts dazu an, als die Neugier, meines Bruders Kopfwunde verbinden zu sehen. Wiewol uns nun die Dame einen Arzt vorschlug, dessen Kunst sie ungemein rühmte, so wollten wir doch unsere Schiffsbarbiere, welche in der That sehr geschickte Männer waren, und noch gute Leute unter sich zu ihren Diensten hatten, nicht eifersüchtig machen, weil wir bedachten, daß wir vielleicht ihre Hilfe in Zukunft noch möchten nöthig haben. Da nun meines Bruders Schiffsbarbier die Deckel und Pflaster von der Kopfwunde abgenommen, war dies eben nicht allzu appetitlich anzusehen, zumal, da um die fingerlange Wunde herum alles Haupthaar mit dem Scheermesser weggenommen war. Der Statthalter und dessen Gemahlin konnten sich unter diesen Umständen und zumal, da er noch eine Kugel im dicken Beine stecken hatte, über meines Bruders Muth und Herzhaftigkeit nicht genug verwundern. Die Söhne sahen die Wunde ebenfalls mit Erstaunen an; als aber die Töchter herzu traten, und dieselbe betrachteten, sank die älteste ganz unvermuthet in Ohnmacht, weswegen man sie in der Eile auf das nicht weit davon stehende Bett legte, und sie mit Schlagwasser und flüchtigem Spiritus nach Verlauf einer Viertelstunde wieder zu sich brachte.

Wir beiden Brüder bezeugten unser herzliches Mitleid

und entschuldigten uns wegen dieses Zufalls; allein die Frau Mama sagte mit lachendem Munde: „Das Märchen hätte können davon bleiben; denn sie weiß, daß sie nicht einmal eine Gans oder ein Huhn kann abschlachten sehen.“ Nachdem aber mein Bruder verbunden worden, ersuchte mich der Statthalter, ich möchte ihm den Gefallen erweisen, und meine Armwunde ebenfalls in ihrer Gegenwart verbinden lassen. Ich verbat dies nur zwar, weil es sich in Gegenwart so hoher Frauenzimmer nicht schickte; allein, da er nicht nachließ, mich zu bitten, und ich sonst wußte, daß ich an meinem Leibe so rein und weiß sei wie ein Fisch, so entblößte ich meinen Arm und meine Brust, und ließ mich verbinden. Sie verwunderten sich, daß ich bei der fingerslangen Wunde doch den Arm noch so gut brauchen konnte; indes ich sagte ihnen, -daß ich gar keine Schmerzen oder Unbequemlichkeit davon spürte, sondern dieselbe als eine Kleinigkeit achtete, indem ich deren weit gefährlichere aufzuweisen hätte.

„Wahrhaftig,“ sagte des Statthalters Gemahlin, „meine Herren, Eure Haut muß von Blech, das Fleisch von Eisen, und die Knochen von Stahl sein, wenn Ihr dergleichen Wunden gering achtet.“ Der Statthalter fiel ihr in's Wort, und sagte zu mir: „Nein, meine Herren, das ist keine Sache oder Rath; sondern ich werde Euch beide nicht



eher aus meinem Hause lassen, bis Ihr vollkommen geheilt seid.“ Wir dankten für sein gütiges Anerbieten, und baten uns aus, nur erst den folgenden Tag, wenn es uns erlaubt wäre, auf seiner Burg abwarten zu dürfen. Hierauf wurde das älteste Fräulein vom Bette aufgenommen und erinnert, daß sie sich in ihr Zimmer begeben möchte. Sie stand demnach auf, und nahm Abschied von uns. Mein Bruder bezeugte ihr nochmals sein herzliches Bedauern wegen des ihr begegneten unvermutheten Zufalls, und war so dreist, ihr dreimal die Hand und dreimal den Mund zu küssen, worauf der Statthalter mit allen den Seinigen uns eine ruhige Nacht wünschte, und sich hinunter zu den übrigen Gästen begab, mit denen sie, wie man hörte, sich noch zwei gute Stunden unterredeten und becherten. Bald nach ihrem Weggange kamen zwei alte Frauen und zwei Pagen zu unserer Bedienung, welche noch ein Kompliment von ihrer Herrschaft brachten, und sagten, daß sie befehligt wären, diese Nacht bei uns zuzubringen und uns zu bewachen; daher dürften wir nur kühnlich fordern, was unser Herz begehrte, indem uns von Seiten ihrer Herrschaft Alles zu Diensten stände.

Ich ließ meinen Bruder in diesem Zimmer, und suchte mein Bette in dem Nebenzimmer, da denn ein Jeder von uns den Schiffsbardier, zwei Schiffssoldaten und, wie schon

gesagt, die zwei alten Matronen und die zwei Pagen zu Wächtern bei sich hatten. Ehe wir aber noch eingeschlafen waren, kamen die zwei portugiesischen Kapitaine nochmals zu uns, um uns ihr Beiseid zu bezeigen und eine angenehme Nachtruhe anzuwünschen, was sie denn auch mit der größten Freundschaft und Zärtlichkeit thaten.

Früh Morgens, sobald es helle ward, beredeten wir beiden Brüder uns, und schickten zwei von unseren Bedienten an meinen Lieutenant, daß er so gut sein möchte, unsere Kleider- und Wäschkisten zu eröffnen, und für einen Jeden von uns ein rothes, mit Silber, und ein blaues, mit Golde bordirtes Kleid nebst etlichen Anzügen weißer Wäsche, iagleichen etliche Paar seidener Strümpfe von verschiedenen Farben, auch zwei rothe, zwei blaue und zwei weiße Federhüte in Mantelsäcke einzupacken, und auf zwei Manteltieren zu uns tragen zu lassen, weil wir wegen der Beschwerlichkeit, die uns unsere Wunden verursachten, uns wohl noch drei bis vier Tage bei dem freigebigen Statthalter aufhalten würden. Im übrigen lautete die Ordre, die ich eigenhändig schrieb, so, daß er auf beiden Schiffen nebst seinen Untergebenen Alles wohl beobachten möchte, weil wir unser Vertrauen ganz auf ihn und seine gute Aufführung und Geschicklichkeit gesetzt hätten.

Unsere Bedienten gingen noch vor Sonnenaufgang

fort, und kamen viel eher zurück, als wir uns dessen vermutheten. Sie brachten Alles, was wir verlangt hatten, auf den Mantthieren mit, und zugleich den schriftlichen Bericht des Lieutenants, welcher meldete, daß auf beiden Schiffen Alles noch sehr wohl stehe, und die Mannschaft lustig und guter Dinge sei; die meisten Kranken befänden sich außer Gefahr, jedoch wären in verwichener Nacht auf meinem Schiffe ein, auf meines Bruders Schiffe aber zwei Mann gestorben, die er auf Bretter binden und unter dreimaliger Lösung der Handgewehre der See übergeben lassen.

Mittlerweile hatte die Frau Statthalterin uns eine starke Portion Chokolade herauf geschickt, und ließ zugleich fragen, ob uns auch mit Thee, Kaffee oder sonst etwas zum Frühstück gebient sei. Indesß wir verboten alles andere, und ließen zurück melden, daß wir uns mit diesem delicatesen Frühstück behelfen wollten bis zur Mittagmahlzeit. Während wir nun Chokolade tranken, kamen nebst den portugiesischen Kapitänen noch zwei Kavaliere, welche im Namen des Statthalters und seiner ganzen Familie uns den Morgengruß brachten, und sich um die Beschaffenheit unserer Gesundheitsumstände erkundigten. Wir ließen während unserer Gegenkomplimente dieselben etliche Tassen Chokolade mit uns trinken, und führten nachher mit ihnen allerlei Gespräche, worin sich die beiden Fremden als sehr geschickte

und kenntnißreiche Kavaliere bezeugten. Sie hielten sich indeß nicht länger bei uns auf, bis die Chokolade ausgetrunken war, worauf sie zurück eilten, um ihrem Principale unser Gegenkompliment zu überbringen. Bald nachher kam eine alte Matrone, welche im Namen der Frau Statthalterin fragte, ob uns etwa beliebe, allein auf unseren Zimmern zu speisen, oder ob wir zur ordentlichen Tafel kommen wollten, welches letztere sie weit lieber sehen würde, zumal da sich noch einige Gäste mehr eingefunden. Wir ließen zurück melden, da wir uns wegen so unvergleichlich guter Wartung und Pflege fast halb geheilet befänden, so würden wir lieber in Gesellschaft als allein speisen, wenn wir nur nicht zu befürchten hätten, daß wir als Patienten der ganzen Gesellschaft unangenehm sein würden. Die Alte ging mit diesem Bescheide fort, und brachte von ihrer Frauen die Antwort zurück, daß wir nicht Schwierigkeiten machen, sondern zur Tafel kommen möchten, sobald als geblasen würde, wozu wir noch etwa eine halbe Stunde Zeit hätten.

Demnach ließen wir uns durch unsere Bedienten auf's Kostbarste in Blau mit einem Hute, worauf eine rothe Feder, ankleiden, und sprachen nachher unter dem Auf- und Abgehen in dem Zimmer von allerlei wichtigen Sachen, so lange bis uns Trompeten und Pauken zur Tafel forderten. Dann aber nahmen wir Jeder zwei von unseren sauber ge-

kleideten Bedienten zur Begleitung mit, traten so mit goldenem Degen und Stoß in das Tafelzimmer ein, und machten zuerst ein Kompliment überhaupt, sodann aber an Jeden besonders. Wir bemerkten, daß sich die Gesellschaft um zehn Personen sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts verstärkt hatte; demnach wurden der angekommenen Frauenzimmer wegen, deren sechs waren, eine kleine Aenderung in der Anordnung des Sitzens vorgenommen. Ehe wir uns zu Tische setzten, winkte die Frau Statthalterin mir und meinem Bruder. Wir stellten uns ihr vor, da sie denn sagte: „Ei, sind das Patienten? Ich glaube, wenn ich ein Barbar ihnen entgegen käme mit seinem besten Säbel, sie zögen dennoch die Fuchteln, und durchbohrten ihm das Herz im Leibe.“ Ich antwortete: „Gnädige Frau, daß wir noch so ziemlich munter vor Ihnen erscheinen, haben wir bloß Dero Gnade zu verdanken, indem Sie Befehl gegeben, uns auf's Beste zu pflegen und zu warten.“ Wir machten bei diesen Worten ein tiefes Kompliment gegen die Dame, küßten ihr die Hand und den Mund, und setzten uns dann wie die Andern zur Tafel. Hier ging es weit herrlicher und kostbarer zu als gestern, ja ich lüge nicht, wenn ich sage, daß die Gerichte mehr als fürstlich waren, zugleich wurde der Pokal und die kleinen goldenen Becher auch nicht müßig gelassen, und das Pulver in den Kanonen

keinesweges gespart. Sonst ergözte mich nichts so sehr, als die unvergleichliche italiänische Tafelmusik. Aber auch bei Tafel ging es sein lustig zu, und zwar, wie man in Europa zu sagen pflegt, von Bobenthal.

Mittlerweile erhob sich über Tafel ein Streit darüber, wie viel es wohl an der Uhr sei? Der Statthalter selbst hatte eine kostbare Uhr, und seine Kavaliere und Officiere führten ebenfalls Uhren bei sich, welche sie alle vorzeigten, um zu sehen, wie hoch es wohl an der Zeit sein möchte. Endlich kam die Reihe auch an uns und die portugiesischen Kapitaine, welche ihre Uhren ebenfalls aufzeigten und erklärten, daß es etliche Minuten auf drei Uhr Nachmittags sei. Der Statthalter wollte damit nicht zufrieden sein, sondern behauptete, daß es gerade drei Uhr sei. Da trat mein Bruder auf und sagte: „Meine Herren, ich bin ein geringer Mathematikus, und ein wahrer Uhrenliebhaber, weshalb ich meist immer zwei, drei, bis vier Uhren bei mir führe.“ Mit diesen Worten griff er in die Tasche, und langte seine Hauptuhr, in deren Gehäuse unten eine Magnetsnadel befestigt war, heraus und sagte: „Dies ist meine Hauptuhr, schlicht von Ansehen, aber tüchtig von innerem Gehalt; denn es müßte die Sonne nicht richtig gehen, wenn diese meine Uhr nicht richtig ginge, nach welcher ich alle meine anderen Uhren, deren ich noch viele kostbare und geringere

habe, zu richten pflege.“ Demnach ging diese Hauptuhr um die ganze Tafel herum, und wurde von einem Jeden besichtigt und bewundert. Sobald sie an ihren Besitzer zurück gekommen war, brachte derselbe eine dem Ansehen nach weit kostbarere goldene Repetiruhr hervor, die gegen dreihundert Thaler werth, indem sie stark mit Diamanten und anderen Edelsteinen besetzt war. Diese ging ebenfalls um die ganze Tafel herum, und wurde von einem Jeden bewundert, bis sie wieder an meinen Bruder zurück kam. Unterdeß schien das älteste Fräulein des Statthalters ein Auge auf diese Uhr geworfen zu haben, weshalb sie meinen Bruder bat, seine Stelle zu verändern, und sich an ihre Seite zu setzen, um ihr die Vortheile einer Repetiruhr zu zeigen; denn sie habe zwar viele hundert Uhren gesehen, aber noch keine rechte Repetiruhr. Mein Bruder gehorsamte ihren Bitten, setzte sich neben sie, machte die Uhr aus einander, und zeigte ihr alle Handgriffe und Vortheile, während welcher Zeit er noch zwei Uhren um die Tafel herum gehen ließ, die wegen ihrer Schönheit und Richtigkeit von allen, bewundert wurden. Das Fräulein hatte eine ungemeine Freude darüber, daß sie binnen kurzer Zeit so schnell repetiren gelernt, gab aber meinem Bruder auf einem goldenen Teller die Uhr wieder zurück. Doch dieser war damals so freigebig, daß er sich weigerte, die Uhr wieder zurück zu neh-

men, sondern sagte: da er gemerkt, daß das gnädige Fräulein einiges Vergnügen an dieser Kleinigkeit gefunden, so biete er die Uhr derselben zum Präsent und geneigten Andenken an seine geringe Person an, denn er habe noch ein paar dergleichen, und noch einige geringere in seiner Kiste. Sie richtete sich etwas in die Höhe, und sagte mit einer artigen Miene nicht mehr als die Worte: „Mein Herr, ich danke Ihnen für dies kostbare Geschenk; ich will mich erkenntlich zeigen.“

Eben so ging es diesen Abend noch meinem Bruder mit einer goldenen, mit Gold und andern edlen Steinen besetzten Schnupftabakdose, welche er et n demselben Fräulein darreichte, um eine Priße daraus zu nehmen. Da diese nun das auf dem Deckel befindliche Bild betrachtete, wo ein Matrose vor einer schönen Dame auf den Knien lag und ihr sein Herz mit wunderfamen Gebärden überreichte, wollte sie sich fast krank darüber lachen, weshalb ihr mein Bruder auch diese Dose schenkte. Nachdem aber der Uhrstreit ein Ende genommen, und mein Bruder alle seine Uhren — die kostbare ausgenommen — wieder in der Tasche hatte, wurde abermals Tafelmusik gemacht, und dabei noch wohl eine gute Stunde rüßig gebedert, worauf die Tafel aufgehoben und Anstalt zum Tanzen gemacht wurde.

Der Statthalter selbst machte mit seiner Gemahlin



den Anfang, und nöthigte sodann uns übrigen zu folgen, welches auch von vielen geschah, doch ich für mein Theil fürchtete mich, zumal wegen des vielen getrunkenen Weines, meine Armwunde zu erhitzen, und ließ daher das Tanzen bleiben. Mein Bruder aber war so toll, und forderte das älteste Fräulein des Statthalters zum Tanze auf. Diese aber sagte, wie ich deutlich vernehmen konnte, indem ich ganz in der Nähe stand, zu ihm: „Mein Herr, vergebet mir, daß ich Euch für diesmal den Tanz abschleze, da ich Euren Zustand weiß, und mich Zeit Lebens nicht zufrieden geben könnte, wenn Ihr Eure Wunden erhitzt und Gefahr liefet. Ich werde auch mit keinem andern tanzen, sondern mich mit Kopfschmerzen entschuldigen. Lieber wollte ich Euch heute alle anderen Dienste verrichten, als mit Euch tanzen, denn ich habe zu viel Fürsorge und Bedenken wegen Eurer Gesundheit. Ich will mich zu Eurem Herrn Bruder setzen, mit ihm mich unterhalten, und dabei dem Tanze zuschauen, weil derselbe, wie ich merke, auch keine Lust zum Tanzen hat.“ So kam denn mein Bruder zu uns, und setzte sich neben das Fräulein, so daß wir sie recht in der Mitte hatten, und führten mit ihr die angenehmsten Gespräche. Zwar kamen ihrer viele, die das Fräulein zum Tanze auffordern wollten; allein sie wendete Kopfschmerzen vor, nahm auch, da es gegen zehn Uhr kam, von uns Abschied, und be-

gab sich zur Ruhe. Da das Schwärmen jedoch kein Ende nehmen wollte, so wurden wir es auch überdrüssig, und schlichen auf unsere Zimmer, befahlen aber einem Edelknaben, dem Herrn Statthalter und dessen Gemahlin unseren Respekt zu vermelden, mit der gehorsamsten Bitte, es nicht ungnädig zu vermerken, daß wir stillschweigend fortgeschlichen, indem uns die Schmerzen unserer Wunden zum Verbinden angetrieben hätten. Der übrigen Gesellschaft aber sollte er gleichfalls unser dienstwilliges Kompliment machen.

Nachdem wir auf unseren Zimmern angelangt waren, kam dieser Page bald hinter uns her, und brachte das Nachtkompliment von seiner Herrschaft; ihm folgten zwei Bedienten, welche die Abschenke, die in einer großen goldenen Kanne voll Wein und einer großen Schale voll allerlei Confect bestand, auf unsere Tafel setzten. Nach diesen kamen abermals zwei Pagen und zwei alte Matronen zu unserer Bedienung. Wir hielten uns indeß diesmal nicht lange auf, sondern legten uns, nachdem wir verbunden waren, bald zu Bette, wurden aber dennoch noch nicht in Ruhe gelassen, indem uns ein paar Stunden darauf die Musikanten eine unvergleichliche Abendmusik vor den Thüren unserer Zimmer brachten, die fast eine halbe Stunde währte. Wir belustigten uns daran, und schloßen darüber ein. Früh Morgens, sobald es Tag war, schrieb ich eine Ordre an meinen Lieu-

tenant, daß er für uns Brüder aus den Kleiderkisten einem Jeden ein grünes mit goldenen Spangen besetztes Kleid, noch einige Anziehwäsche, dann fünfhundert Racketen, fünfhundert gefüllte Granaten, zwei bis dreitausend kleine Schwärmer, zweihundert Wasserkegel und fünfhundert Luftkugeln schicken solle, ferner unser beider Leibbüchsen, Flinten und Pistolen, ingleichen zwei Feuermörser und vier und zwanzig gefüllte Bomben, außerdem zwölf Grenadiere, und zwar die geschicktesten.

Mit diesem Auftrage schickten wir abermals zwei von unseren Bedienten nach unseren Schiffen fort. Gleich darauf erhielten wir von unserer Wohlthäterin Thee, Kaffee und Chokolade, wobei sich zugleich die beiden portugiesischen Kapitaine nebst zwei Kavaliere des Statthalters einstellten, und uns das Morgenkompliment brachten, wovon der eine wieder zurück ging und unser Gegenkompliment abstattete, jedoch bald wieder kam und mit uns trank. Wir führten allerlei Gespräche mit einander, bis ein Page uns meldete, daß binnen etwa einer halben Stunde zur Tafel würde geladen werden. Demnach entfernten sich die Kapitaine und Officiere, wir aber ließen uns ankleiden, und zwar in Roth mit Silber bordirt, wozu wir Jeder einen Hut mit weißer Feder aufsetzten, und uns sodann, sobald zur Tafel gerufen wurde, dahin begaben. Es ging bei derselben eben so herr-

lich zu als gestern und ehgestern, nur vermiften wir dabei die älteste Tochter des Statthalters, von welcher mir die Mama sagte, daß sie einige Kopfschmerzen habe, doch werde dieser Zufall wohl bald vorüber gehen. Ich merkte bei diesen Worten, daß sich mein Bruder einigermaßen entfärbte, und schloß aus gewissen Merkmalen, daß unter diesen beiden Leuten eine gegenseitige Zuneigung herrsche. Er konnte weder essen noch trinken, sondern saß immer in Gedanken, bis man ihn laut anredete. Diese seine Traurigkeit entschuldigte er übrigens damit, daß ihm seine Wunde in der Hüfte einige Schmerzen verursachte, weshalb er gleich des andern Tages die Kugel entweder mit dem Kugelzieher herausziehen, oder mit dem Messer heraus schneiden lassen wollte. Hierbei merkte ich, daß wir bei den liebreichsten und redlichsten Menschen von der Welt wären; es schien nämlich, als ob ein Jeder an seinen Schmerzen Theil nehmen wolle, und alle betrogen sich, ungeachtet die schönste Musik gemacht wurde, auch Trompeten und Pauken abwechselnd mit Kanonen sich hören ließen, dennoch so niedergeschlagen, als ob ihnen selber ein Unglück begegnet sei. Mein Bruder indeß, so wie er dieses bemerkte, zwang sich mit aller Macht zu einer etwas muntern Aufführung. Mittlerweile, noch ehe die Tafel aufgehoben wurde, kamen unsere Bedienten, und brachten von meinem Lieutenant ein Antwortschreiben zu-

rück. Er übersandte uns dabei Alles, was wir verlangt hatten, und meldete uns zugleich, daß er die Leiche unseres erschossenen Vicutenants noch zu unterst im Schiffe auf dem Ballast liegen habe, in Hoffnung, daß wir demselben ein ehrliches Begräbniß auf dem Lande ausmachen würden.

Ich gab diesen Bericht meinem Bruder zu lesen, ging sodann hinunter an die Tafel und bat den Statthalter, ob es wohl mit seiner gütigen Erlaubniß geschehen könnte, daß wir unseren seligen Kameraden nach Kriegsgebrauch auf dem Lande begräben, zumal, da er ein guter Christ und eifriger Katholik gewesen, mithin der geweihten Erde wohl würdig sei.

„Ei, was höre ich, mein Herr?“ versetzte der Statthalter; „ist der Verbliebene ein Katholik gewesen, so will ich ihn in die Hauptkirche begraben lassen.“ — „Ich bringe Ew. H. keine Unwahrheit vor,“ antwortete ich, „denn, daß er ein eifriger Katholik gewesen, kann ich aus seinem Lebenslaufe, den er eigenhändig wenige Tage vor seinem Tode aufgesetzt, desgleichen auch aus vielen anderen seiner Schriften, katholischen Büchern, Paternoster und Scapulier, welches Alles er beständig bei sich geführt, erweislich machen.“ Hierauf sagte der Statthalter: „Ich traue Eurer Redlichkeit noch weit mehr als dies zu. Ich bitte aber, laffet Euren Todten nur noch drei Tage auf dem Ballast liegen, denn

es kann ihn bei jegiger Bitterung keine Fäulniß befallen. Sorget auch weder für Sarg, Todtenkleid, noch etwas anderes, was zu einer prächtigen Beerdigung eines Officiers gehört, der auf dem Heidenbette sein Leben rühmlich eingebüßt hat, sondern gönnet mir die Ehre, daß ich Alles besorge und veranstalte. Von heute an gerechnet, soll das Leichenbegängniß auf den vierten Tag vor sich gehen, und Tages vorher Alles in Ordnung gebracht sein.“ Hiemit stand der Statthalter von der Tafel auf, und gab einem seiner Officiere einen Wink, daß er ihm folgen sollte. Er ging mit ihm an ein Fenster, und sprach fast auf eine halbe Stunde mit ihm.

Unterdessen ging ich mit meinem Bruder auch etwas abseits, und wir beredeten uns, wie wir es mit dem Feuerwerke halten wollten. Er sagte: „Wenn ein und das andere geschieht, so will ich meine Sachen gleich nach der Abendtafel, die doch auf unsere Bitten nicht lange währen wird, schon machen.“ Als der Statthalter wieder zur Tafel kam, sagte er: „Meine Herren, tragen Sie kein Leid noch Sorge mehr für Ihren Todten, sondern überlassen Sie alle Sorge nur mir ganz allein; dagegen bitte ich, sich etwas lustiger zu bezeigen, als bisher.“ Ich aber sagte ihm heimlich in's Ohr: ob er mir und meinem Bruder gütigst erlauben wolle, diesen Abend, sobald es finster geworden, ein-

kleines Feuerspiel auf dem, unsern Fenstern gegen über liegenden kleinen See zu präsentiren; mein Bruder, welcher außen geblieben, mache schon alle Vorbereitungen dazu, nur lasse er inständig bitten, die Abendtafel etwas früher als sonst abzubrechen, damit wir uns der dunkeln und finstern Zeit recht bedienen könnten. Der Statthalter lächelte und sagte: „Meine Freunde, bedient Euch aller Bequemlichkeit bei mir; ich werde mich an dem Feuerspiel recht sehr freuen und, wosfern es Euch gefällig, etliche hundert Pechfackeln an das Ufer setzen lassen. Ich will auch sogleich Befehl ertheilen, daß die acht kleinen Luftschiffe nebst den Böten und Rähnen in Ordnung gestellt werden.“

Nach aufgehobener Tafel wurde getanzt, da denn unverhofft mein Bruder und das kranke Fräulein fast zu gleicher Zeit zum Vorscheine kamen; allein die letztere ließ sich so wenig als ich und mein Bruder zum Tanzen bewegen. Mein Bruder verlor sich bald wieder, da er mit seiner Feuerwerkerei noch nicht völlig fertig war, auch die Raketenstöcke noch nicht alle beisammen hatte; allein er schien mir weit munterer als vorher, nachdem er seinen Augapfel wieder zu sehen bekommen hatte. Eine Stunde vor Anbruch der Dämmerung wurde auf der Tafel angerichtet, indeß es ging dießmal sehr kurz ab, wiewohl Alles im Ueberflusse vorhanden war.

Da nun mein Bruder sein Feuerpiel und Alles, was wegen der Fahrzeuge zu besorgen war, in Ordnung gebracht, nahm er mich und die portugiesischen Kapitaine mit hinunter an den Reich oder Kleinen See. Hier setzten wir uns in ein festes und bequemes Schiff, nahmen die zwei Mörser und die Bomben mit hinein, und löseten unter Trompeten- und Paukenschall anfangs zwei Mörser, welche zwei Bomben in die See warfen, die sich ziemlich darin herum tummelten und endlich zersprangen. Zu gleicher Zeit hörte man auf der Festung zwölf Kanonenschüsse, auf welche unsere, in dem Hafen liegende Schiffe antworteten. Hierauf mußten die Grenadiere ihre Granaten an's Land werfen. Nach diesen ließ mein Bruder vier und zwanzig der schwersten Raketten steigen, welche sich bergestalt wohl hielten, daß nicht nur alle Zuschauer, sondern auch der Statthalter selbst, ihr Vergnügen daran sahen; denn die meisten schaueten oben aus den Fenstern der Burg. Da dies vorbei war, warf mein Bruder abermals zwei Bomben auf's ebene Land, welche sich wunderbarlich bewegten, und, wie man früh Morgens sah, ehe sie zerschmettert wurden, gewaltig tiefe Löcher in die Erde gewühlt hatten. Es wurde ihm auf seine zwei Mörser von den Wällen der Festung und von unseren Schiffen, von jeder Seite mit zwölf Kanonenschüssen geantwortet. Darauf warf er funfzig Wasserlegel in das Wasser, ließ auch dane-



ben funfzig der größten Schwärmer in die Luft spielen. Da die Wasserkegel versunken waren, warf er funfzig Luftkugeln von allen Seiten des Schiffes, und spielte darauf noch zwei Bomben in's Wasser, worauf ihm von der Citadelle und von unseren Schiffen jederseits mit zwölf Kanonenschüssen geantwortet wurde. So fuhr er denn fort, Raketen steigen, Granaten weifen, Schwärmer in die Luft fliegen zu lassen, Wasserkegel und Luftkugeln auszuwerfen, und von Zeit zu Zeit zwei Mörser zu lösen, da er denn die Bomben bald auf's Land, bald auf's Wasser fliegen ließ. Dies währte so lange, bis er des Dinges überdrüssig wurde, und, da er nicht viel Vorrath mehr hatte, Alles kunterbunt durch einander her gehen ließ, zuletzt aber mit vier Bomben, die er kurz nach einander spielte, der ganzen Sache ein Ende machte, worauf ihm sowohl die Festung mit vier und zwanzig als auch unsere im Hafen liegenden Schiffe mit eben so vielen Schüssen eine gute Nacht wünschten.

Als wir alle insgesamt zurück in's Tafelzimmer auf der Burg kamen, fanden wir einen schönen Kaffee, Biscuit und sodann ein Glas Canariensect. Wir wollten uns nicht dabei aufhalten, doch der Starthalter nöthigte uns über die Mafsen und sagte: „Meine Herren, Ihr habt mir diesen Abend ein Vergnügen gemacht, dergleichen ich, so lange ich auf dieser Insel wohne, nicht gehabt; auch haben sich meine

werthen Gäste und meine ganze Familie unaussprechlich darüber ergötzt. Darum erlaubet mir, meine Herren, daß ich auf diesem großen Teiche oder kleinen See, Euch sämmtlich zu belustigen, eine Fischerei anstelle, und Euch insgesamt bitte, derselben beizuwohnen, und zwar morgen gleich nach der Mittagstafel. Unterdeffen wollen wir unter freundlichen Gesprächen noch Eines in Ruhe aus dem Freudenbecher trinken, und uns sodann in's Schlafgemach begeben." Wir ließen uns alle bereben. Ich indeß bemerkte, daß mein Bruder und sein Fräulein sich an das abgelegenste Fenster begaben und daselbst die vertraulichsten Gespräche mit einander führten. Wir gingen endlich lange nach Mitternacht zur Ruhe.

Früh Morgens belamen wir unseren gewöhnlichen Gehalt an Thee, Kaffee und Chocolade, auch die gewöhnlichen Besuche, und erschienen nachher in grünen Kleidern bei der Tafel. Es ging Alles dabei ordentlich und prächtig zu, jedoch währte die Tafel diesmal nicht so lange als sonst, weil wir die Fischerei vor uns hatten. Der Statthalter war diesen Tag ungemein aufgeräumt und sagte: „Nun, meine Herren, macht mir das Vergnügen und gehet mit an die Fischerei; ich wette, daß wir noch vor Nachts für mehr als achttausend Mann der besten und größten Speisefische fangen wollen, und davon sollen die in unserem Hafen lie-

genden Soldaten ihren Antheil haben und auf unser aller Gesundheit die Fische verzehren, und wenn meine Rede nicht eintrifft, so will ich ich ihnen vier von meinen besten Ochsen dazu schlachten lassen.“

Demnach begaben wir uns hinunter an das Ufer, und setzten uns in die Lustschiffe und Rähne, wobei ich unter allen andern dies als etwas Besonderes bemerkte, daß mein Bruder mit seinem Leitsterne, nämlich des Statthalters ältestem Fräulein, in einem kleinen Lustschiffe nebst einer alten Matrone ganz allein zu sitzen kam. Die Fischerei ging unter Trompeten- und Paukenschall mit mehr als dreihundert Fischern, ohne die Handlanger zu rechnen, trefflich von Statten, so daß wir, ehe es dämmerig war, aufhören mußten, wegen der großen Menge. Es war, wie gesagt, eine erstaunliche Menge Fische; weshalb der Statthalter zuerst die besten für seine Tafel auslesen ließ, die übrigen aber noch vor Nachts in großen Fischfässern unseren Leuten an den Strand zuschickte. Wir mußten gestehen, daß dies eine Portion Fische für mehr als sechzehntausend Mann wäre; dessen ungeachtet ließ der Statthalter noch vier der fettesten Ochsen hinter den Fischwägen her treiben, und machte unseren Leuten ein Geschenk damit. Auf dem Tafelzimmet fanden wir noch einen herrlichen Kaffee, und nachdem dieser von uns mit Appetit genossen worden, nahmen wir für dies-

mal allesammt Abschied von einander und begaben uns zur Ruhe.

Am andern Morgen stand mein Bruder wider seine Gewohnheit sehr früh auf, und sagte zu mir: da es ein gar zu angenehmer Tag wäre, so wollte er sich ein wenig in dem Lustgarten mit Spazierengehen erlustigen, um der angenehmen Morgenluft zu genießen. Ich hatte nichts dawider einzuwenden; da mir aber die Sache verdächtig vorkam, so schlich ich nach Verlauf einer guten Stunde ihm nach, und fand mein Brüderchen mit seiner Schönen in einer dicht belaubten Hütte sitzen. Ich sah, daß sie einander herzten und küßten, auch sich dergestalt mit den Armen zusammen geschlossen hatten, als ob sie ewig so sitzen bleiben wollten. Daher ging ich zuerst wieder auf etliche Schritte zurück, trat dann aber zu ihnen hinein, und bot ihnen einen guten Morgen. Hierauf sagte ich: „Kinderchen, ich habe von fern gesehen, daß Ihr einen herzlichsten Morgensegen mit einander gebetet. Es ist mir lieb, daß Ihr einander lieb habt; allein führet Euch behutsam auf, und macht das Spiel nicht zu bunt, damit es die Eltern und andere Aufseher nicht gewahr werden; ich für mein Theil werde Euch nicht verrathen.“

Das Fräulein wurde so roth wie Blut, kam aber auf mich zu, und küßte mir erst die Hand, dann den Mund,

welches ich sodann gegen sie erwiderte. Mein Bruder aber sagte in deutscher Sprache zu mir: „Bruder, Ihr hättet mit größtem Recht noch eine Stunde schlafen und mich in meinem Vergnügen noch ungestört lassen können.“ — „Gebt Euch zufrieden, mein Bruder,“ gab ich ihm zur Antwort; „ich will ganz und gar nicht ein Störer Eures Vergnügens sein, sondern ich sage nur so viel: bedenkt, wo wir uns aufhalten, und gehet behutsam. Auf dem Zimmer wollen wir hierüber ein mehreres mit einander sprechen.“

Hierauf traten wir aus der Hütte heraus, nahmen das Fräulein in die Mitte, und gingen noch eine Zeitlang im Garten spazieren, bis wir bemerkten, daß im Hause Alles munter war, da denn das Fräulein, nachdem sie uns beide geküßet, zurück blieb. Wir aber begaben uns auf unsere Zimmer, und trafen daselbst schon die portugiesischen Kapitäne und zwei Kavaliere des Statthalters an, die bereits angefangen hatten, sich Jeder nach seinem Belieben mit Thee, Kaffee und Chokolade bedienen zu lassen. Wir gesellten uns zu ihnen, erzählten, wie wir wohl schon zwei Stunden lang der angenehmen Morgenluft genossen, und belustigten uns mit allerlei Gesprächen, bis die Trompeten- und Pauken uns zur Tafel rufen. Sobald nun der Page kam und uns zur Tafel bat, spazierten wir beiden Brüder, die wir unterdeß uns hatten ankleiden lassen, sofort hinunter.

Bei Tafel ging es so zu, wie gewöhnlich, nur daß die Tafel eher, als sonst gebräuchlich, aufgehoben wurde; denn der Statthalter hatte uns zur Lust ein Thiergefecht anstellen lassen, dem wir mit vielem Vergnügen zusahen.

Zuerst wurde in die errichteten Schranken ein wilder Dohse und ein Löwe gelassen, welche beide über eine Stunde lang einen heftigen Kampf mit einander hatten, der in Wahrheit des Ansehens werth war; endlich überwand der Löwe und zerriß den Dohsen. Hierauf wurde ein anderer, frischer Dohse in die Schranken gelassen, der sich sehr großmüthig und tapfer aufführte. Nachdem er zuvor hingegangen und seinen zerfleischten Mitbruder etlichemal beschnuppert hatte, trat er den Kampf mit dem Löwen an. Dieser wehrte sich zwar tapfer; allein, da ihm wegen des vorigen Kampfes die Kräfte schon ziemlich geschwunden, so sah der Stier seinen Vortheil ab, und stieß dem Löwen seine beiden Hauer mit der größten Gewalt dergestalt in den Bauch, daß ihm das Eingeweide heraus drang und auf die Erde fiel. Als der Dohse dies sah, wendete er sich um, ging auf dem ganzen Plaze herum, und brüllte schrecklich, woraus man schließen konnte, daß er nach seiner Art „Victoria“ rufte. Indes sein Hochmuth wurde bald gedemüthigt, indem drei der größten Hunde zu ihm in die Schranken gelassen wurden, die ihm dergestalt zusetzten, daß er endlich

matt ward und danieder fiel. Doch hatte er zuvor noch einen Hund getödtet und den andern tödtlich verwundet, der dritte Hund aber blieb gesund und frisch, ungeachtet er dem Dachsen heftig zugesetzt hatte.

Nach diesem wurden zwei Leoparden und vier wilde Esel in die Schranken gelassen, über deren wunderliche Sprünge man sich nicht satt lachen konnte. Sie gaben den Leoparden manche tüchtige Schläge — denn sie waren beschlagen — an die Köpfe, Brüste und Bäuche; allein sie wurden binnen einer Stunde dennoch von den Leoparden in Stücke zerrissen. Hierauf wurden vier Bären in die Schranken gelassen, welche ebenfalls wunderliche Tänze machten, und sich über eine Stunde lang tapfer wehrten; indeß es half ihre Gegenwehr nichts, sondern sie wurden von den Leoparden zerrissen, die nachher aber, weil sie von den Bären viele Bisse bekommen, ganz ohnmächtig zu Boden sanken.

Demnach wurde ein Tiger und zwei wilde Pferde, die wohl beschlagen waren, in die Schranken getrieben; doch es verlief keine Stunde, so hatte der Tiger beide Pferde zu Tode gebissen, ungeachtet sie sich heldenmüthig gewehrt, und dem Tiger unzählige Schläge mit ihren Hufeisen beigebracht, wovon derselbe eben so wie die Leoparden zu Boden sank und liegen blieb.

Sodann wurden vier und zwanzig Hunde von verschiedener Größe nebst einer gewaltigen Anzahl von Affen, Füchsen, wilden Katzen und noch anderen kleinen Thieren in die Schranken gebracht, wodurch eine solche Katzenjagd entstand, daß wir uns alle vor Lachen hätten ausschütten mögen. Endlich nahm das Spiel ein Ende, nachdem nicht mehr als drei Hunde, ein alter Affe und zwei wilde Katzen noch auf dem Platze lebendig zu sehen waren. Wir begaben uns demnach zur Tafel, schwärmten noch bis gegen Mitternacht unter Trompeten- und Paukenschall beim Canariensect, und begaben uns nachher sämmtlich zur Ruhe.

Am folgenden Tage lebten wir noch herrlich und in Freuden, aber am nächst folgenden nahmen sowohl wir Brüder als die portugiesischen Capitaine in aller Frühe von dem Statthalter und seiner Familie, so wie auch von allen noch anwesenden Gästen, Abschied und begaben uns auf den Weg nach unseren Schiffen, indem wir vorwendeten, daß wir wegen des Leichenbegängnisses noch allerlei wichtige Beforgungen hätten.

Den Entwurf zum Leichenbegängniß hatte übrigens der liebevolle Statthalter folgendermaßen gemacht: Voran die Gymnasiasten mit vorgetragenem Kreuz und Fahnen; dann die Studenten; die Geistlichkeit; ein Regiment Insulaner zu Pferde; ein Regiment Insulaner zu Fuß; Portu-



giesen und Holländer in beliebiger Anzahl; eine insulanische Grenadierkompagnie; dann der Leichenwagen, bei welchem sechs Marschälle; eine insulanische Grenadierkompagnie; Portugiesen und Holländer in beliebiger Anzahl; ein Regiment Fußvold; ein Regiment Reiter; der Statthalter der Insel in einem Trauerwagen, mit sechs Pferden bespannt; zwölf, mit vier Pferden bespannte Trauerwägen, worin insulanische Officiere und Kavaliere; ein Regiment zu Fuß; ein Regiment zu Pferde.

Mein Bruder und ich sahen wohl ein, daß dies ein sehr prächtiges Leichenbegängniß werden würde, und daß wir es uns nicht verdrießen lassen dürften, etwas daran zu wagen, zumal, da mancher General nicht so prächtig als unser Lieutenant beerdigt würde. Indesß mein Bruder und ich machten uns deshalb wenig Sorge, sondern bedachten, daß es besser sei, uns auf dieser Insel freigebig zu beweisen, als den Barbaren eine oder drei Tonnen Goldes hinzugeben, oder wohl gar in Furcht zu schweben, von ihnen rein ausgeplündert und umgebracht zu werden. Demnach beredeten wir uns, drei mit Speciesthalern und eben so viele mit Gulden angefüllte Kisten zu öffnen, um den insulanischen Officieren und Gemeinen vorerst eine kleine Erkenntlichkeit zu geben.

Wir gelangten gegen Abend unter Begleitung einer Inselburg V.

sulanischen Schwadron Dragoner auf unsern Schiffen an, und bald darauf schickte der Statthalter den Sarg, das Todtenkleid und anderen Zubehör nebst zweitausend Pechfackeln; denn er hatte sich anders bedacht, und wollte, damit es desto prächtiger ausfähe, daß die Leiche erst Abends, wenn es finster geworden, in der Stadt vor der Hauptkirche anlangen sollte. Der Sarg war von Cedernholz, mit ungemein artigen und schönen Stücken von Bildhauerarbeit von außen geziert, inwendig aber mit rothem Sammet ausgeschlagen; das Hauptkissen war himmelblau, das Todtenkleid aber von weißem Atlas, stark mit goldenen Tressen besetzt. Wir hielten die ganze Nacht hindurch Schiffsrath, und besorgten Alles, was noch in Ordnung zu bringen war.

Früh Morgens wurde die Leiche im Sarge, der zwölf vergoldete Rinken hatte, am Ufer auf einem Paradebette aufgesetzt, um den Sarg herum aber wurden sehr viele Maien in die Erde gepflanzt, auch zwölf Schiffsjungen beordert, welche die Fliegen von der Leiche hinweg wedeln mußten. Den Tag über machten wir unseren Leuten ein Wohlleben, und gaben ihnen das beste Essen und Trinken; da es aber ungefähr gegen zwei Uhr Nachmittags war, kam der Statthalter mit etlichen seiner Officiere in vielen Wagen zu uns gefahren. Da wir nun aus einer gewissen Vorahnung schon in der Frühe zwölf große Zelte aufgeschlagen,

auch genugsam Stühle und Tische hinein setzen lassen, so stiegen alle ab, und begaben sich, nachdem sie die Leiche und das Paradebette, worunter rothe Laken ausgebreitet waren, und das am Ufer stand, wohl betrachtet hatten, in die Zelte. Der gütige Statthalter, welcher die Nebligkeit selber war, sagte zu mir: „Meine Freunde, wenn Ihr mir einen einzigen Gefallen thun wölet, so setzet mir und meinem Gefolge heute nichts weiter vor, als ein gutes Glas Wein und Biscuit, denn es ist heute nicht die Zeit, daß wir schmausen. Doch, wenn Ihr erst auf meinem Schlosse völlig ausgeheilet seid, so will ich mich auf einen Tag bei Euch einladen, und da wollen wir uns dann recht lustig machen.“

Wir versprachen dem Statthalter, seiner Ordre unter den dermaligen Umständen Gehorsam zu leisten, ließen aber doch neben dem allerdelicatusen Canariensect, nicht allein Biscuit, sondern auch allerhand Confect, ingleichen wild und zahm kalt Gebratenes, die besten geräucherten und gebratenen Fische, auch allerlei eingemachte und uneingemachte Früchte im Ueberfluß bringen, woran sich unsere Gäste für diesmal so wohl ergötzen, als ob sie alle an des Statthalters Tafel gessen hätten. Im übrigen, da ein Jeder nach seinem Geschmacke von diesem oder jenem nahm, was ihm beliebte, ging Alles still zu, bis gegen Sonnenuntergang; da denn der Statthalter, indem er einen Kanonenschuß von sei-

ner Festung hörte, mich und meinen Bruder zu sich rufte, und sagte: „Kinder, ich habe die Loosung gehört; meine Leute werden abgeredeter Mäzen bald kommen, daher mache Anstalten zum Leichenbegängniß.“

In diesem Augenblick kam auch schon die Geistlichkeit mit Kreuz und Fahnen angezogen, und lagerte sich seitwärts rechter Hand. Wir schickten ihnen ein Faß Canariensect und allerlei Erfrischungen zu, mein Bruder aber gab seinem Fähndriche einen Beutel mit ganzen Pistolen \*), einen Beutel mit halben Pistolen, einen Beutel mit Speciesthalern, und etliche Beutel, mit Gulden angefüllt, zur Vertheilung unter die Geistlichen. Demnach bekamen die vornehmsten Geistlichen, je nach ihrem Range, theils drei, theils zwei, theils eine ganze Pistole; die Gymnasiasten Jeder einen Speciesthaler, die Studenten aber Jeder eine halbe Pistole.

Hierauf kam das Regiment zu Pferde, welches sich links aufstellte, und zwar ohne Musik. Diesem wurden ebenfalls etliche Fässer Wein zugeschickt, und mein Bruder ließ einem jeden Reiter einen Speciesthaler, jedem Unterofficier aber zwei Speciesthaler einhändigen. Die Oberofficiere bekamen vor der Hand nichts, des folgenden Tages dagegen der Obrist zehn ganze Pistolen, der Obristlieutenant

---

\*) Goldmünzen von dem Werthe eines Louisd'or.

acht, der Major sechs, ein jeder Wittmeister vier, ein jeder Lieutenant und Cornet aber drei Pistolen, die einem Jeden in einem Billet versiegelt zugeschickt wurden.

Bald nachher kam das Regiment zu Fuß, bei welchem die Austheilung des Geldes eben so geschah, wie bei der Reiterei. Endlich rückten zwei insulanische Grenadierkompagnien an, welche eben das Geschenk bekamen, als die Kavallerie und Infanterie.

Mein Bruder gab sich selbst die Mühe, die Leute von unseren Schiffen zu holen und in Ordnung zu bringen, da er denn hundert und zwanzig Mann von seinem, und eben so viele von meinem Schiffe brachte, und dieselben nach dem gemachten Entwurf stellte und eintheilte.

Sobald die Sonne Abschied genommen, erinnerte der gütige Statthalter, daß es nunmehr Zeit wäre, das Leichenbegängniß anzufangen. Demnach wurde nach seiner getroffenen Anordnung die Leiche zuerst auf den Leichenwagen gesetzt, neben welchem auf beiden Seiten zwölf insulanische Oberofficiere und eben so viele Unterofficiere hergingen. Sobald die Klerisei und die Miliz in Ordnung gestellt war, wurde eine auf dem Lande stehende Kanone abgeseuert, welches das verabredete Zeichen war. Gleich darauf wurden von unseren und den portugiesischen Schiffen vier und zwanzig Kanonenschüsse gethan, worauf von der Festung mit vier

und zwanzig Kanonenschüssen geantwortet wurde, zugleich gab die ganze Mannschaft, sowohl Fußvold als Reiterei, eine Generalsalve. Dann ging der Zug vorwärts. Die Klerici sang schöne Sterbelieder, während die Trompeter der Kavallerie, die Sordinen eingesteckt, und die Pauker sowohl als die Tambure ihre Trommeln gedämpft hatten. Wir kamen also ungefähr um neun Uhr Abends vor dem Stadttore an, da denn auf der Festung vier und zwanzig Kanonen gelöst, von unsern Schiffen aber mit eben so vielen Schüssen geantwortet wurde.

Als wir vor der Hauptkirche ankamen, wurden abermals vier und zwanzig Kanonen abgebrannt, und von unsern Schiffen darauf geantwortet. In der Kirche wurde über eine halbe Stunde lang ungemein schön gesungen und muscirt, sodann trat ein Probst auf, der dem Verstorbenen eine gekehrte und schöne Leichenpredigt hielt. Nach diesem war wieder Musik, und die Seelmesse ward gelesen, nachher aber eine Leichenabkündigung in lateinischer Sprache gehalten. Dann wurde nochmals Musik gemacht, und die Leiche in die Gruft gesenkt, während auf ein gegebenes Zeichen abermals vier und zwanzig Kanonenschüsse von der Citadelle, und eben so viele von unsern im Hafen liegenden Schiffen zu vernehmen waren, worauf die ganze Reiterei und das Fußvold dreimal nach einander Feuer gaben.

Endlich machten die Geistlichen den Beschluß mit ihren Todteugesängen, weshalb wir uns auf des Statthalters Bitten in dessen Behausung begaben, und unsere Mannschaft wieder zurück marschiren ließen, nachdem noch vier und zwanzig Kanonenschüsse von der Festung und eben so viele von unseren Schiffen abgeseuert, auch von der Kavallerie und Infanterie drei Salven gegeben worden.

In des Statthalters Behausung trafen wir eine wohl besetzte Tafel an, welcher wir uns, ungeachtet es schon über Mitternacht war, bedienten, jedoch nicht länger dabei sitzen blieben, als bis gegen Tages Anbruch, da denn wir beiden Brüder und die portugiesischen Kapitaine von dem Statthalter, seiner Familie und allen noch anwesenden Gästen Abschied nahmen, und uns reisefertig nach unseren Schiffen machten.

Der allzu gütige Statthalter, wollte uns durchaus nicht von sich lassen, sondern nöthigte uns beide Brüder, nur noch so lange bei ihm zu bleiben, bis wir vollkommen geheilet wären. Da wir ihm aber vorstellten, daß nicht allein einige kleine Unordnungen auf unseren Schiffen vorgingen, sondern daß wir auch wegen der gefangenen Barbaren und erbeuteten Güter eine Eintheilung machen mußten, ließ er uns endlich von sich, und uns in einer Chaise, die mit sechs Pferden bespannt war, fortbringen, wobei wir zwei

Kompagnieen Reiter und die gewöhnliche Infanteriewache, welche am Strande abzulösen pflegte, zur Begleitung hatten.

Wir gelangten also, nachdem wir alle bei dem Statthalter noch ziemlich gebechert hatten, gegen Abend auf unsern Schiffen an, und fanden Alles in gehöriger Ordnung; denn mein Lieutenant war in der That ein tüchtiger Mann.

Des andern Tages ließen wir die portugiesischen Kapitaine rufen, um mit uns auf die barbarischen Schiffe zu gehen und die Beute zu theilen. Sie kamen, und da fanden wir denn auf allen drei Schiffen zwei und eine halbe Million an geprägten goldenen, silbernen und allerlei Münzsorten; außerdem drei und einen halben Centner Goldbarren; ferner an gutem gediegenen, wie auch an anderem bereits verarbeiteten Silber acht Centner und etliche Pfund; ferner 86 Ballen Scharlach, auch sonst allerlei farbiges Tuch, und zwar von den feinsten Sorten; 102 Ballen schlechteres Tuch von allerhand Farben, 216 Ballen allerlei Sorten türkischer Zeuge, als Gold- und Silber-Mor, Damast, Atlas, Tassent, Kattun und dergleichen. Von anderen Kleinigkeiten, als mancherlei Schiffgeräthe, Kleidungsstücken, Leinwand, sowohl feinere als schlechtere, will ich keine weitläufige Anzeige thun, sondern bloß noch hinzufügen, daß wir außerdem noch erbeuteten: 96 theils metallene, theils eiserne Kanonen, 640 Centner gutes Pulver, eine große Menge



Stück- und Flintenkugeln, 500 Kisten mit allerlei Sorten Zucker, 400 Centner Kaffeebohnen, 600 Centner Thee Bu und andere Arten von Thee. An Victualien, als nämlich an Zwieback, Brot, geräuchertem und eingesalzenem Fleische, geräucherten und eingesalzenen Fischen, Reis, allerlei anderem Getraide, Butter, Käse, und dergleichen fanden wir eine solche Menge, dergleichen wir uns auf diesen Räuberschiffen nimmermehr vermuthet hätten. Ferner gerieth uns eine bedeutende Anzahl Weinfässer, die mit den besten, mittelmäßigen, auch schlechteren Sorten von Weinen angefüllt waren, weiter, eine erstaunliche Menge vollgefüllter Branntwein fässer in die Hände, weil die Barbaren den Branntwein unmenschlich stark trinken. Endlich trafen wir noch 316 Stück gute brauchbare Büchsen und Flinten, 600 Paar Pistolen, und noch eine größere Anzahl neuer und noch ungebrauchter Säbel.

Ich will — fuhr der Kapitain Horn in seiner Erzählung fort — Ihnen mit Aufzählung aller geringfügigen Sachen nicht lästig fallen, sondern nur noch so viel sagen, daß wir Alles, was etwa noch Geldes werth war, in zwei gleiche Haufen theilten, und mit den Portugiesen darum loofeten.

An Gefangenen hatten wir 486 Mann, und diese gestanden, daß sie, ohne die Verwundeten, eine große Anzahl

ihrer Kameraden eingebüßt hätten, die nicht sowohl auf ihren Schiffen als vielmehr von den Sturmleitern oder Stegen herunter geschossen, auch auf unseren Schiffen getödtet worden.

Außerdem fanden wir auf allen drei feindlichen Schiffen sieben und dreißig gefangene Christensclaven, und zwar darunter vier von weiblichem Geschlecht. Die meisten der männlichen Christensclaven waren an die Ruderbänke geschlossen, die übrigen aber mußten unten im Schiffe die beschwerlichste Arbeit verrichten. Dagegen wußten die vier Frauenzimmer — es war eine christliche Schiffkapitainsfrau mit ihrer sechzehnjährigen Tochter und zweien Mägden — eben nicht sonderlich sich über die Barbaren und deren Auf- führung zu beschweren. Sie hatten ihnen nämlich, wof- man sie nach Gibraltar liefern würde, 40,000 Thaler für ihre Freiheit zu zahlen versprochen, wogegen die Barbaren ihnen die Loslassung verheißen hatten; allein das Gefecht mit uns hatte die Sache anders gewendet. Uebrigens war die eben erwähnte Dame die Frau eines englischen Schiffskapitains, der von den Barbaren in einem Seegefechte erschossen worden, worauf ihr alles Geld und Gut abgenom- men, sie selber aber nebst ihrem Sohne, ihrer Tochter und ihren Aufwärterinnen in die Sklaverei der Räuber gera- then sei.

Ich nahm die Dame auf die Seite, redete heimlich mit ihr, und eröffnete derselben aufrichtig, daß wir nicht, wie sie vielleicht glaubte, nach Ostindien, sondern nach einer gesegneten Insel zu segelten, wo sie viele von ihren Landsleuten antreffen würde, und sowohl sich, dafern es ihr beliebig, als auch ihre Töchter und Mägde standesmäßig verheirathen könnte. Im übrigen brauchten sie weder Geld, noch Gut, noch Kleider, weil sie auf erwähnter Insel Alles im größten Ueberfluß antreffen würden. Die Dame nahm diesen Vorschlag mit Vergnügen an, und bat mich inständig, wenn es zur Theilung käme, sie mit den Ihrigen doch ja nicht unter die Portugiesen gerathen zu lassen, sondern mit uns zu führen, weil sie uns für redliche Leute ansähe, denen sie gern bis an das Ende der Welt folgen wollte; sollten wir aber so glücklich sein, sie nach Ostindien, oder nach Gibraltar, oder gar nach England zu bringen, so wollte sie herzlich gern für sich und die drei Ihrigen zu Erlangung ihrer völligen Freiheit 40,000 Thaler an uns zahlen. Ich erwiederte bloß, sie sollten sich nur um kein Geld kümmern, sondern, wenn es ihnen auf der Insel, wo wir hinsegelten, nicht zu bleiben gefiele, so könnten sie wohl bald wieder zurück nach England gebracht werden, indem wir uns für diesmal nicht lange auf besagter Insel aufhalten würden.

Hiermit waren sie zufrieden, wir aber gingen mit den

Portugiesen zu theilen an; und ließen dann zum Geschenk für den Statthalter folgende Stücke an's Land und zum Theil unter die Zelte bringen: Zwei der schönsten eisernen und zwei der schönsten metallenen Kanonen; hundert Centner Pulver; eine große Menge Kanonen- und Flintenkugeln; hundert Stück Büchsen und Flinten; zweihundert Paar Pistolen; zweihundert Stück türkische Säbel; zwanzig Ballen Scharlach und andere der feinsten und kostbarsten Tücher; zwanzig Ballen etwas geringere Tücher von verschiedenen Farben; zwanzig Ballen von allerlei Sorten türkischer Zeuge, als: Gold- und Silber-Mor, Atlas, Damast, Taffent, Rattun und dergleichen; hundert Kisten Zucker von allerlei Sorten; hundert Centner Kaffeebohnen; hundert Centner Thee von allerlei Sorten; zwölf Fässer Canariensect, und eben so viele Fässer, die mit anderen guten Weinen angefüllt waren; vier und zwanzig Fässer Brantwein. Dies waren die Hauptstücke, welche wir dem Statthalter und seiner Familie zu verehren beschlossen hatten. Dazu kamen noch sechs der schönsten türkischen Pferde und funfzig Türkenclaven.

Wir hielten dafür, daß dies ein ziemlich ansehnliches Geschenk und Zeichen unserer Dankbarkeit für die uns erwiesene Ehre und gute Bewirthung sein möchte. Von unserem erbeuteten Gelde, Gold und Silber aber viel Prahlens

zu machen, hielten wir nicht für rathsam, sondern theilten dies unter einander in der Stille.

Bis an den Abend des dritten Tages wurde also mit der Theilung und Loosung über die Güter zugebracht, und Jedes an seinen gehörigen Ort in die Schiffe geschafft. Nachdem wir nun um die zwei gesunden Schiffe auch geloset, wovon das eine von den Portugiesen, das andere aber von meinem und meines Bruders Volke besetzt wurde, ließen wir das beschädigte Schiff dem Statthalter zum Geschenke da liegen, denn es war uns doch eben nichts nütze, er aber konnte es sich mit leichten Kosten ausbessern lassen.

Mein Bruder und ich bekamen zweihundert und achtzehn gefangene Barbaren auf unsere Schiffe; allein wir waren nicht gesonnen, diese Unmenschen zu behalten, sondern wollten sie nicht weiter als bis auf's Kap mit uns führen, und sie nachher an den ersten besten verkaufen. Den bisher gefangenen Christensclaven wurde sowohl von uns als den Portugiesen ihre völlige Freiheit angekündigt. Daher meldeten sich zuerst die vier Frauenzimmer bei uns, nachher noch ein feiner Mensch, der unter den Dänen als Schiffslieutenant gebient hatte. Mein Bruder fragte mich um Rath, ob ich es für genehm hielte, diesen Menschen, welcher von gutem Ansehen war und sehr wohl redete, an die Stelle seines erschossenen Schiffslieutenants zu setzen. Da ich nun

nichts dagegen einzuwenden hatte, trug er dem Dänen, der aber ein geborener Sachse war, die Lieutenantstelle an, welcher dieselbe mit dem größten Vergnügen annahm, und sich sogleich in Eid und Pflicht nehmen ließ. Als auch dies geschehen war, wurde die den Barbaren abgenommene Beute unter unser Volk getheilt, und zwar so, daß ein Jeder Wohl damit zufrieden war.

Am folgenden Tage wurde Anstalt gemacht, den Statthalter und dessen Familie nebst seinem Gefolge am Strande unter unserem größten Gezelte zu bewirthen, auch zu diesem Behuf eine große Küche von Brettern, deren wir schon eine große Menge zu Ausbesserung unserer Schiffe liegen hatten, in größter Geschwindigkeit aufgeschlagen.

Demnach mußte mein Lieutenant nach der Citadelle zu reiten, und den Statthalter nebst seiner ganzen Familie zu uns zu Gäste laden, zugleich aber vernehmen, welchen Tag er uns die Ehre seines Zuspruchs gönnen wollte, damit wir uns einigermaßen darnach richten könnten.

Als der Lieutenant zurück kam, brachte er zur Antwort, daß der Statthalter nebst den Seinigen gleich übermorgen uns einen freundlichen Besuch abstatten wollte. Daher riefen wir von unsern und den portugiesischen Schiffen Alle, die sich auf's Schächten, Braten, Kochen, Backen, Zurichtung des Confects und dergleichen verstanden, zusammen,

brachten auch wild und zahm Fleisch, wie nicht weniger die delicatessten Sorten von Fischen, sowohl aus der See als aus den auf der Insel befindlichen Teichen und Bächen in großer Menge herbei, indem der Statthalter meinen Leuten die Erlaubniß geben lassen, auf der ganzen Insel herum sich so viel Wild zu schießen und so viel Fische zu fangen, als sie nur immer verzehren könnten, indem an beiden genugsammer Ueberfluß vorhanden.

Am bestimmten Tage hielt der Statthalter sein Wort, und kam mit seiner Gemahlin, Töchtern und Söhnen in leichten offenen Wagen, hinter denen noch sechs verschlossene Wagen mit Damen folgten; die Officiere und Kavaliere aber kamen zu Pferde. Dies geschah ungefähr um elf Uhr.

Ich hatte unter sechs Zelten, deren Wände in die Höhe gezogen waren, große Tafeln aufrichten lassen, an deren jeder bis dreißig Personen sitzen konnten; indeß es wurden kaum vier Tafeln völlig besetzt.

Sobald wir den Statthalter nebst seinem Gefolge ankommen sahen, wurden auf unseren Schiffen zuerst funfzig Kanonenschüsse abgefeuert, unsere und die portugiesische Mannschaft aber, die am Ufer aufgestellt war, gab aus dem Handgewehr eine tüchtige Salve. Da der Statthalter nebst den Seinigen ausgestiegen, wurden zum andern Male funfzig Kanonenschüsse abgefeuert, auch die zweite Salve aus Mus-

leten gegeben, und als wir uns nach vielen gewechselten Komplimenten zu Tische setzten, ward die dritte Salve aus Kanonen und Handgewehr gegeben, worauf denn jedesmal von der Festung geantwortet wurde.

Wir bewirtheten unsere Gäste in der That recht kostbar, denn die Abwechslung der Speisen war ganz unvergleichlich, so daß sowohl der Statthalter als seine Gemahlin sich höchlich darüber verwunderten, und zu vernehmen gaben, wie sie niemals geglaubt, daß Seeleute Alles so regelmäßig und niedlich einrichten könnten. Wir entschuldigten uns mit dem Unvermögen, so hohe Personen, zumal im freien Felde, nicht nach gutem Willen und Vermögen bewirthen zu können, und baten, diesmal den guten Willen für die That anzunehmen. Unterdeß ging der Gesundheits- und Freudenpokal lustig herum, wobei die Kanonen tapfer gesetzt wurden, und die Pauken und Trompeten ließen sich wacker hören. Der Statthalter, seine Gemahlin und deren Kinder bezeigten sich ungemein vergnügt, und versicherten hoch und theuer, daß sie seit vielen Jahren her keine Mahlzeit mit größerem Vergnügen eingenommen hätten.

Wir saßen bis vier oder fünf Uhr bei Tafel, da denn der Statthalter sich ausbat, daß wir ihm, weil er des Sitzens überdrüssig, erlauben möchten, unsere Schiffe zu besichtigen. Demnach führten wir die ganze Suite hinunter in



die Schiffe, wobei wir dem Statthalter den Antrag machten, ob ihm mit dem barbarischen beschädigten Schiffe gedient sei? wir bemerkten zugleich: es sei ein sehr schönes und starkes Schiff, und bedürfe blos einiger Ausbesserung, wozu wir uns indeß die nöthige Zeit nicht nehmen wollten. Der Statthalter besichtigte selbst das beschädigte Schiff, und sagte dann: „Mein Bruder, das ist noch ein vortrefflich schönes und starkes Schiff. Wolltet Ihr mir dasselbe hier lassen, so thut Ihr mir damit einen Gefallen, denn es ist noch lange nicht tödtlich verwundet. Aber umsonst verlange ich es nicht, sondern will mich um den Preis schon mit Euch vergleichen, und sogleich Anstalten machen lassen, dasselbe auszubessern; denn ich hoffe es noch gut zu benutzen.“ Wir erwiderten: Seine Excellenz möge nur gleich Dero You en Befehl geben, das Schiff auszubessern, im übrigen wollten wir schon darüber mit einander eins werden.

Ungefähr drei Stunden hatten wir alle mit Besichtigung der Schiffe zugebracht, da denn nicht allein der Statthalter, sondern auch alle insulanische Officiere unsere gute Ordnung, die starke Besatzung, nebst der Artillerie und dem Vorrath an Handgewehren höchlich bewunderten, indem sie, wie sie sagten, nimmermehr gemeint hatten, daß die Schiffe solche erstaunliche Lasten von Kisten, Kästen und Waarenballen tragen könnten. Auch sagte der Statthalter noch:

„Meine Freunde, ich sehe, daß Ihr reiche Leute seid, und es besser habt als ich; der Himmel behüte Euch nur vor Sturm und Unglück, damit Ihr den Hafen Eures Vergnügens glücklich erreicht.“

Es mochte ungefähr Abends um sieben Uhr sein, als wir wieder aus den Schiffen herauf stiegen, bei welcher Gelegenheit die Kanonen auf unseren Schiffen tapfer donnerten, und zugleich sich das kleine Gewehr nebst Feldmusik vernahmen ließ. Sobald wir an's Land gestiegen waren, übergab ich dem Statthalter die vier Kanonen und die fünfzig barbarischen Sklaven, die für ihn zum Geschenk bestimmt waren. Er stuzte, besichtigte zuerst die Kanonen, dann die Barbaren, und sagte: „Meine Freunde, ich verlange kein Geschenk von Euch; die Kanonen indeß will ich für einen billigen Preis behalten, indem ich noch einige brauche. Was die Sklaven betrifft, so nehme ich dieselben, wofern Ihr sie nicht etwa selber braucht, gern an, doch nicht anders als für baares Geld, und zahle Euch durch die Bank Mann für Mann für Jeden zwanzig Thaler. Könnet Ihr noch mehrere missen, so will ich Euch dieselben ebenfalls abhandeln, und mit barem Gelde bezahlen; denn ich kann nicht leugnen, daß ich mit barbarischen Sklaven handle, und dieselben nach den westindischen Inseln hin verkaufe.“ Wir beredeten uns demnach mit den portugiesischen Kapitänen, welche

sich eben so geneigt finden ließen, auch ihre Sklaven dem Statthalter Mann für Mann zu zwanzig Speciesthalern zu überlassen, weil sie ebenfalls Bedenken trugen, diese Unmenschen mit sich zu führen. Hierauf wurde der Handel sogleich geschlossen, und alle barbarische Sklaven wurden sogleich herbei gebracht. Der Statthalter nahm sie in Augenschein, und ließ sie unter einer starken Bedeckung auf die Festung führen, uns allen aber gab er die Versicherung, daß er uns das Geld für die Sklaven gleich am andern Tage wollte auszahlen lassen. Dies Alles war aber noch nicht genug, sondern, weil es noch schönes und helles Wetter war, führten wir den Statthalter unter die Zelte, worin die ihm bestimmten Waaren standen, die wir ihm zum Geschenk zugebacht. Ich hatte abermal's die Ehre, im Namen unser aller ihm dieselben zu übergeben, und ihn zu bitten, daß er dieses geringe Geschenk zur Erkenntlichkeit für die uns erzeigte Ehre, Liebe und Gefälligkeit für sich und seine hohe Familie geneigt auf- und annehmen möchte.

Der Statthalter schien ganz erstaunt zu sein über die Menge der schönen Sachen; besonders aber waren die Frauenzimmer ganz außer sich, als sie die kostbaren Tücher, goldene und silberne, auch andere Sorten türkischer und europäischer, sowohl sammeter, seidener, baumwollener, wollener und leinener Zeuge vor Augen bekamen. Daher sagte ich

nochmals zu dem Statthalter: „Ew. Excellenz werden die Gnade haben und geruhen, diese Kleinigkeiten zum Präsent von uns anzunehmen.“ -- „Ei, meine Freunde,“ versetzte der Statthalter hierauf, „Ihr müßt mich unsehlbar für einen Mann ansehen, dessen beste Tugend der Geiz und Wucher sei. Aber nein, nicht also! Dies wäre ein Geschenk für einen König oder andern großen Fürsten. Darum will ich Euch nur so viel sagen, daß mir Vieles von Euren schönen Waaren und anderen Sachen anstehet; darf ich also bitten, so erlaubt mir das Auslesen unter alle dem, was mir gefällig ist, damit ich die Sachen morgen auf Wagen kann abholen lassen. Sobald wir des Preises wegen fertig geworden, soll auch die baare Bezahlung sogleich da liegen.“

Ich erwiderte: „Ew. Excellenz erlauben mir zu sagen, daß wir alle keine Kaufleute sind, die etwas zu verhandeln hätten, sondern es ist dies alles als ein kleines Präsent für genossene Ehre, Liebe und Güte zu betrachten. Sollten wir aber so unglücklich sein, von Ihnen und Dero hohen Familie darin verschmäht zu werden, so haben wir vier Kapitaine uns einmüthig verschworen, alle diese Sachen in die See werfen zu lassen, weil wir außer diesem dennoch genugsam Borrath behalten.“ Als der Statthalter unseren Ernst sah, sagte er: „Gebt Euch zufrieden, meine Freunde, und ärgert Euch nicht. Ich will morgen früh alles abholen lassen, aber

unter keiner andern Bedingung, als daß Ihr mir mit Hand und Mund versprechet, nur wenigstens noch vier Monate bei mir auf meinem Schlosse zu bleiben, da ich Euch denn nach meinem besten Vermögen will warten und pflegen lassen. Auch Eure Leute sollen keine Noth leiden, denn meine Wälder stehen ihnen offen, da können sie so viel Wildpret schießen, als sie verzehren können. Ich glaube nicht, daß sie das Wildpret vertilgen werden, weil dessen eine große Menge vorhanden ist. Eben so stehen ihnen alle Teiche, Flüsse und Bäche offen, worin sie fischen können, und ich glaube nicht, daß sie die Fische auf dieser Insel vertilgen werden, zumal da im Hafen und in den Seen alles von Fischen wimmelt. Daneben können sie sich eine Lust machen, und am Ufer und an den Sandbänken Schildkröten fangen, aus deren Eiern und deren Fleische ich mir eine besondere Delicasse mache, so wie auch aus den See Krebsen und Seeälbern, die hier um diese Insel in erstaunlicher Größe und Menge anzutreffen sind. Ueberdies soll Euren Leuten alle drei Tage eine hinlängliche Menge von Rind-, Schaaf- und Schweinevieh zugetrieben werden, welches sie selbst schlachten mögen; ferner an Brot, Butter, Käse, Salz, Gewürz und dergleichen sollen sie auch keinen Mangel leiden, auch Wein, Brantwein und Taback wird sich für sie vorrätzig finden."

Dem Statthalter gab ich, nachdem ich mich mit den

anderen Kapitänen besprochen, zur Antwort: Seine Excellenz möchten nur erst Befehl geben, die verschiedenen Sachen von hier ab, und auf Dero Citabelle bringen zu lassen, da wir denn morgen oder übermorgen fernere Abrede unter einander nehmen wollten. Mittlerweile gab ich das Zeichen, daß die vier auf dem Plage stehenden Kanonen des Statthalters abgeseuert werden, und die Trompeter und Pauker uns zur Tafel rufen sollten. Von unseren Schiffen wurden demnach funfzig Kanonen gelöst, worauf die von der Citabelle antworteten.

Als der Statthalter die Tafelgezette erblickte und sah, daß alles schon zum Speisen fertig war, sagte er: „Meine Freunde, Eure Höflichkeit erstreckt sich gar zu weit. Es beginnt dunkel zu werden, daher will ich mich mit den Meinigen nach Hause verfügen, in Erwartung der Ehre, Euch morgen um Mittagszeit bei mir zu sehen.“ Auf unablässiges Bitten indeß ließ er sich dennoch aufhalten, und setzte sich so wie die andern zur Tafel, bei welcher wir abermals sehr locker lebten, und unseren goldenen und silbernen Pokalen und Bechern wenig Ruhe ließen, indem wir bemerkten, daß der Statthalter nichts lieber trank als Carnarienssect, dessen wir ihm und den Seinigen genugsam vorsehen konnten, da wir so viele Fässer von den Barbaren erbeutet hatten. Alle seine Officiere und Kavaliers führten auch dabei

nicht schlecht, sondern bezeugten sich als rechte Helden im Trinken.

Wie nun unter beständigem Donnern der Kanonen und Musketen, und unter fortwährender Feldmusik endlich die dunkle Nacht herein brach, so hatte mein Bruder schon Anstalten gemacht, daß an der Rhebe und auf dem schönen grünen Plage mehr als viertausend Pechfackeln und Schiffslaternen angezündet wurden, die eine sehr stattliche Illumination hervorbrachten. Der Statthalter und alle Anwesenden bezeugten ihr Vergnügen darüber, und bald darauf kam mein Bruder selbst, und bat unsere sämtlichen Gäste, mit ihm an den Strand zu spazieren, um auf der See ein kleines Feuerwerk abbrennen zu sehen. Demnach, da wir ohnehin schon völlig abgesset, folgte ihm der Statthalter und wir andern alle bis auf den letzten Mann.

Mein Bruder, der Lieutenant und mehrere von unseren Leuten, die sehr gute Feuerwerker waren, hatten sich wirklich Tag und Nacht viel Mühe gegeben, um in der Geschwindigkeit ein sehenswerthes Feuerwerk zu Stande zu bringen. Also wurden zuerst von den Schiffen fünfzig Kanonen geladet, und sechs Bomben aus den Feuermörsern weit in die See hinaus gespielt. Sodann ließ mein Bruder sechs kleine Bote in die See laufen, auf deren jedem des Statthalters und seiner Gemahlin, Töchter und Söhne Namen, den An-

fangsbuchstaben nach, wechseltweise in rothem und blauem Feuer über einem Feuerrade brannten, welches beständig herumlief. Datri bemerkte ich die Schalkhaftigkeit meines Bruders, indem er seiner Geliebten Namen in grünem Feuer brennen ließ, auch das Feuerrad zu unterst mit grünem Feuer vorstellte, welches immer einen Schwärmer nach dem andern von sich warf. Es war dies in Wahrheit ein Kunststück zu nennen, besonders wegen des grünen Feuers, welches den Statthalter und alle dergleichen ergöhte, daß sie bekannnten, Zeit Lebens dergleichen nicht gesehen zu haben. Während nun diese brennenden Namen, sehr lustig anzusehen, in der See durch einander her liefen, ließ mein Bruder ein größeres Boot in die See gehen, worauf unter einer großen Krone, die in goldgelbem Feuer brannte, die Buchstaben VIVANT im leibfarbenen Feuer sich zeigten; unten im Boote aber brannte ein sehr großes Feuerrad im grünen. Dabei wurden mehr als dreihundert Raketen gen Himmel gespielt, ohne die vielen Schwärmer, die aus den Händen geworfen wurden, und daneben abwechselnd hundert Kanonen auf den Schiffen gelöset: auch gab das Fußvolk zu dreien Malen eine Salve, worauf die von der Citadelle antworteten, wir aber konnten wegen der Feldmusik das Schießen nur in etwas hören. Dieser Lust folgte eine andere, indem mein Bruder verschiedene Arten von Feuerwerkerns-



possen — wovon ich für meine Person eben kein großer Liebhaber bin — noch in die See spielen ließ, als feuer-speiende Drachen, allerlei Fische, Feuereschlangen, Wasserkugel, Luftkugel und dergleichen, welches alles von den Zuschauern außerordentlich bewundert wurde, ungeachtet ich mir für meine Person, wie schon gesagt, wenig daraus machte.

Das Feuerwerk währte bis gegen zwei oder drei Uhr Morgens. Am Schluß wurden abermals fünfzig Kanonen von unseren Schiffen gelöst, sechs Bomben in die See gespielt, und von der Infanterie dreimal Feuer gegeben, womit denn die Komödie ein Ende hatte. Wir begaben uns nun zurück unter die Zelte, wo denn bestellter Maßen glühender Wein, Schokolade, Kaffee und Thee im größten Ueberflusse anzutreffen war, so daß sich jeder nur an die Tafel begeben und fordern durfte, was nach seinem Appetite war. Nächstdem waren auch Tafeln anzutreffen, worauf kalter Wein, allerlei kaltes Gebratenes, Zwieback, Confect, Obst und dergleichen stand, welches alles sich unsere lieben Gäste wohl zu Nutze machten.

Als die Sonne aufging, bei welcher Gelegenheit wir von jedem Schiffe drei Kanonen lösen ließen, während die Feldmusik sich weidlich hören ließ, trat der Statthalter auf, und sagte mit lauter Stimme: „Alle meine Lieben! ich bin ein Mann von vier und sechzig Jahren, und habe, wo nicht

die ganze doch beinahe die halbe Welt durchreiset, auch hat es mir in den europäischen Reichen und Ländern besonders in Deutschland, über die Massen wohl gefallen, und ich kann nicht leugnen, daß ich daselbst für weniges Geld viel Vergnügen gefunden. Allein, wenn ich sagen sollte, daß ich Zeit meines Lebens einen vergnügteren Tag und eine vergnügtere Nacht gehabt, als die ich nunmehr seit vier und zwanzig Stunden zurück gelegt habe, so müßte ich es lügen, und ich merke an Euch allen, daß Ihr vergnügt seid, besonders da uns die Herren Deutschen und Portugiesen fast fürstlich bewirthen und mit einem so kostbaren Feuerwerk besetzt haben. Ich für meine Person will für jetzt mehr als großen Dank sagen, und in Erwartung, daß sie längstens morgen Nachmittags in meinem Hause erscheinen werden, mich gegen ihre Höflichkeit aufs Möglichste erkenntlich bezeigen."

Da der Statthalter ferner noch hinzu fügte, daß er Müdigkeit halber nicht länger bei uns bleiben könnte, nahmen wir unter vielem Herzen und Küßen den liebelichsten Abschied von einander. Unsere Gäste setzten sich auf ihre Wagen und Pferde, und reiseten, nachdem eine Salve aus funfzig Kanonen von unseren Schiffen gegeben worden, nach der Citabelle zu. Ungeachtet nun der Statthalter seine gewöhnliche Begleitung bei sich hatte, so thaten wir und die

Portugiesen ihm dennoch die Ehre an, und ließen ihn durch zweihundert Grenadiere bis vor sein Schloß geleiten; da wir denn bald nachher fünfzig Kanonen von der Citadelle lösen hörten, worauf wir Antwort gaben. Unsere Grenadiere aber kamen erst nach zwei Stunden zurück, indem sie der Statthalter mit Wein, Branntwein und Zwieback begesert lassen, daß viele unter ihnen taumelten.

Wir alle suchten auf einige Stunden die Ruhe, und hatten unseren Leuten Befehl hinterlassen, daß, wenn des Statthalters Wagen kämen, sie ihnen alle ihm zugehörten Sachen sollten auspacken helfen, und nachdem wir ungefähr vier Stunden geschlafen hatten, fanden wir, daß schon ziemliche Lasten auf die Citadelle gebracht worden waren.

Des folgenden Morgens machten wir noch einige Anstalten auf unseren Schiffen, wobei die Portugiesen zu vernehmen gaben, daß sie nicht gesonnen seien, sich länger auf dieser Insel aufzuhalten, ungeachtet es ihnen bei dem wackeren Statthalter sehr wohl gefiele; sondern sie sahen sich genöthigt zu eilen, weil ihr Vortheil und Nutzen davon abhinge, und ohnehin ihre Schiffe fast schon ganz wieder ausgebeffert wären. Demnach wollten sie in Gottes Namen bei dem ersten günstigen Winde absegeln und uns Gott befehlen, da sie uns aus zweierlei Ursachen nicht zumuthen könnten, weiter mit ihnen in Gesellschaft zu fahren, indem näm-

lich unsere Schiffe noch nicht ganz ausgebessert seien und wir ohnehin noch eine viel gefährlichere und weitere Fahrt vor uns hätten als sie. Dagegen erboten sie sich auf eine recht liebevolle Art, die gefangen gewesenen Christensclaven, welche mit ihnen nach Europa zu segeln-Lust hätten, nicht allein frank und frei bis nach Portugal mitzunehmen, sondern auch unterwegs sie mit der besten Schiffskost zu speisen; ferner versprachen sie einem jeden Christen, der mit ihnen nach Europa reisen wollte, hundert Ducaten und ein gutes Stück Tuch nebst anderem Zubehör zur Kleidung zu geben, — und zwar nicht etwa in der Absicht, daß sie ihnen dienstbar sein oder die Schiffarbeit sellten verrichten helfen.

Mein Bruder und ich lobten der Portugiesen Großmuth, und versprachen, unseren gefangenen Christen doppelt so viel zum Geschenk auf die Reise mitzugeben. Demnach ließen wir die in Freiheit gesetzten Christen alle vor uns kommen, deren zusammen vier Frauenzimmer und sechs und dreißig Mannspersonen waren. Ich kündigte ihnen den edelmüthigen Entschluß der Portugiesen, und mein und meines Bruders Erbieten an, worüber sie sich alle ungemein erfreut bezeigten. Hierauf trat eine Dame zu mir, und sagte in Gegenwart aller: „Mein Herr, ich habe von Dero Leuten vernommen, daß Sie nach dem Vorgebirge der

guten Hoffnung zu segeln. Ich bitte daher gehorsamst, mich arme betrübtete Wittve wenigstens bis dahin mitzunehmen, weil ich hoffe, daß ich daselbst englische oder doch wenigstens holländische Schiffe antreffen werde, deren mich eines aus Mitleid vielleicht auf eine in den ostindischen Gewässern gelegene Insel mitnehmen möchte, denn ich kann nicht läugnen, daß ich wenig an Mitteln habe. Gleichwohl danke ich dem Himmel, daß er so gnädig gewesen, mir zu vergönnen, daß ich mitten im Treffen mit den Barbaren unsere Pässe, Wechselbriefe, Obligationen und dergleichen listiger Weise retten können. Sonst habe ich von allem unsern Gelde, Gut und Kleidern nichts behalten, als einige Juwelen, Ringe und Goldstücke, die inegesammt keine fünf oder sechstausend Thaler werth sind; komme ich indefi glücklich auf die Insel, woselbst mein seliger Mann eine bedeutende Forderung hat, so wird mir und den Meinigen schon geholfen sein. Ich will dann den übrigen Rest meines Lebens auf dieser Insel beschließen, und mich, so lange meine Augen offen stehen, niemals wieder auf die See wagen, sondern viel lieber mein in England zurückgelassenes Vermögen im Stiche lassen, wenn meine Verwandten so unbarmherzig sein sollten, mir dasselbe nicht mit guter Gelegenheit nachzuschicken.“

„Madame,“ gab ich zur Antwort, „ich hoffe Sie mit

den Ihrigen, so Gott will, glücklich auf das Kap zu bringen, da Sie denn Ihre Maßregeln weiter nach Belieben nehmen können. Sie haben sich bei mir mit einer frank und freien Fahrt zu getrösten, nur bitte ich, mit der Schiffskost und Bequemlichkeit, so gut ich dieselbe nur immer besorgen kann, gütigst vorlieb zu nehmen. Auch soll Ihnen das kleine Geschenk an Gelde und Geräthe angebeihen, welches sowohl die Herren Portugiesen als wir den in Freiheit gesetzten Christen noch vor unserer Abfahrt auszuführen versprochen haben. Mittlerweile ist Ihnen erlaubt, sich von den besten Tüchern, Zeugen, auch Leinwand und anderen Sachen, so viel Sie bedürfen, nach eigenem Belieben zur Kleidung auszuwählen und zu behalten."

Die Dame winkte den Ihrigen, welche neben sie hinstraten, und uns ihre Dankbarkeit mit den höflichsten Complimenten und Thränen in den Augen abstatteten. Ihr Sohn war ein wohlgewachsener artiger Mensch von etwa ein und zwanzig Jahren, der etwas in Sprachen und Wissenschaften, besonders in der Mathesis gethan hatte; daher ließ ich mich nicht lange bitten, ihn mitzunehmen.

Hierauf stellten sich die übrigen freigelassenen Christensclaven zusammen; die meisten unter ihnen sehnten sich nach Europa. Wir befragten in der Kürze einen jeden, was er für ein Landsmann sei, desgleichen, was er für eine Hand-

tierung gelernt, und was sonst sein Stand und Wesen sei. Da fand sich denn, daß sich ein Gürtlermeister, ein Buchdruckergefelle, ein Pulvermüller, ein Salpetersieder und ein Büchsenmacher unter ihnen befanden, die von selbst austraten und uns inständig baten, sie auf der Fahrt nach Ostindien mitzunehmen, und wenigstens auf's Kap zu bringen, weil sie noch keine Lust hätten, sobald nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, sondern sich noch etwas versuchen wollten.

Mir kam dies recht gelegen. Daher sagte ich ihnen, daß sie ihr Reisegeräthe in Ordnung bringen und sich fertig halten sollten, nächsten Tages mit uns abzufegeln; unterdeß möchten sie sich von dem Mittelstuche, Leder, Leinwand und alle dem, was zur Ausstaffirung ihrer Kleider vonnöthen, nach Belieben und nach Nothdurft auslesen, das versprochene Geld und Geschenk aber sollten sie vor unserer Abreise ebenfalls richtig ausgezahlt bekommen.

Wer war erfreuter, als diese europäischen Mannspersonen! Jedoch das Vergnügen der Frauenzimmer war noch weit größer, welche uns sehr dringend ersuchten, je eher je lieber Sorge zu tragen, daß wir zu Schiffe gingen.

Wir sprachen allen, die mit uns fahren wollten, freundlich und tröstlich zu, ließen sie auch mit den besten Speisen und mit Wein täglich bewirthen; demnach be-

hielten die Portugiesen nur noch sieben und zwanzig gefangen gewesene Christensclaven, welche sie auf ihr edliches Wort bis in den ersten portugiesischen Hafen zu schaffen hoch und theuer versicherten.

Am folgenden Morgen machten wir die Reise nach der Citabelle zum Statthalter, und nahmen meinen Lieutenant, wie auch meines Bruders Fähndrich mit uns, weil diese beiden edlichen Officiere bis dahin noch das wenigste von unsern gehabtten Lustbarkeiten genossen hatten. Das Kommando über unsere beiden Schiffe überließen wir unterbefehl meines Bruders neu angenommenem Lieutenant und meinem Fähndrich. Da sie beide, wie wir wußten, uns sehr getreue Unterofficiere und Leute unter sich hatten, so reiseten wir ohne besondere Sorge mit Vergnügen von dannen, bestellten aber, daß sie uns sowohl bei Tage als bei Nacht wenigstens alle vier Stunden von allem, was sowohl auf den Schiffen als auch sonst etwa vorgehe, den genauesten Bericht durch einen Unterofficier und zwei Mann abstaten lassen sollten.

Wir langten noch zwei Stunden vor Tageszeit bei dem Statthalter an. Mit ihm und seiner Familie begannen wir sogleich ein freundliches Gespräch, in welchem der Statthalter uns an unser gestriges Versprechen wegen eines noch längeren Aufenthaltes auf der Insel erinnerte. Allein die portugiesischen Kapitaine lehnten dies höflichst ab, und



brachten allerlei triftige Ursachen vor, weshalb sie sich für diesmal nicht länger aufhalten könnten, indem ihr größter Schimpf und Schaden darauf beruhte, wenn sie über die Gebühr außen blieben und nicht nach ihrem Lande trachteten. Also ließ sich der Statthalter endlich bewegen, und erlaubte ihnen, mit nächstem günstigem Winde abzufegeln. „Mit Euch aber, meine Freunde,“ sagte er zu mir und meinem Bruder, „darf es so eilig nicht zugehen; denn altem Anscheine nach braucht Ihr noch einige Wochen Zeit, Eure noch sehr beschädigten Schiffe auszubessern, wosern Ihr anders keine gefährliche Fahrt haben wollet.“

Wir gaben beide zur Antwort, daß unsere Leute keinesweges feierten oder müßig gingen, und wir hofften mit den Herren Portugiesen, wo nicht zugleich segelfertig zu sein, doch ihnen auf's Eiligste nachzufolgen, obwohl auf anderem Wege, da wir eine andere Richtung zu nehmen hätten, als sie. „Es wird sich schon geben,“ erwiderte der Statthalter im Scherze, „Wind und Wetter wird mir diesmal schon gehorchen, denn ich gebe mich halb und halb für einen Wettermacher aus. Mittlerweile wollen wir noch eine Zeitlang lustig mit einander leben, auch weder Speisen, Getränke, Musik noch Pulver schonen.“

Bei diesen Worten fiel mein Bruder ein und sagte: „Ew. Excellenz werden einigermaßen an mir abgemerkt habenburg. V.

ben; daß ich ein Erz-Pulververderber bin. Doch will ich gehorsamst gebeten haben, von nun an des edlen Pulvers einigermassen zu schonen, indem ich, wenn wir ja noch etliche Tage oder Wochen beisammen bleiben sollten, mit Dero gnädiger Erlaubniß noch ein oder ein paar bessere Feuerwerke, als die letzteren gewesen, anzuzünden gesonnen bin.“ — „Recht gut, mein Bruder,“ versetzte der Statthalter, es soll von heute an das Pulver geschonet werden, weil mir selber dünkt, daß der Freudenbecher unter Musik, Trompeten- und Paukenschall eben so gut schmeckt, als unter dem Donner der Kanonen.“

Wir gingen demnach zur Tafel, die sehr köstlich zubereitet war, da denn beim Gesundheitstrinken kein einziger Kanonenschuß gehört wurde, außer Abends bei Sonnenuntergang, wo drei Kanonen von der Citabelle abgefeuert, und von unseren Schiffen mit eben so vielen geantwortet wurde. Bis gegen Mitternacht wurde noch mancher schöner Pokal und Becher unter Trompeten- und Paukenschall und anderer Instrumentalmusik ausgeleert, weil der Statthalter und die Seinigen sich ungemein lustig bezeigten, und wir unsererseits ebenfalls es nicht daran fehlen ließen. Endlich ward der Beschluß gemacht, und wir beiden Brüder bezogen wieder unser vormaliges Zimmer.

In den folgenden Tagen gab es täglich andere Lustbarkeiten. Den einen Tag gingen wir auf die Jagd, den an-

dem auf die Fischerei, den dritten schossen wir einen großen hölzernen Vogel von der aufgerichteten Vogelstange herunter, den vierten Tag schossen wir mit Büchsen, Flinten und Pistolen nach den aufgesetzten Scheiben, den fünften sahen wir aus den Fenstern dem Kampfe der wilden Thiere unter einander zu, den sechsten fuhren wir Abends in den kleinen Luftschiffen auf dem See herum, wobei mein Bruder doch sein Wort nicht hielt, und das Pulver sparte, indem er immer nach einander eine ziemliche Menge Raketen steigen, auch eine Anzahl kleinerer Schwärmer aus den Händen werfen, oder aus Pistolen und Flinten in die Luft schießen ließ; den siebenten Tag fuhren oder ritten wir auf's Land, und besahen bald diesen, bald jenen Meierhof, wo wir jederzeit herrlich bewirtheet wurden, den achten war Ball und Maske, den neunten Tag wurde uns eine Komödie von den Studenten und Gymnastiken vorgestellt, die wir Fremden stets reichlich beschenkten. Kurz, es wurde kein Tag ausgesetzt, da nicht eine neue Lust vorgenommen wurde, die Sonn- und Festtage ausgenommen, an welchen alles sehr still und andächtig zugeh. Ungeachtet wir Protestanten zu seyn gar nicht leugneten, so gefiel doch dem Statthalter und seiner Familie, daß wir und unsere Officiere ihre Kirche fleißig besuchten, obwohl wir nie eine Ceremonie mitmachten, die unserer protestantischen Religion zuwider war.

Unsere übrigen Officiere löseten einander alle Tage ordentlich ab, so daß sie einen Tag bei uns und bei der Lust mit waren, am andern Tage aber das Kommando auf den Schiffen führten, welche mehrentheils alle drei oder vier Tage von mir oder meinem Bruder wechselsweise besucht wurden, um die Liebe unseres Volks gegen uns zu erhalten.

Allein, meine Herren,“ unterbrach sich hier der Kapitain Horn in seiner Erzählung, „ich bemerke, daß ich bereits zu lange von meiner Reise gesprochen. Mir ist die Zeit dabei nicht lang worden, und ich bin auch des Redens halber nicht so müde, als Sie vielleicht des Zuhörens sind; doch, da ich sehe, daß die Dämmerung herein bricht, so will ich mit Dero Erlaubniß, für dies Mal in meiner Erzählung abbrechen und das Uebrige bis morgen versparen.“

---

Der Regent und alle Anwesenden, besonders ich, hätten ihm gern noch eine oder etliche Stunden zugehört, und lieber die Abendmahlszeit entbehren wollen; allein, es wäre wider alle Billigkeit gewesen, ihm noch ein Mehreres zuzumuthen. Daher sagte der Regent: „Mein Sohn Horn, Ihr habt Euch mit Reden heute sehr abgemühet, daher laßt uns ein wenig speisen, und nach gehaltener Abendbetstunde uns zur Ruhe begeben, mit der Verabredung, daß wir

morgen in den Frühstunden bei'm Thee einander so, wie wir hier versammelt sind, wieder sehen und die Fortsetzung Eurer Reisegeschichte anhören wollen. Für jetzt aber nehmet auf heute mit meinem mündlichen Danke vorlieb."

Demnach wurde die Tafel angerichtet, bei welcher alles ganz still zuging, außer daß die Musicanten eine sanfte Tafelmusik machten und damit wohl noch eine gute Stunde nach aufgehobener Tafel fortführen, bis endlich, nachdem wir noch etwa eine halbe Stunde auf dem grünen Plage bei schöner Witterung und hellem Mondschein uns eine Bewegung gemacht, damit sich das Essen setzen möchte, wobei sich die Musicanten auf dem Berge mit einer angenehmen Abendmusik beständig hören ließen, das Zeichen zur Abendbetstunde durch einen Karthaunenschuß gegeben wurde. Wir versammelten uns hierauf in dem großen Saale vor dem Zimmer des Regenten, und warteten daselbst die Abendandacht ab, worauf ein Jeder nach gewechselten Komplimenten zur guten Nacht, seine Ruhestätte suchte.

Des folgenden Tages, da Kirchtag war, fanden wir uns alle, die wir gestern versammelt gewesen waren, in des Regenten Zimmer ein, und tranken mit ihm nicht nur Thee, sondern auch, ein jeder nach seinem Belieben, einige Gläser Franzbranntwein, bis die Karthaune abgefeuert wurde und die Glocken zur Kirche riefen.

Nach geendigten Gottesdienste gingen wir zur Tafel, und nachdem diese aufgehoben worden war, fuhr der Capitain Horn in seiner Reiseerzählung folgendermaßen fort:

„Ich brach gestern, wo mir recht ist, gerade da ab, wo wir von dem Statthalter der grünen Inseln, der seine Residenz und eine wichtige Festung auf einer Insel, S. Jago genannt, hatte, so herrlich bewirthet worden waren.

Ehe ich indeß weiter fortfahre, so muß ich noch hinzufügen, daß die Portugiesen der kostbaren Bewirthing überdrüssig wurden, und mit aller Gewalt zu ihrer Absegelung Anstalt machten. Der Statthalter bat sie zwar sehr, noch eine Zeitlang bei ihm zu verharren, allein sie vermaßen sich hoch und theuer, daß es ihnen unmöglich, ja höchst gefährlich sein würde, länger zu bleiben. Demnach erlaubte endlich der Statthalter, daß sie mit nächstem günstigem Winde in Gottes Namen abfahren möchten. Dies geschah denn auch, nachdem sie zwei Monate und etliche Tage geschmauset hatten.

Als es sich nun zu einem günstigen Winde für sie anließ, wandten sie sich an den Statthalter und sagten, daß nunmehr ihres Bleibens nicht länger als etwa drei Tage noch sei, und ladeten zugleich den Statthalter, seine Familie und Officiere, auch uns beide Brüder, zum Abschiedschmause

auf das größte von ihren Schiffen. Der Statthalter ließ sich nicht lange nöthigen, sondern bestimmte den dritten Tag, wo er mit allen den Seinigen auf ihren Schiffen erscheinen wollte.

Wie nun der dritte Tag eintrat, erschienen wir sämmtlich gebetenen Gäste in dem größten portugiesischen Schiffe. Sobald sie uns ankommen sahen, wurden alle Kanonen sowohl von unsern als von den portugiesischen Schiffen geladset, denn sie hatten uns freundlich darum ansprechen lassen, daß sie unsere Kanonen zum Abschiede noch einmal brauchen dürften.

Ich muß den Portugiesen nachsagen, daß sie uns sehr kostbar bewirtheten, denn sie setzten uns die schmackhaftesten Speisen vor. Fleischspeisen, Fischwerk und Geflügel von vielerlei Art war im Ueberfluß vorhanden, dergleichen war kein Mangel an Gebackenem, Confect und dergleichen, besonders aber war die mannichfaltige Abwechslung der Speisen zu bewundern. Hierbei war der beste Carnariensect nebst vielen andern köstlichen Weinen das vornehmste Getränk, in denen die Gesundheiten unter Trompeten- und Paukenschall häufig getrunken wurden.

Der Schmaus währte bis zu Sonnen-Untergang, ja fast bis zu Anbruch der Nacht, da denn der Statthalter, alles ferneren heftigen Nöthigen ungeachtet, endlich aufbrach

und seine Dankfagung bei den portugiesischen Kapitänen abstattete, zugleich aber dieselben inständig ersuchte, sich am folgenden Morgen so früh als möglich auf seiner Burg einzufinden, weil er gesonnen sei, noch einen kleinen Abschiedsschmauß zu geben.

Die Portugiesen wollten anfangs durchaus nicht darcin willigen, sondern sträubten sich festig dagegen. Allein der Statthalter sagte, daß er sie Zeit seines Lebens nicht für rechtschaffene Freunde erkennen würde, dasern sie ihm diese letzte Bitte nicht gewährten, indem es ja schon vom Ceremoniell erfordert würde, erst noch einmal auf seiner Burg einzusprechen und Abschied zu nehmen, nachher aber auf ihren Schiffen den Abschiedsbecher zu trinken. Zugleich versicherte er ihnen hoch und theuer, daß er sie, da sie so sehr eilten, nicht länger als den folgenden Tag aufhalten, am nächstfolgenden Tage aber ihrer Abfahrt mit betrübten Augen nachsehen würde, bis sie ihm aus den Augen entschwänden. Ueberdies habe er noch vieles ingeheim mit ihnen zu reden, was der portugiesischen Nation und auch dem Statthalter selber zu ganz besonderem Nutzen und Vortheil gereichen würde. Wie nun die Portugiesen dies vernahmen, versprachen sie ihm auf ihr Wort, daß sie am folgenden Morgen ganz früh auf der Burg sich einfänden wollten. Demnach reisete der Statthalter nebst allen den Seinigen nach seiner



Burg zurück, und wir beiden Brüder wurden von dem Statthalter und den Seinigen fast gezwungen, auch mit dahin zu gehen.

Es war schon um die Zeit des Sonnen-Aufgangs, als wir die Burg erreichten. Unterdeß wurde von beiden Seiten noch immer fort kanonirt, jedoch wir legten uns alle auf einige Stunden zur Ruhe. Die Portugiesen hielten ihr Wort redlich, und stellten sich schon bei früher Tageszeit bei uns ein, da denn nicht lange nachher auf der Burg alles munter und wach wurde.

In diesem Tage ließ der Statthalter in Wahrheit abermals ein recht fürstliches Gastmahl zureichten. Denn die Tafeln waren dergestalt mit den besten Sorten von leckerhaften Speisen besetzt, daß man hätte meinen sollen, es würden dieselben brechen. Von Wein und anderen Getränken aber war ein solcher Ueberfluß vorhanden, daß es fast das Ansehn gewann, als ob sich die Gefäße immer wieder von selbst füllten.

Bei alle dem saßen wir vier bis fünf Stunden an der Tafel, jedoch mehr beweglichen Maschinen, als Menschen ähnlich, indem von den zahlreichen Speisegerichten die Wenigsten etwas rechtens genießen konnten, zumal da wir von der gestrigen portugiesischen Mahlzeit noch gesättigt waren. Demnach wurde mehr getrunken als gespeiset, denn es folgte

immer ein Pökal dem andern, und zwar unter Trompeten- und Paukenschall und Lösung aller Kanonen, sowohl von der Burg als von den Schiffen. Da nun dies gegen des Statthalters Wort lief, daß wir nämlich des Pulvers schonen wollten, so sagte derselbe: „Ei, was kümmert uns das Pulver? Ich habe nicht allein in den Magazinen dessen im Ueberfluß, sondern kann ja alle Tage mehr Pulver mahlen lassen. Einmal für allemal, heute wollen und müssen wir einmal noch fröhlich und lustig beisammen sein, da wir nicht wissen, ob wir einander so bald oder wohl gar jemals wieder sehen möchten, denn ich bin ein alter Mann, der dem Tode stark entgegen geht.“

Wir alle wünschten dem redlichen Manne ein noch langes und vergnügtes Leben, da er Alters halber noch viele Jahre leben könnte. - Er schien sich über unsere Wünsche zu freuen, nach aufgehobener Tafel aber gab er den portugiesischen Kapitainen so wie auch mir und meinem Bruder einen Wink, ihm in ein Oberzimmer zu folgen. Mitten in diesem tapezierten Zimmer stand eine lange Tafel, die mit einer rothen Sammetdecke belegt war, welche Decke der Statthalter durch zwei Pagen abnehmen ließ, worauf sich unseren Augen Folgendes zeigte:

Zwei saubere Degen, deren Gefäße sowohl als die Schnallen am Gehenke häufig mit Brillanten und anderen

Edelsteinen besetzt waren; zwei vortreflich schöne spanische Röhre, deren Knöpfe ebenfalls mit Brillanten und anderen Edelsteinen besetzt waren; vier und zwanzig Stück große goldene Tafelschüsseln; vier und zwanzig Stück etwas kleinere oder Mittelschüsseln, die ebenfalls von Golde getrieben waren; vier Duzend goldene Teller; vier Duzend goldene Speisefelöffel; zwei ziemlich große goldene Pokale, die sehr stark mit Brillanten und anderen edlen Steinen besetzt waren; zwei Duzend goldene Becher von verschiedener Größe, die sehr bequem zum Speisen zu gebrauchen; acht und vierzig Stück ziemlich große aus feinem Silber getriebene Schüsseln; acht und vierzig Stück aus feinem Silber getriebene Mittelschüsseln; vier Duzend silberne Teller; vier Duzend silberne Löffel; vier Duzend silberne Becher von verschiedener Größe; zwei Uhrwerke und Kompassse mit goldenen Gehäusen, und stark mit Steinen besetzt, worinnen zu oberst die Magnetnadel befindlich. Auf einer dabei stehenden Nebentafel befanden sich noch verschiedene goldene und silberne Gefäße, und zwar alles doppelt, nämlich Waschbecken, Commoditäten und unzählige andere Arten, welches wir allerseits bewunderten.

Nachdem wir uns aber daran satt gesehen hatten, faßte der Statthalter die beiden portugiesischen Kapitäne bei den Händen, und sagte zu ihnen: „Sehet hier, meine werthen und lieben Freunde, dies soll das geringe Geschenk

sein, welches Ihr von mir auf die Reise empfanget. Verschmäht dasselbe nicht, sondern theilet Euch brüderlich darein, und gedenket meiner und der Meinigen im Westen, so oft Ihr das geringste Stück davon brauchet.“

Die Kapitaine erschrakn darüber, und wollten sich durchaus nicht entschließen, auch nur das Geringste davon anzunehmen, sondern brachten unzählige Entschuldigungen vor, warum sie ein solches mehr als königliches Geschenk nicht annehmen dürften. Allein der Statthalter sagte, indem er sie herzlich küßte: „Meine Freunde, machet kein Wesen davon, und verschmähet mich nicht, sonst werde ich eben so trüßig werden, als Ihr es waret, da wir das erste Mal zusammen kamen. Da Ihr mich früher so reichlich beschenkt habt, so ist das Meinige nur als eine Kleinigkeit dagegen zu rechnen.“ Zugleich faßte er die beiden Portugiesen bei den Händen, und sagte: „Seid so gütig mir zu folgen, meine Freunde, um zu sehen, was meine Frauenzimmer für Euch zurecht gelegt haben, und zwar in diesem besonderen Zimmer.“

Da er mich und meinen Bruder auch angefaßt hatte, so gingen wir gleichfalls mit, um zu sehen, was da wäre, und trafen in dem Nebenzimmer einen erstaunlichen Kram von allerlei Arten weißer Wäsche an, nächst diesem zwei kostbare, damastene, mit Gold bordirte Schlafrocke und andere

Nachtkleider; Kurz, wir hatten allerseits Ursache, über die Menge der kostbaren Wäsche sowohl als über die anderen Sachen zu erstaunen.

Demnach stellten sich die beiden Portugiesen doppelt beschämt, und beklagten sich auch darüber sowohl bei dem Statthalter als bei dessen Gemahlin und Töchtern. Doch der Statthalter sagte zu beiden: „So wahr ich lebe, meine Lieben, so lange als Ihr hier bei mir gewesen seid, habe ich keine unvergnügte Stunde, geschweige denn einen unvergnügten Tag gehabt, ausgenommen nunmehr die gegenwärtige Stunde, da wir von einander Abschied nehmen müssen. Wollte Gott, wir hätten Zeit Lebens beisammen bleiben können! Da aber dies eine unmögliche Sache ist, so kränkt mich und die Meinigen nichts so sehr, als daß Ihr so eigensinnig oder hochmüthig sein wölet, die geringen Gegengeschenke gegen die Eurigen, welche weit reichlicher gewesen als die unsrigen, von uns nicht anzunehmen.“ Da nun die Portugiesen erweislich machten, daß die Geschenke allzu kostbar seien gegen das Wenige, was sie von uns empfangen hätten, ohne die vielen Gefälligkeiten und Gnadenbezeugungen zu rechnen, die wir täglich von ihnen genossen, so begann der Statthalter endlich also zu reden: „Meine lieben Freunde, Gold und Silber habe ich im Ueberfluß, so wie auch die Meinigen, welche dieses Wenige an Wäsche und Kleidungs-

stücken hier Euch dargebracht haben. Wir bitten demnach alle aus einem Munde, uns nicht zu verschmähen, sondern dieß Wenige zum geneigten Andenken, nicht aber als ein Geschenk anzunehmen, widrigenfalls will ich in Eurer aller Gegenwart einen theuren Schwur thun, daß alle diese Sachen noch vor Eurer Abfahrt in die See geworfen werden sollen, und zwar, wo dieselbe am tiefsten ist.“

Der Streit währte noch eine ziemliche Zeit fort, endlich aber, nachdem der Statthalter, seine Gemahlin, Töchter und Söhne die Portugiesen nochmals alle zärtlich umarmt und geküßt hatten, gaben sich diese überwunden; und gewiß, das Abschiedsnehmen kam allen so bitter an, daß die meisten dabei heiße Thränen fallen ließen.

Folgendes Tages in aller Frühe ließ der Statthalter alle verschenkten Sachen auf der Portugiesen Schiffe schaffen, und zwar durch seine eigenen treuesten Leute, denen wir alle nach eingenommenem Frühstück zu Wagen auf dem Fuße folgten. Als wir auf den Schiffen ankamen, waren die Portugiesen sehr erfreut, daß sie einen günstigen Wind fanden. Sie schifften sich daher in möglichster Eile vollends ein, und nach nochmals genommenem zärtlichen Abschiede und Balietrunke lichteten sie am Strande ihre Anker, zogen die Segel auf, und fuhren unter dem Donner der Kanonen davon. Der Statthalter blieb mit den Seinigen so lange

am Strande stehen, und winkte beständig mit dem Hute, bis sie uns aus den Augen verschwanden, worauf wir insgesammt zurück auf die Burg fuhren, indem er uns durchaus nicht aus den Augen lassen wollte.

Als wir auf der Burg angelangt waren, sagte er zu mir und meinem Bruder: „Nun, meine werthesten Freunde, Ihr werdet die Güte haben, und die Euch angewiesenen Zimmer beziehen, die besten, die in meinem Hause anzutreffen sind, auch alles dreist fordern, was zu Eurer Bequemlichkeit gereicht. Denn wahrhaftig, ich liebe Euch als Brüder, meine Gemahlin macht in der Liebe zu ihren Kindern und gegen Euch nicht den geringsten Unterschied, und meine Kinder zeigen sich nicht anders, als ob Ihr ihre nächsten Unverwandten wäret. Woher aber eine solche Liebe entstanden, ist eine Frage, die ich nicht anders beantworten kann, als dadurch, daß dieselbe ganz heimlich in der Natur steckt, und von uns Menschen nicht genug erforscht werden kann. Mit einem Worte, ich halte dergleichen Liebe für eine vollkommene Sympathie oder Uebereinstimmung der Herzen und Gemüther; es mögen aber die Herren Naturkundigen nach ihrem besten Vermögen untersuchen: wie es damit zugeht? wo es steckt? wann es anfängt? wann es aufhört? und dergleichen. Kurz, ich sage nur dies, daß ich in dieser Sache keinen Grund finden kann. Ihr habt gesehen, meine Freunde,

daß ich und die Meinigen den beiden portugiesischen Kapitänen nach unserem besten Vermögen alle mögliche Höflichkeit und Gefälligkeit erwiesen, weil ich ihnen nachrühmen muß, daß sie artige Leute und dazu unserer römisch-katholischen Religion zugethan waren, dahingegen Ihr, wie ich von Euch vernommen habe, Protestant sind. Unterdessen wollte ich wünschen, daß die lieben Portugiesen noch bei uns geblieben wären, bis auf eine andere Zeit; doch, da sie einmal fort sind, so wünsche ich ihnen Gottes Geleite, und bin von Grunde der Seelen erfreut, daß ich Euch, meine Lieben, noch eine Zeitlang bei uns sehen soll. Nun aber sagt mir, meine Herren, wie es zugehet, daß die Liebe von unserer Seite nicht auf unsere Glaubensgenossen, sondern auf die Protestanten gefallen. Es könnten sich zwar wohl bei unserer Religion Einige finden, welche desfalls bei diesem oder jenem einen Gewissensscrupel erregen möchten; allein bei mir und den Meinigen werden sie ihren Zweck nicht erreichen, denn unser Wahlpruch ist: Wir lieben die Tugend und lassen dennoch die Religion in ihren gebührenden hohen Würden."

Nachdem wir noch eine gute Zeitlang von dieser Materie mit einander gesprochen hatten, bezogen mein Bruder und ich unsere angewiesenen Zimmer, und lebten darauf dergestalt ruhig und vergnügt mit dem wohlthätigen Statthalter und den Seinigen, daß ich, außer in Felsenburg, nicht



leicht an irgend einem Orte mehr Vergnügen auf dieser Welt gehabt.

Sobald der Statthalter und die Seinigen das Wort von uns beiden herausgelockt, ja so zu sagen erzwungen hatten, daß wir wenigstens noch zwei Monate bei ihnen bleiben wollten, war das ganze Haus voll Freuden. Damit wir nun einige Zerstreuung haben möchten, stellte der Statthalter sofort eine allgemeine Visitation aller unter seinem Befehl stehenden Inseln an, und lud uns dazu ein. Es wurden auch sogleich Anstalten zur Abfahrt gemacht, indem er gesonnen war, seine ganze Familie mit sich zu führen, bis auf den ältesten Sohn und die jüngste Tochter, welche unterdeß daheim die Wirthschaft führen sollten. Wir beiden Brüder konnten die Reise ohne irgend eine Sorge mit antreten, weil wir versichert waren, daß wir getreue Lieutenants, Fähndriche und Unterofficiere, so wie auch unvergleichlich gute Freiwillige und Gemeine hatten.

Wie demnach die auf's Kostbarste und Bierlichste ausgerüstete, ungemein bequeme Fregatte, welche von einem Kriegsschiffe begleitet wurde, im Hafen der Insel S. Jago anlangte, setzten wir uns in dieselbe, und fuhren mit des Statthalters Gefolge unter einer starken Bedeckung und unter Lösung der Kanonen von bannen, wobei noch zu bemerken ist, daß uns der Statthalter erlaubte, zwölf Mann Gre-

Selenburg. V.

nadiere von unseren Leuten, so wie auch alle unsere Freiwillige mitzunehmen. Wir fuhren also zuerst auf die Inseln S. Lucia und Nicolai, in welchen beiden der Statthalter unvergleichliche Festungswerke und Schlösser zu seiner Bequemlichkeit anlegen lassen, weil sie die größten waren unter den übrigen Inseln, die indeß alle sehr fruchtbar waren, und deren jede ein Absteigequartier für den Statthalter hatte.

Da er nun auf einer jeden Insel Gericht hielt, so bewunderten wir seine ganz besondere Klugheit und Liebe zur Gerechtigkeit, wovon ich unzählige Beispiele vorbringen wollte, wofern es jetzt Zeit dazu wäre. Uns zu Gefallen ließ er hie und da, bald auf dieser bald auf jener Insel einen Theil seiner Kriegsvölker zusammen ziehen, die er dann auf's Schärffte musterte und die Kriegübungen machen ließ, wobei ich gestehen muß, daß dieser Mann recht brave Soldaten unter sich hatte.

Von den vielen sonderbaren und wunderbaren Dingen, die wir auf dieser oder jener Insel erfahren, will ich für diesmal eben so wenig erwähnen, als von der Natur, Art und Weise dieser Bewohner der grünen Inseln, viel weniger aber von dem Ceremoniell und den Freudenbezeugungen bei Anwesenheit ihres Statthalters, und was sie ihm für Geschenke zu bringen pflegten. Nachdem wir nun aber

schon fast einen ganzen Monat von S. Jago, der Residenz des Statthalters, entfernt gewesen, gaben wir demselben zu vernehmen, da nunmehr fast ein Monat von der angelobten Zeit unseres Dableibens verstrichen, so möchten doch Seine Excellenz die Gnade haben, es dahin zu verfügen, daß wir beiden Brüder auf einem Jagdschiffe nach S. Jago gebracht werden möchten, weil wir uns nicht getraueten, länger von unseren Schiffen abwesend zu bleiben, sondern nunmehr in beständiger Angst und Sorge schweben mußten, da bekanntlich unsere Untergebenen das Seehandwerk noch nicht vollkommen verstünden, uns aber an einer tüchtigen Ausbesserung unserer Schiffe viel gelegen sei. „Es ist gut, meine Freunde,“ versetzte hierauf der Statthalter, „daß Ihr mich daran erinnert. Wir wollen inösesammt von hinnen segeln, damit wir bei Zeiten nach Hause kommen, denn ich kann wohl sagen, daß mir kein Bissen besser schmeckt, als auf meiner Burg.“

Demnach besuchte der Statthalter nur noch fünf oder sechs kleine Inseln, welches binnen wenigen Tagen geschah, worauf wir inösesammt den Rückweg nach S. Jago antraten. Da wir unsere Rückkunft durch ein Postschiff melden lassen, so hatten des Statthalters Leute kaum unsere Flaggen auf den Schiffen wehen gesehen, als sogleich ein gewaltiges Donnern der Kanonen auf der Citabelle und zugleich

auch von den Schiffen her gehört wurde. So langten wir denn gerade am letzten Abend des abgelaufenen Monats bei guter Zeit glücklich und gesund auf S. Jago an.

Von den vielen Komplimenten, die bei unserer Ankunft gewechselt wurden, will ich weiter nichts erwähnen, sondern nur so viel sagen, daß die lieben Zurückgebliebenen ganz außer sich waren, da sie uns alle, besonders aber ihren theuren Herrn Vater, glücklich und gesund wieder zurück kommen sahen, und ihn freudig umarmen konnten.

Wir beiden Brüder ließen es unsere erste Sorge sein, die Schiffe in Augenschein zu nehmen, und zu erfahren, ob unsere Leute auch wohl ihren besten Fleiß angewendet, so daß wir uns zum baldigen Absegeln Hoffnung machen könnten. Daher nahmen wir von dem Statthalter und seiner Familie auf einige Tage Urlaub. Nach Verlauf derselben aber, da wir auf unseren Schiffen alles nach Wunsch angetroffen, kehrten wir wieder zurück auf die Burg, und ließen es uns die noch übrigen Tage der angekobten Zeit unseres Dablebens im täglichen Wohlleben bergestalt gefallen, wie es der Statthalter und die Seinigen gern sehen und haben wollten.

Ich habe, wo mir recht ist, schon gestern einen kleinen Anfang gemacht, von dem Liebeshandel zwischen meinem Bruder und des Statthalters ältesten Tochter etwas zu erwähnen. Daher will ich jetzt darin fortfahren, da es ohne-

hin eine Begebenheit ist, welche zum Theil mit zu unserer Geschichte gehört.

Es hatte nämlich binnen der Zeit, die wir mit Visitation der umliegenden Inseln zubrachten, mein Bruder vörlends Gelegenheit gefunden, sich in dem Herzen dieses Frauenzimmers völlig fest zu setzen, ohne weiter hinaus zu denken, wie dieser Handel ablaufen könnte oder würde. Da nun dies Mädchen ihn vor allen anderen Mannspersonen besonders begünstigte, so fiel ihre Liebeskrankheit allen Leuten auf einmal in die Augen, ja mein Bruder und diese seine Erwählte trieben es so toll mit Herzen, Küssen und anderen Liebkosungen, daß es sogar den Eltern gefährlich vorzukommen schien, ihnen beiden fernerhin zu trauen. Meine Gunst hatten sie alle beide gleich bei Anfang ihres vertraulichen Umgangs, sobald ich nämlich dessen inne geworden, völlig verloren. Ich stellte meinem Bruder zuweilen, wenn wir uns in der Einsamkeit und ohne andere Gesellschaft befanden, Himmel und Hölle vor, um ihn von dieser unglücklichen Liebe abzugewöhnen; allein ich predigte tauben Ohren; denn er antwortete mir entweder gar nicht darauf, oder nur mit hochtrabenden, thörichten, oft auch lächerlichen Redensarten und Mienen, welche mich nicht wenig verdrossen. Bei alle dem hielt ich ihm, als einem verliebten Hasen, sehr viel zu Gute, und wunderte mich über nichts so sehr, als daß

der Statthalter und seine Gemahlin das Herzen und Küssen dieser beiden Verliebten bei jeder Gelegenheit noch immer so gelassen ansahen, und auch nicht eine einzige scheele Miene dazu machten. Dagegen machten mein Bruder und ich einander immer desto scheelere Gesichter, was den Anwesenden wohl bedenklich vorkam, jedoch ließ man es unter dem Vorwande durchgehen, daß wir Streit oder Zwistigkeiten gehabt, und dieselben noch nicht völlig beigelegt hätten.

Indeß die ganze Sache war wirklich kein Scherz zwischen uns Brüdern. Eines Abends nämlich, als sich mein Bruder, meiner Meinung nach, etwas allzu frei gegen seine Schöne beim Tanze aufgeführt hatte, bemerkte ich, daß ein paar insulanische Officiere von nicht geringem Stande und Würden sich über ihn höhnißch aufhielten, weshalb ich meinen Bruder bei Seite zog, ihm seine verliebte Thorheit vorrückte, und ihn freundlicher mahnte, sich klüger und gescheuter aufzuführen, damit ich und alle die Unsrigen nicht etwa mit der Zeit Ursache hätten, ihm unsere Verunglückung einzig und allein zuzuschreiben. Meines Bruders Antwort war: „Bruder, Ihr redet für diesmal wie ein Kind, da Ihr doch Euch dessen schämen solltet, indem Ihr viel älter seid als ich. Allein thut mir den Gefallen, und kommet morgen früh um die Zeit des Aufgangs der Sonne zu mir hinunter in eine Euch beliebige Sommerlaube des großen Lustgartens, viel-

leicht bringt Ihr in der freien Luft vernünftiger Dinge vor als jezo.“

Wir sahen einander diesen Abend ferner nicht weiter an, und am folgenden Morgen begab ich mich verabredeter Maßen hinunter in die eine Sommerlaube, und zwar in vörliger Kleidung mit Stock und Degen. Ich traf darin meinen Bruder und zwar ebenfalls mit Stock und Degen an. Zuerst hielt ich ihm eine ganz sanftmüthige Strafrede, nachher aber wurde unser Wortwechsel etwas hitziger und heftiger, und zwar dergestalt, daß meinem Bruder die Galle auf einmal überlief, weil ich ihm, seiner Meinung nach, etwas gar zu empfindliche Stichelreden gegeben. Er sprang deshalb aus der Laubhütte hinaus, und brachte mir, der ich ihm ebenfalls mit entblößtem Degen entgegen ging, einen Stich durch den rechten Arm über dem Ellenbogen bei, welcher jedoch nicht viel zu bedeuten hatte. Sobald indeß mein Bruder mein Blut rinnen sah, faßte er seinen Degen an der Spitze, und überreichte mir ihn mit den Worten: „Hier, mein liebster Bruder, entlediget Euch mit diesem meinen eigenen Seitengewehr eines unartigen Menschen, der nicht würdig ist, Euer Bruder genannt zu werden.“ Allein ich nahm den Degen von ihm, und warf denselben auf die Erde, meinen Bruder aber umarmte ich mit Thränen und unter folgenden Worten: „Nein, mein Bruder, Gott lasse

ferre von uns sein, daß einer von uns ein Kain werde.“ Unter Vergießung heißer Thränen hielten wir einander lange also umarmt, bis wir endlich befürchteten, daß Jemand dazu kommen möchte. Sobald wir auf unser Zimmer kamen, verband mir mein Bruder die Wunde selbst; und wir schätzten es für ein Glück, daß Niemand dazu gekommen war und uns gesehen hatte. Wir hielten dann auf dem Zimmer, da wir von Niemand gestört wurden, noch ein langes Gespräch über diesen blutigen Vorfall, und endlich ließ sich mein Bruder vor mir auf ein Knie nieder, und bat mich, ihm seinen Fehler und seine Unbesonnenheit, wie er es selber nannte, zu vergeben, und zwar unter Vergießung häufiger Thränen; ja er sagte, daß er sich Zeit Lebens nicht zufrieden geben könnte, wenn ich ihm nicht einen theuren Eid schwüre, nimmermehr wieder daran zu denken. Ich leistete ihm diesen Eid auf der Stelle, tröstete ihn kräftig, und vergnügte ihn dadurch völlig, worauf er eine ganz andere Lebensart zu führen versprach, und vor allen Dingen meinen treuen brüderlichen Ermahnungen in allem Folge zu leisten sich verbindlich machte.

Ich war über meines Bruders Bekehrung sehr erfreut, doch gab ich ihm die Lehre: er solle sich nur ja nicht mürrisch oder grämlich anstellen, sondern immerhin lustig und guter Dinge sein, besonders um der Frauenzimmer willen,



damit dieselben seine jählinge Veränderung nicht etwa merkten und diesen oder jenen Verdacht gegen uns schöpfen möchten. Er versprach mir in allen Stücken zu folgen, und zwar mit einem theuren Eide. Auch hielt er sein Wort redlich, und brach besonders von dem allzu östern Herzen und Küssen ziemlich ab, weil er merkte, daß ich dergleichen nicht wohl leiden mochte.

Jedoch einige Tage nach diesem Vorfalle hat mich einſt der Statthalter, mit ihm in einem Garten spazieren zu gehen. Da ich nun meinte, er würde von nichts anderem sprechen, als von unserer baldigen Abreise, weil sowohl ich als mein Bruder uns hatten verlauten lassen, daß wir dieselbe nicht lange mehr aufzuschieben gesonnen wären: so mußte ich dagegen zu meinem Erstaunen hören, daß der Statthalter, nachdem er mich in eine Grotte geführt und mich neben ihn zu setzen gebeten, gegen mich ganz unverhofft also zu reden anfing:

„Höret mich an, mein Herr, Freund und Bruder! Ich, als ein Mann, der nichts als Aufrichtigkeit, Treue und Redlichkeit liebt, will Euch ein Geheimniß eröffnen, wovon Niemand außer meiner Frauen bis auf diese Stunde das Geringste weiß. Sowohl ich als meine Frau haben bemerkt, daß Euer Herr Bruder und meine älteste Tochter von der Zeit an, da Ihr bei uns angekommen, gegenseitig ihre Au-

gen auf einander geworfen; ja ich muß mit Beschämung gesehen, daß meine älteste Tochter recht heftig von dem sogenannten Liebesfieber befallen ist, und dabei nicht wenig ausstehen muß. Ich habe zwar gedacht, diesem Uebel abzuhelfen und sie an einen standesmäßigen Mann zu verheirathen; allein sie ist seit der Zeit, daß sie mannbar, auch dergestalt eigensinnig geworden, daß sie — ohne eiteln Ruhm zu melden — mehr als sechzehn bis siebzehn Freiern den Korb gegeben, ungeachtet wir Eltern es ungemein gern gesehen, wenn sie sich diesen oder jenen erwählen wollen. Indes sie bleibt bei einerlei Rede, und sagt: sie sei gesonnen, lieber in ein Kloster zu gehen und eine Nonne zu werden, als einen Mann zu nehmen, der nicht von Gesicht und ganzem Wesen dergestalt beschaffen, daß sie ihn vollkommen lieben könne; käme ein solcher vor ihrem vier und zwanzigsten Jahre, so möchte es gut sein, wo nicht, so wollte sie sich in ein Kloster einkleiden lassen; denn das Probejahr hat sie schon ausstanden, und ist nunmehr erst zwei und zwanzig Jahr alt.“

„Ich sehe, — fuhr der Statthalter in seiner Rede weiter fort — daß Ihr Eure Farbe verwandelt, mein Herr. Gleichwohl ist Alles, was ich jetzt gesagt habe, die lautere Wahrheit. Meine Tochter hat ein für alle Mal den Schwur gethan, daß, wenn es ihr misslingen sollte, den jüngeren Capitain Horn zum Manne zu bekommen, sie Zeit Lebens mit

keiner Mannsperson mehr Umgang pflegen, viel weniger sich anderweit um alle Mannspersonen in der Welt kümmern wolle; denn er sei einzig und allein derjenige, der nicht nur in seinem Gesicht, sondern auch in seinem ganzen Wesen und Umgange Alles an sich habe, was sie bewegen könne, ihn vollkommen, aufrichtig und treu zu lieben. Sollte es ihr aber bei diesem, unstreitig vom Himmel zugesendeten Geliebten dennoch mißlingen, so sei sie fest entschlossen, ihr übriges Leben im Kloster zuzubringen, und keine vier Wochen Bedenkzeit weiter bestreiten zu nehmen. Nun, mein Herr und Bruder, was sind Eure Gedanken bei so verwirrten Umständen? was wird Euer Herr Bruder dazu sagen, wenn Ihr ihm dies erzählt, um was ich Euch inständig bitte."

„Mein Herr,“ gab ich ihm zur Antwort, „meine eigenen Gedanken will ich Ihnen sofort im Vertrauen eröffnen, und so viel sagen, daß meinem Bruder ein Glück bevorstehe, dessen er wegen seiner Person nimmermehr würdig sein möchte. Dafern ich mich aber auf Ders Vortrag sicher verlassen darf, so stehen bei der ganzen Sache bloß drei Punkte im Wege. Erstens, daß mein Bruder, so wie ich, kein Geborener von Adel ist; zweitens, wird Ihnen die protestantische Religion, der wir ergeben sind, nicht anstehen, und diese letztere zu verändern, möchte meinem Bruder sehr

schwer werden, da er keines wankelmüthigen, sondern eines ungemein beständigen Gemüthes ist; drittens, wird derselbe einzuwenden haben, daß er als ein armer See Capitain mit seinem wenigen Vermögen viel zu unwürdig ist, eine so hohe und mit allen Leibes- und Stücksgütern versehene Braut zu haben.“

Ehe ich noch ganz ausgerebet hatte, Ratschte der Statthalter in die Hände, sprang auf, und führte mich in dem Garten umher spazieren. Unter diesem Spazierengehen redete er ferner also: „Ich schwöre es Euch, mein Bruder, bei Gott und allen Heiligen zu, daß ich Eure Gedanken, Ausflüchte, Einwendungen und Entschuldigungen fast in meinem Herzen zum voraus errathen habe. Unterdeß will ich Euch so viel sagen, daß ich einen bloßen See Capitain in meinen Augen und Herzen weit höher schätze, als die vornehmsten Granden und andere Edelleute, die sowohl in Portugal als in Spanien oder an anderen Orten anzutreffen sein mögen. Was den zweiten Punct anbelangt, nämlich den der Religion, so wäre es freilich besser gethan, wenn Euer Herr Bruder umfattelte und die römischkatholische Religion annähme, denn es dürfte schwer fallen, ihm wegen der Inquisition aller Orten Sicherheit zu verschaffen; jedoch halte ich für rathsam, vorher an Ihre Päpstliche Heiligkeit sich zu wenden, und ihm von Derselben einen Freibrief we-

gen der Religion auszuwickeln. Ihr müßt nämlich wissen, daß ich die Regierung auf dieser Insel mit ihm, als meinem Eidam, theilen und ihm eine besondere Residenz, die er sich auf dieser oder jener ihm beliebigen Insel wählen mag, einräumen will, und dies Alles mit Genehmigung meiner Oberen, die mir selbige schon längstens gegeben, zumal da meine Söhne ohnehin schwerlich lange bei mir bleiben, sondern ihr Brot an anderen höheren Orten zu finden wissen werden. Was nun den dritten Punct anbetrifft, so hat sich Euer Herr Bruder ganz und gar um keinen Brautsehay oder andere zeitliche Güter zu bekümmern. Mein gesammeltes Gold und Silber dürfte nächst göttlicher Hilfe hinlänglich sein, mich und die Meinigen auf lange Jahre mit Wütern zu versorgen, und wenn meine Familie auch noch zehnmal stärker wäre, so würde sie doch nicht im Stande sein, Alles zu verthun, weil ich nicht leugnen kann, daß ich eine ziemliche Menge Kostbarkeiten an unterirdischen Orten stehen habe, die nicht leicht zu finden sind; gleichwohl aber gewöhne ich keines meiner Kinder, auf den Reichthum zu trohen, sondern nur dazu, wie es sein ordentlich und standesmäßig leben soll. Besinnet Euch nun wohl, meine Herren und Brüder, ob es klug gethan wäre, dergleichen Partie auszuslagern, die dem einen oder dem anderen so leicht nicht wieder sich bieten möchte.“

Nachdem der Statthalter zu reden aufgehört, erwiederte ich: „Ich muß Ew. Excellenz bekennen, daß ich Dero Neben recht mit Bestürzung angehört habe, indem ich mich selber nicht in das große Glück zu finden weiß, das meinem Bruder bevorsteht, und woran ich als sein treuer Bruder allerdings den größten Theil mit zu nehmen Ursache habe, wofern anders Ew. Excellenz nicht etwa mit Dero Diener zu scherzen belieben. Da indeß dieser mein Bruder eine von den Hauptpersonen bei dieser Geschichte ist, so werde ich mir gehorsamst ausbitten, ihm vorher einige Eröffnung von diesem seinem Glücke zu thun, da er denn nicht säumen wird, eine bestimmte Erklärung von sich zu geben.“

Kaum hatte ich diese Worte geendet, als noch verschiedene Personen aus dem Hause auf uns zu gegangen kamen. Weßhalb der Statthalter mich umarmte, und nur noch so viel sagte: „Es ist gut, mein Bruder, ich erwarte Dero beiderseitige Versicherung entweder heute Abend noch in meinem Zimmer, oder, so es gefällig, morgen früh auf dieser Stelle zu vernehmen.“

Demnach schieden wir auf dießmal von einander. Meinen Bruder traf ich auf seinem Zimmer bei einem großen Historienbuche sitzend an, und fragte ihn daher: „Was sitzet Ihr so traurig da, mein Bruder? Es scheint, Ihr wollet Kalender machen lernen, oder auspunctiren, ob wir auch

guten Wind und Wetter auf unserer Reise haben werden.“ — „Nichts weniger als dies,“ gab er zur Antwort, „denn ich überlasse mich und mein Schicksal dem Himmel; daher mag Wind und Wetter immer so beschaffen sein, wie es will, gut oder böse, es gilt mir Alles gleich viel.“ Ich versetzte weiter: „Es ist mir schon bekannt, daß Ihr von Jugend auf keinen lässigen, sondern einen unerschrockenen Sinn gehabt; allein nunmehr möchte ich Eurem Nativitätsfester fast den größten Beifall geben, da er sagte: daß es nur an Euch läge, und zwar an Eurem Eigensinne, einer der vornehmsten und glücklichsten Männer von der Welt, und zwar durch Heirathen zu werden.“ Hierüber fing mein Bruder überlaut an zu lachen, und sagte: „Ich hoffe nicht, mein Bruder, daß heute der erste April oder ein dergleichen Festtag ist. Jedoch Ihr wisset, daß ich gern mit mir scherzen lasse, daher saget mir mit brüderlicher Aufrichtigkeit, wofern ich anders dieselbe durch meine unbillige Aufführung und mein gewissenloses Verfahren gegen Euch nicht gänzlich verscherzt habe, ohne Zeitverlust, was für ein Geist Euch heute zu mir führet und Euch begeistert hat, dergleichen Redensarten gegen mich zu führen. Ehe wir aber weiter reden, — fuhr er fort — will ich mir erst noch eine Flasche Canariensect langens lassen, denn ich kann nicht leugnen, daß mich ungemein dürstet.“

Sobald die Flasche angekommen war, und wir einige Becher daraus getrunken, eröffnete ich ihm das Geheimniß, welches mir der Statthalter anvertraut hatte, auf Treu und Glauben, ließ auch vorerst lieber etwas davon außen, als daß ich etwas hinzugesetzt hätte. Ihm kamen gleichwohl alle diese Dinge nicht anders denn wie fremde Dörfer vor, so daß ich ihm nicht verübeln konnte, wenn er bei diesem und jenem einige Zweifel hegte. Endlich aber machte er gegen verschiedene Punkte seine Einwürfe, besonders wegen Veränderung der Religion, indem er, wie er damals äußerte, um eines Weibes, ja um aller Welt Güter willen sich nicht überwinden könnte, seine Religion, darin er von Jugend auf gelebt, zu verleugnen. Ich bat ihn, in diesem Stücke behutsam zu gehen, und erst abzuwarten, was der Statthalter desfalls mit ihm verhandeln würde, mittlerweile aber auch die Sache nicht ganz von der Hand zu weisen, damit uns allen per ganze Handel nicht etwa Verdruß oder Unfug zwege brächte.

Da nun der Statthalter uns beide Brüder für den folgenden Morgen früh in den Garten hinunter einladen ließ und zwar ohne andere Gesellschaft, indem nur er und seine Gemahlin nebst der ältesten Tochter ganz allein beisammen sein würden, so verabsäumten wir nicht, bei diesen hohen Personen zu erscheinen. Wir trafen sie beim Kaffee, und



wurden auf's Liebreichste genöthiget, bei ihnen Platz zu nehmen. Hier gab es denn einen kleinen Scherz. Der Statthalter nämlich, welcher Acht darauf gegeben, wie mein Bruder dem Fräulein keinen Kuß gab, sagte mit hellem Lachen: „Wie nun, Kinder, wollet Ihr nun erst anfangen, gegen einander blöde oder verschämt zu thun?“ — „Nichts weniger als dies, mein werthester Herr Vater,“ gab das Fräulein zur Antwort; „sondern der Fehler liegt an mir, weil ich hätte eher aufstehen sollen, als der angekommene Gast.“ Wie nun dies, welches sie mit einer sehr ärtigen Miene und Gebärde vorbrachte, bei uns allen ohne Lachen nicht abging, so ließ endlich der Statthalter mich und meinen Bruder auf die Seite rufen, und wiederholte seinen gestrigen Vortrag nochmals.

Meines Bruders Erklärung hierüber war nun folgende: Er könne nicht leugnen, daß seine gegenwärtige Geliebte sein Herz und seine Seele dergestalt eingenommen und gefesselt habe, daß er ohne sie nicht ferner lange mehr zu leben sich getraute, ja er wolle eher in das tiefste Meer springen, als die Herzensqual erdulden, ohne sie zu leben. Was den Punct der Religion anbeträfe, so könne dieser leicht abgehandelt und verglichen werden, indem er gesonnen, sich so viel als möglich zum Ziele zu legen; allein seiner ihm angeborenen Religion sogleich zu entsagen, sei für jetzt seine Sache

Zessenburg! V. 22

nicht. Was im übrigen die gnädigen Erklärungen des Herrn Statthalters anbelangte, so wäre zwar Manches dabei zu erinnern, indem er kein Mensch sei, der nach hohen Ehren und Würden strebe, sondern mit seinem Stande zufrieden sei, und sich mit derjenigen Ehre begnügen ließe, welche er sich oft schon durch Vergießung seines Blutes erworben; auch sei ihm mit großen Reichthümern und Schätzen im Geringsten nicht gebietet, sondern einzig und allein mit der geliebten Person, indem er Reichthümer und Kostbarkeiten zur Genüge, hoffentlich auf Lebenszeit, habe, da seines Bruders Freigebigkeit ihn in den Stand gesetzt, daß er zu Hause ein ruhiges, ehrliches und stilles Leben führen könne, mithin eben nicht nöthig habe, sich in der Welt herum zu treiben.

Dies waren nun lauter Worte, die durch ihren Klang und Laut wohl meine Ohren einigermaßen kitzeln sollten; allein ich traute dem Landfrieden so gar sehr eben nicht, weil mir das immerwährende Geflüster und die beständigen Ohrenbläsereien verdächtig vorkamen. Endlich wurde ich eines Tages durch ein Schlüsselloch gewahr, wie mein lieber Bruder in einem dazu wohl eingerichteten Zimmer bei angezündeten Wachskerzen vor einem kleinen Altar niederkniete, seine bisherige Religion unter den gebräuchlichen Ceremonien, und zwar in Gegenwart verschiedener Personen beiderlei Ge-

schlechts abschwur, dagegen die römisch-katholische Religion annahm, und sich darüber einsegnen ließ.

Nichts hat mich in meinem ganzen Leben ärger verdrossen, als daß er diese seine Angelegenheit so heimlich gehalten, da ich mir doch längst vorgenommen hatte, seinen Willen in keinem Stücke zu zwingen. Wie nun aber dies geschehen war, konnte ich leicht schließen, daß er auch alle andere Punkte eingegangen sein müsse, die ihm von dem Statthalter und seiner Gemahlin vorgelegt worden; jedoch, da er mir von seiner Religionsveränderung nicht das Geringste meldete, ließ ich mir auch gar nichts merken, daß ich etwas davon wüßte. Inzwischen aber war mir auf einmal alle Lust vergangen, länger auf dieser Insel und bei diesen gefährlichen Leuten zu bleiben. Daher schrieb ich an meinen Lieutenant ein Briefchen, worin ich ihm meldete, daß aus gewissen Gründen unsere Absetzung vielleicht etwas früher erfolgen werde, als man geglaubt, daher solle er am andern Morgen früh mir mit hundert Grenadieren auf dem Wege nach der Burg entgegen kommen, und zwar unter irgend einem scheinbaren Vorwande.

Diesen Brief schickte ich ihm gegen Abend durch meinen treuen Bedienten, der noch vor Nachts zurück kam, und mir von dem Lieutenant zur Antwort brachte, daß ich mich

um nichts weiter kümmern möchte, indem er meinem Befehl aufs Genaueste nachkommen würde. Wir brachten hierauf fast die ganze Nacht mit Tansen und anderen Lustbarkeiten zu; sobald aber der Tag anzubrechen begann, machte ich mich i. aller Stille auf, und trat den Weg nach unseren Schiffen an, so daß, wie ich nachher erfahren, weder mein Bruder noch sonst Jemand im Hause meinen heimlichen Aufbruch gewahr wurde. Meinem Bruder konnte derselbe um so viel weniger Verdacht erwecken, da ich mich schon voriges Tages verlauten lassen, ich würde die Schiffe selber visitiren.

Als demnach der Lieutenant mir abgeredeter Massen mit seinen hundert Grenadieren auf halbem Wege begegnete, so kehrte ich in größter Eile mit ihnen um und nach den Schiffen zu, ließ aber gegen Niemanden weiter das Geringste merken, daß ich mich heimlich von der Burg weggeschlichen.

Drei Tage ließ mein Bruder verstreichen, ehe er sich um mich bekümmerte. Am vierten Tage aber kam er selbst, und benahm sich ungemein freundlich und höflich gegen mich, besah auch die Arbeit, die ich unterdeß zu verrichten befohlen hatte, die ihm sehr wohl gefiel. Nachher wollte er mich noch bereden, wieder mit ihm auf die Burg zu kehren; allein ich schützte eine kleine Unpäßlichkeit vor, die mich abhielte, dem Herrn Statthalter und den Seinigen beschwerlich zu fallen; erst wenn ich einige Tage auf den Schiffen

geblieben, Arzneien gebraucht und eine strengere Diät geführt haben würde, würde ich nicht säumen, dem Herrn Statthalter und den Seinigen meine gehorsamste Aufwartung zu machen.

Mein Bruder mochte hierüber denken, was er wollte, so ließ ich mir doch Alles gleich viel gelten, und war vergnügt, daß nach Verlauf weniger Tage wir uns in vollkommenem Stande befanden, abzusegen. Binnen dieser Zeit besuchte mich mein Bruder sehr fleißig, konnte aber mit allen seinen glatten Worten mich nicht dahin bringen, wieder mit ihm auf die Burg zurück zu kehren, sondern ich dankte dem Himmel, daß ich mich auf unsern Schiffen in Freiheit und ohne besondere Furcht befand.

Endlich, da ich nicht zu bewegen war, noch einmal auf die Burg zu kommen, ließ der Statthalter sagen, daß, wofern ich durchaus nicht kommen wollte, er mich gleich des folgenden Tages mit seiner ganzen Familie besuchen, jedoch uns keine Ungelegenheit wegen der Bewirthung verursachen wollte. Ich ließ zurück melden, daß mir Dero gütiger Zuspruch von Herzen angenehm sein sollte, nur bäte ich, daß er vor mir als einem Patienten keine Scheu haben, und gütigst mit dem vortrieb nehmen möchte, was sich in der Eile finden würde.

So kam denn die ganze Gesellschaft nebst meinem Bru-

der gleich des folgenden Tages, und machte ein ziemliches Loch in meine Lebensmittel, sowohl was die Speisen als was die Getränke betraf; denn ich konnte ungeachtet der großen Eile dennoch so viel der ausserlesensten Delicatsen zuwege bringen, daß sie wohl zufrieden sein konnten.

Der Statthalter sowohl als alle die Seinigen ließen es sich, wie es schien, recht gut schmecken, und machten sich ziemlich lustig, bis der helle Tag anbrach. Da aber beim Abschiede ich dennoch nicht zu gewinnen war, ihnen das Geleite auf ihre Burg zu geben, so sagte der Statthalter zu mir: „Ich sollte fast auf die Gedanken gerathen, mein Bruder, daß unter dieser Eurer so heftigen Weigerung etwas anders verborgen sei, als eine verstellte Krankheit; jedoch, da wir so lange gute Freunde unter einander gewesen sind, so laßt uns nur zum wenigsten das Ende gut machen, denn so ist Alles gut. Dies Einzige bitte ich mir noch von Euch aus, daß Ihr nicht etwa heimlich, und ohne nochmaligen Abschied von uns zu nehmen, absegelt, denn dies würde mich grausam kränken. Da ich aber nun sehe, daß Ihr vollkommen segelfertig seid, so will ich Euch wider Euren Willen nicht länger bei mir zu bleiben nöthigen, sondern bitte Euch, nur noch drei Tage mit Euren Schiffen im Hafen liegen zu bleiben; ich werde diese drei Tage bei Euch zubringen und die Stunde abwarten, wann ihr von dannen segelt.

Mit einem Worte, thut mir den Gefallen, meine Brüder, und bleibt noch drei Tage, denn Ihr habt an mir den redlichsten Mann von der Welt.“ Wie nun mein Bruder und ich ihm dieses versprochen hatte, sagte er noch: „Ich werde vorerst noch einmal auf meine Burg fahren, nachher aber die meiste Zeit bei Euch auf den Schiffen zubringen.“ Mit diesen Worten setzte er sich auf den Wagen, und fuhr nach seiner Burg zu.

Etwa zwei Stunden nach Mittag kamen aus der Burg acht Wagen auf uns zu gefahren, und ehe es Nacht wurde, noch acht Wagen, worin sich unter andern auch der Statthalter befand. Dieser gab zu vernehmen, daß er gern einmal auf dem Schiffe zu schlafen Lust habe, worauf sogleich ein kostbares Bette für ihn zurecht gemacht wurde. Am andern Morgen wurden wir gewahr, daß noch mehr beladene Wagen herangerückt waren, und zwar in allem vier und zwanzig. Was darin befindlich war, konnten wir aber nicht eher errathen, bis der Statthalter ausgeschlafen hatte, und beim Kaffeetrinken sagte: „Meine Freunde, ich weiß, daß Eure Lebensmittel binnen der Zeit, da ihr auf dieser Insel gewesen, ziemlich werden abgenommen haben; daher habe ich von meinem Ueberflusse in etwas Euren Mangel ergänzen und ersetzen wollen. Nehmet es freundlich an, denn des Volkes List viel, das Ihr mit Euch führet, die Reise aber,

wie ich vernehme, noch ziemlich weit; daher wird Euch dies, was ich Euch aus gutem Gemüth und Herzen gebe, unfehlbar wohl zu Statten kommen, weil auf der zehnten Insel in dieser Gegend keine tauglichen Lebensmittel anzutreffen sind, und wenn man dieselben auch doppelt und dreifach bezahlen wollte." Uns kam dies Anerbieten trefflich zu Statten, indem wir allerdings noch einen guten Theil Proviant brauchten. Wir fanden hier eine solche Menge von allerlei geräuchertem und eingepökeltem Fleische, geräucherten und eingesalznen Fischen, eingemachtem und auch frischem Obstwerk, eingemachte Kohl- und Wurzelspeisen, vielerlei Sorten Getraide in Körnern, ungerechnet eine große Menge Zwieback und viele Weinfässer, die wir uns fast nicht einmal alle fortzubringen getraueten. Ich ließ alle diese Sachen durch unsere Schiffschreiber aufschreiben, und vorerst nur obenhin durch die Bank taxiren, da denn eine bedeutende Summe herauskam, die ich mit Freuden zu zahlen mich erbot. Allein, da der Statthalter vernahm, daß wir zwar den Proviant für baare Bezahlung, keinesweges aber als eine Reiterzehrung mitzunehmen gesonnen seien, schien er im vollen Ernst böse zu werden, daß wir seine Willfährigkeit verschmähen wollten, und sagte ganz verbrießlich, wie er Alles auf der Welt von guten Freunden vertragen könne, nur nicht den Hochmuth. Daher mußten wir, fast gezwungen,



uns gefallen lassen, allen diesen großen Vorrath durch seine Leute in unsere Schiffe zu schaffen.

Am folgenden Tage kam des Statthalters Gemahlin mit ihren Töchtern und Söhnen, um uns zuletzt noch einmal zu besuchen, weil sie vorgab, sie könne sonst unmöglich meinen eigensinnigen Kopf mit gelassenem Gemüthe von sich fahren sehen. Nachdem wir aber die Mittagsmahlzeit eingenommen, und in unseren Kajüten noch Einiges suchen wollten, wurden wir gewahr, daß die Statthalterin binnen der Zeit, da wir bei Tische gefessen, den Heiligen Christ gespielt, und einem Jeden eine Bescherung, zum freundlichen Andenken mit auf die Reise zu nehmen, hingelegt hatte. Diese Bescherung bestand in eben den Stücken, welche man den Portugiesen mit auf die Reise gegeben, nur mit dem Unterschiede, daß wir beide außer den kostbaren Degen und Stöcken, was das Gold- und Silbergeschire anlangte, Jeder auf seinen Antheil noch einmal so viel bekamen, als die Portugiesen bekommen hatten, und eben dies war auch an der Wäsche und den Kleidungsstücken zu bemerken.

Wie nun dies überaus kostbare Geschenk uns beide Brüder in das äußerste Erstaunen versetzte, zumal, da wir nicht wußten, wodurch wir uns in der Geschwindigkeit wieder genugsam erkenntlich beweisen sollten, so wurde meinem Bruder selbst bange. Jedoch, um meine und seine Ehre zu

retten, besann ich mich endlich, daß ich noch eine mittelmäßige Kiste stehen hatte, in welcher ungemeine Kostbarkeiten und Galanterieen, besonders für Frauenzimmer, verwahrt lagen. Diese öffnete ich, und langte einen Schatz heraus, der mehr als zwei Tonnen Goldes am Werthe betrug. Ich zeigte meinem Bruder denselben, weil er dergleichen Tändeleien bei mir sehr selten zu sehen bekommen; jedoch es schien, als ob ihm diese Sachen gar sehr wohl gefielen, weshalb er zu mir sprach: „Bruder, wenn Ihr auch dieses noch verschenken wollet, wogegen ich nichts einzuwenden habe, so dünkte ich, wir hätten unsere Sache hier wohl theuer genug bezahlt, und wenn wir auch Fürstenskinder wären.“ Er war in diesem Stück meines Sinnes, und rebete allerdings wohl die klare Wahrheit; indeß, um ihn ganz treuherzig zu machen, war meine Gegenrede folgende: „Wir müssen nicht Alles nach dem Werthe taxiren, was wir hier empfangen und genossen haben, sondern das Meiste für die viele verursachte Ungelegenheit und dagegen genossene Lust und Höflichkeit rechnen; denn ich zweifle sehr, daß ich mich Zeit meines Lebens je wieder so lustig machen werde, als es hier auf dieser Insel geschehen ist. Inzwischen werdet Ihr mir hier den Gefallen erweisen, und dem Statthalter, seiner Gemahlin und seinen Töchtern diese Galanteriewaaren als Kleinigkeiten in Eurem und meinem Namen zur schuldigen Dank-

barkeit überreichen, und dies wird sich nicht besser schicken, als nach der Abendtafel, die wir droben am Strande zu uns nehmen wollen."

Gewiß, ich hätte meinem Bruder keine angenehmere Kommission, als diese, auftragen können, und er richtete auch dieselbe, sobald wir abgesspeiset hatten, mit großer Geschicklichkeit aus. Der Statthalter gerieth nebst den Seinigen in nicht geringes Erstaunen darüber; jedoch nach langem Nöthigen ließen sie sich endlich gefallen, alles anzunehmen, mit dem Vorbehalt, sich desfalls zu anderer Zeit mit uns wieder abzufinden.

Nach eingenommener Abendmahlzeit sagte der Statthalter: „Wohlan, meine Freunde, da es mir so wohl bei Euch gefällt, und so wohl gefallen hat, während Ihr bei mir gewesen, so werde ich diese Nacht nicht von Euch weichen, sondern noch diese letzte Nacht bei Euch bleiben, und eines mit Euch trinken, bis Ihr morgen, geliebt es Gott, mit aufgehender Sonne Eure Segel aufziehet. Inzwischen freue ich mich von Herzen darüber, daß ihr guten und erwünschten Wind habt.“

Demnach war das ganze Volk, sowohl unsere als des Statthalters Leute, die ganze Nacht hindurch höchst vergnügt, ja der Statthalter wurde dergestalt lustig, daß er mit seiner Gemahlin und seinen Töchtern bei dem Scheine eini-

ger tausend Lichter und Fackeln im grünen Grase einen Tanz anhub, worin wir ihm folgten, mithin die ganze Nacht so zubrachten, bis der Tag anzubrechen begann.

Sobald die Sonne ihre Strahlen über die See herauf, unserem Ufer entgegen schickte, wurde eine Salve von fünfzig Kanonen gegeben. Hierauf erfolgte eine große Stille, die jedoch von der Besatzung auf der Festung bald unterbrochen wurde, welche ebenfalls fünfzig Kanonen lösete. Da dies vorbei war, tranken wir zu guter Letzt noch einen Kaffee mit einander, und führten dabei allerlei Gespräche, da ich denn bemerkte, daß der Statthalter und die Seinigen viel aufrichtiger und reblicher waren, als ich bisher geglaubt hatte. Denn seit etlichen Tagen hatte ich mir ihretwegen allerlei vergeblichen Kummer gemacht, der doch nun guten Theils vorbei war. Daher ging es nun erst an ein Umarmen und Küssen beim Abschiede, wobei denn auch auf beiden Seiten nicht wenige Thränen flossen. Sobald indeß das andere Zeichen zum Einsteigen in die Schiffe gegeben wurde, begleiteten wir erstlich den Statthalter und die Seinigen zu ihren Wagen, wir aber begaben uns ohne ferneren Aufenthalt auf unsere Schiffe, ließen da, nachdem die Anker schon gelichtet waren, sofort die Segel aufspannen, nochmals fünfzig Kanonen abfeuern, und fuhren in Gottes Namen von dannen.

Wir bemerkten durch Ferngläser, daß der Statthalter nebst den Seinigen wieder aus den Wagen herausgestiegen waren, und sich an das Ufer gestellt hatten, wo alle insgesammt, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, noch allerlei freundliche Komplimente machten. Da aber der Wind scharf in unsere Segel blies, nahmen wir durch Sprachröhre nochmals mündlichen Abschied von ihnen, und verschwanden hierauf in größter Geschwindigkeit unter beständigem Kanoniren, — denn der Statthalter hatte uns reichlich mit Schießpulver versorgt — aus ihren Augen, da aber der Wind hinter uns her ging, so hörten wir das Kanoniren von der Citadelle bis in die späte Nacht.

Mein Bruder hielt sich in seinem Schiffe ganz still, und gab vor, daß ihm die letztere kleine Schmauserei einige Unpäßlichkeit zugezogen; allein ich konnte bald merken, daß er am Liebesfieber krank läge, indem ihm die Abschiedsge danken vielleicht nicht aus dem Kopfe heraus wollten. Obwohl ich ihn nun schon zum öftern besuchte, so wollte ich ihn doch keinesweges kränken, sondern nahm mich unserer Sachen um so mehr und so viel als möglich ganz allein an. Jedoch nach Verlauf weniger Tage hatten wir eben nicht Ursache, an die Liebe, sondern vielmehr an das Leben zu denken, indem ein heftiger Sturm uns überfiel, der indeß nicht länger als drei Tage und zwei Nächte währte. Ich

kann nicht anders sagen, als daß sich unsere Leute recht heldenmüthig gegen Sturm, Wind und Wetter setzten, und zwar vom Größten bis zum Kleinsten, weil wir sie beständig zur Tapferkeit anspornten, außerdem aber Speise und Trank einem Leben gaben, wovon und wie viel ihm beliebte. Hierauf spürten wir zwar, daß der heftige Sturm sich legte, hörten aber auf etliche Meilen von uns ein starkes Kanoniren in der See, welches von Morgen bis fast gegen Abend währte. Endlich, da wir mit Aufbruch des Abends an Ort und Stelle des Streites kamen, erfuhren wir, daß ein englisches Kauffarthenschiff in größter Gefahr schwebte, von zwei Seeräubern genommen zu werden.

Mein Bruder sowohl als ich entschlossen uns, unter diesen Umständen dem Engländer, als unserem halben Landsmanne und Religionsverwandten, bestmöglichst zu Hilfe zu kommen, in Erwägung, daß es uns vor nicht allzu langer Zeit ebenfals wohl gedäucht, da uns die Portugiesen gegen die Barbaren zu Hilfe gekommen waren. Demnach nahmen wir den Engländer, welcher schon sehr beschädiget war, in die Mitte, und setzten den Seeräubern so heftig zu, daß das Spiel sehr bald ein anderes Ansehen gewann. Unsere Leute nämlich feuerten unvergleichlich und geschwind, besonders aber thaten, außer unseren Kanonen, die Feuermörser

das Beste bei der Sache, und machten die Seeräuber so bestürzt, daß sie weder ein noch aus wußten, ja man merkte bald, daß sie es nicht gern zum Handgemenge wollten kommen lassen, sondern im Gegentheil sich mit guter Manier aus der Schlinge zu ziehen suchten. Doch das war unsere Sache nicht, sondern es hieß damals: Friß, Vogel, oder stirb! und da einer von ihnen Miene machen wollte, den Wind zu fassen und das Weite zu suchen, wurde ihm bald vorgebeugt, mithin sahen sich beide genöthiget, sich in der darauf folgenden Nacht auf Gnade und Ungnade zu ergeben, da sie, wie es schien, unser Feuer nicht länger aushalten konnten. Wir machten ihnen den Vorschlag, entweder mit uns nach dem Kap oder nach der Insel Helena zu segeln; allein es gefiel ihnen beides nicht, weil sie vielleicht an jedem dieser Orte sich vor einer scharfen Züchtigung fürchteten. Dagegen baten sie uns inständig, ihnen den Gefallen zu erzeigen, und mit ihnen auf eine kleine unbewohnte Insel zu segeln, die wenige Meilen von da entfernt läge. Dasselbst wollten sie sich auf eine sehr billige Art und Weise mit uns absinden, und um weiter nichts bitten, als daß sie ihre Schiffe, Kanonen und Kleingewehr behalten dürften, ingleichen eine hinlängliche Menge von Pulver und Blei; was aber ihre Waaren, Schätze und Waarschaften anbelangte, so

wollten sie uns dieselben auf Treu und Glauben ausliefern indem sie dies sehr bald wieder erlangen könnten, wenn sie nur wohl bewehrt blieben.

Mein Bruder wollte anfangs durchaus nicht daran, daß man den Christenfeinden Kanonen, Gewehr, Pulver und dergleichen zur Beschädigung unserer Mitchristen lassen, sondern wollte dies Alles lieber in den Abgrund versenkt wissen. Allein, da die Seeräuber gar zu kläglich thaten, überdies uns einen theuern Eid schwuren, für drei Millionen Thaler werth an Gold, Silber und Waaren auf unsere Schiffe zu liefern, um uns darein zu theilen, da ferner auch der Engländer es für das Rathsamste hielt, nur immer zu nehmen, was wir von ihnen bekommen könnten, und dann das Schelmenpack laufen zu lassen, indem sie ja doch nicht mehr im Stande wären, uns zu beschädigen: so gab ich endlich meinen Willen auch darein, daß sie die Kanonen, Gewehre, die Hälfte des Schießbedarfs und dergleichen zum Kriegswesen Gehöriges behalten sollten. Dagegen mußten sie uns gleich auf der offenen See Alles ausliefern, so viel sie uns an Werth zu geben versprochen hatten, was sie denn auch ohne Murren thaten. Ich muß gestehen, daß sie in diesem Stück sehr redlich handelten, ja außer der bestimmten Ranzion uns noch allerlei treffliche Sachen gleichsam zum Geschenk anboten; indeß, um ihnen zu zeigen, daß wir nicht so habgierig



wie sie, sondern nur je eher je lieber von ihnen hinweg zu kommen wünschten, so ließen wir vieles in ihren Händen zurück, das wir noch wohl hätten mitnehmen und gebrauchen können.

Die armen Räuber mochten recht froh sein, daß sie noch so mit dem blauen Auge davon gekommen, hielten sich auch nicht lange mehr vor unseren Augen auf, sondern gaben ihren Schiffen die vollen Segel, und fuhren unfehlbar nach einer ihnen wohlbekannten Räuberinsel zu. Wir dagegen, da wir eine kleine unbewohnte Insel antrafen, auf welcher sich schönes frisches Wasser befand, beschloßen daselbst, nach dem ausgestandenen Sturm und Schrecken, vor Anker liegen zu bleiben und in etwas auszuruhen, bei welcher Gelegenheit wir denn unsere gemachte Beute mit dem Engländer redlich theilten, und zwar vermittelst des Looses. Er aber war so freigebig, und gab jedem von uns Brüdern noch aus Dankbarkeit für den geleisteten Beistand von seinem Antheile drei Pfund gediegenes Gold, welches wir fast gezwungener Weise von ihm zum Andenken annehmen mußten.

Schon bei Passirung der Linie war ich mit meinem Bruder darin uneinig geworden, ob wir uns nach den brasilischen Küsten hinwenden sollten, oder nicht, da ich mir einbildete, einen näheren, sicherern und bequemern Weg nach der Insel Felsenburg gefunden zu haben. Weil nun mein  
Felsenburg. V.

Bruder nicht gewohnt war, mir zu widersprechen, zumal, da ich ihm im Vertrauen entdeckte, daß ich aus gewissen Ursachen das Kap nicht gern mit unseren Schiffen berühren möchte, ließ er sich auch dies gefallen; allein der Himmel mochte es vielleicht nicht also haben wollen, sondern der Engländer mußte uns, fast wider unseren Willen, zum Wegweiser nach der Insel St. Helena dienen. Indesß hatten wir eine unvergleichlich schöne, stille Fahrt, und erreichten die erwähnte Insel eher als wir vermutheten.

Der Engländer rühmte unsere Tapferkeit, die wir bei seiner Rettung bezeigt, gegen seine Landleute ganz ungemeyn, weshalb uns dieselben alle ersinnliche Ehre anthaten. Endlich aber, nachdem wir uns nur vier Wochen auf der Insel St. Helena aufgehalten, und unsere Schiffe ergänzt und mit allen Bedürfnissen versorgt hatten, segelten wir von da ab, da ich von dort aus die Insel Felsenburg zu finden, mir allein schon zutrauete.

Wie ich nun eines Tages meinen Bruder wider seine bisherige Gewohnheit ganz heiter und bei guter Laune antraf, so fragte ich ihn erstlich um seine Religionsveränderung. Er gestand mir sie ein, und zugleich auch, was die Heirath und ihn selber anbetreffe, so habe er geschworen, daß, wenn er lebte und gesund bliebe, er längstens binnen den zwei festgesetzten Jahren wiederkommen wollte; sollte

aber ich, als sein Bruder, nach völlig verrichteten Geschäften ihn zeitiger missen können, so werde er keinen Augenblick säumen, sich auf St. Jago einzustellen, indem er nun keine Ruhe mehr habe, bis die Heirath vollzogen sein würde. Ich wünschte ihm im voraus dazu Glück, und versprach, alles anzuwenden, was mir nur immer möglich wäre, damit er nicht aufgehalten werden sollte.

Nach der Zeit und zwar bis auf diese Stunde hat er sich stets außerordentlich dienstfertig gegen mich bewiesen, auch mich immer einer Mühe und Arbeit nach der andern überheben wollen, wofür ich ihm aber meistens danke, damit er nicht glauben möchte, daß ich ein Freund der Bequemlichkeit und ein Feind der Arbeit sei.

Mittlerweile segelten wir auf dieser angenehmen Straße bei gutem Winde und Wetter mit vielem Wohlbehagen fort, und ich kann nicht sagen, daß uns etwas Verdrießliches begegnet wäre, außer die vielen gräßlichen Wunder- und Meerthiere, welche uns dann und wann beunruhigen wollten. Da meine Leute mit den letzteren ihren Spaß und Spott trieben, und viele derselben erlegten, gab ich ihnen zu vernehmen, daß es mir eben nicht gefiele, wenn sie sich mit diesen unvernünftigen Creaturen in einen Kampf einließen. Denn, obschon ich eben nicht abergläubig wäre, so könnte ich sie dennoch versichern, daß mir und meinem Geleite zum

öftern, nach Kränkung dieser Geschöpfe, das größte Unheil widerfahren, als dessen Propheten und Wahrsager sie gemeinlich zu betrachten wären. Demnach könnten sie zwar mit den Seehunden, Seelöwen, Seepferden, Seekälbern und dergleichen mehr so umgehen, wie sie wollten, weil diese zum Theil zur Speise dienten, vor allen Dingen aber sollten sie sich hüten, ein Meerwunder zu beleidigen, das irgend eine Aehnlichkeit mit menschlicher oder auch nur mit Affen Gestalt habe, als woraus, wie ich selbst erfahren, zum öfteren üble Folgen entstanden wären. Wie nun unsere Leute vernahmen, daß ich keinen besonderen Wohlgefallen an dieser besonderen Wasserjagd hatte, so stellten sie dieselbe nach und nach ein.

Bald nach dieser Lust entstand eine andere. Die Nächte wurden nämlich immer dunkler und schwärzer als gewöhnlich, was mich indeß weiter nicht befremdete, da sich dergleichen wohl öfter vor oder nach einem gehabten Sturme zu ereignen pfleget. Meine Leute aber stellten sich einstmahl um die Mitternachtstunde so wunderlich an, als ob sie von Sinnen wären. Da ich nun nach der Ursache ihres heftigen Gelächters fragte, führten sie mich auf das Oberdeck des Schiffes, und zeigten mir mit vieler Verwunderung ganze Schaaren von Irwischen, die auf der offenen See umher hüpfen, sprangen und tanzten. Die wenigsten wollten mir

Glauben beimessen, daß nichts natürlicher sei als dies, indem vielleicht die See in selbiger Gegend gegen das andere Seewasser außerordentlich salzig wäre, oder sonst vielleicht etwas Sähes und Schleimiges an sich habe.

Demnach war einer, und zwar ein alter, wohl versuchter Seemann, dermaßen beherzt und frevelhaft, daß er auf einen großen Irrwisch, den er für einen kommandirenden Officier der Irrwische ansehen und ausgeben wollte, sein Gewehr abfeuerte, denselben auch, dem Anscheine nach, so wohl traf, daß er sich schleunig untertauchte und, wie wir alle glaubten, versank. Da ich ihn nun vor dem Schusse ermahnt hatte, solche Pöffen bleiben zu lassen, so gab es ein ziemlich großes Gelächter, als gleich nach geschehenem Schusse oben vom Mastbaume herunter eine ziemlich starke Stange ihm vor die Füße fiel, so daß er noch Ursache hatte, dem Himmel zu danken, daß sie ihm nicht auf den Kopf gefallen und etwa gar ein Loch hinein geschlagen. Demnach gab es abermals etwas zu lachen; denn seine Kameraden nannten ihn nicht anders als den „Irrwisch - Schießer.“ Als aber mein Bruder, der zu mir und auf mein Schiff gekommen, sich selber über die Irrwische zu ärgern schien, sagte ich: „Still, mein Bruder, wir werden sehr bald keinen Irrwisch mehr sehen.“ Hierauf ließ ich, nicht etwa aus Frevel, sondern zu Reinigung der Luft, mit Kanonen

Feuer unter die Ferkische geben, welche denn binnen einer halben Minute schaarenweise verschwanden, oder sich in die See versenkten.

Fernerweit kann ich eben nicht sagen, daß uns Unfälle zugestoßen wären; sondern wir hatten, wie schon gesagt, eine stille und ruhige Fahrt. Zwar schienen einige von unseren Leuten darüber zu murren, daß wir das Kap vorbeigesegelt waren und sie nicht dahin gebracht hatten; allein ich stopfte ihnen den Mund durch folgende Worte: „Ihr habt mir nunmehr schon eine ziemliche Zeit bisher die Ehre gegeben, unter meinem Kommando mit mir zu fahren. Wer irgend etwas anzusetzen hat an mir oder meiner Aufführung, der thue es daher bei Zeiten, und sei übrigens versichert, daß ich die Wege zur See vielleicht besser weiß, als irgend einer unter uns. Ich bin auf dem Wege zu meinem Glück, welches alle, die bei mir sind, zugleich mit genießen sollen; denn ehe ein einziger unter uns verderben sollte, so will ich der erste sein. Es kommt nur noch auf wenige Tage an, so werdet Ihr erfahren, daß Euch der Kapitain Horn nicht übel, sondern wohl geführt hat, und ihm für seine Mühe und Arbeit Dank sagen.“ Hierauf riefen alle meine Leute aus vollem Halse: „Es lebe der Kapitain Horn, unser Vater!“

Der Himmel fügte es sodann, daß mir wenige Tage nachher alle Zeichen in die Augen fielen, welche anzeigten,

daß wir nicht weit mehr von dem lieben Felsenburg wären; darum ließ ich allen Kummer und alle Sorge schwinden, und bin nunmehr auch wirklich, wie Sie wissen, glücklich und vergnügt hier angekommen.“

---

Hiemit schloß der Kapitain Horn die Erzählung seiner Reisegeschichte, und wurde von allen Anwesenden auf das Freundlichste bewillkommt. Bald darauf wurde berathschlagt, wie es mit Ausladung der Waaren und Sachen, desgleichen mit Ausschiffung der fremden Mannschaft zu halten sei. Kapitain Horn rieth uns, die fremde Mannschaft, die bisher unter seinem und seines Bruders Befehl gestanden, nicht nach Groß-Felsenburg zu führen, sondern sie auf der Insel Klein-Felsenburg unter Zelten und Laubhütten bleiben zu lassen, den Officieren aber nur von Zeit zu Zeit zu gestatten, uns auf unserer Insel zu besuchen.

Dies wurde denn sofort beschlossen, und dem jüngeren Kapitain Horn gemeldet, worauf die beiden Schiffe an der kleineren Insel landeten, und die Mannschaft sich daselbst einen lustigen Platz zu ihrem Lager auswählte. Nachdem wir die Angekommenen mit Speise und Trank hinlänglich versehen hatten, nahmen wir die beiden Kapitaine Horn, desgleichen des älteren Kapitäns Schiffsfähnrich und des jüngeren Kapitäns Lieutenant mit uns nach Groß-Felsen-

burg. Die Fremden waren beim Anlanden nicht wenig über den herrlichen Anblick unserer Insel erstaunt, setzten sich sodann mit uns zu Wagen, und fuhren mit uns nach der Albertsburg.

Hier fanden wir im großen Saale den Regenten oben an einer langen Tafel auf einem etwas erhöhten Stuhle sitzen, während die Vorsteher und grauen Häupter der Gemeinden und die Herren Geistlichen ihm zur Rechten und Linken saßen. Nachdem sich die Fremden vor dem Regenten verneiget, wurden sie von demselben in einer kurzen Anrede bewillkommt, worauf der jüngere Kapitain Horn in einer kurzen Gegenseite antwortete. Hierauf erfolgten gegenseitige Umarmungen und Begrüßungen, und zuletzt wurde an mehreren großen Tafeln unter abwechselnder Tafelmusik gespeiset.

An den folgenden Tagen ließen sich die Fremden von den Unstrigen auf der ganzen Insel umher spazieren führen, und besahen und bewunderten alle Merkwürdigkeiten derselben, worauf wir sie nach der Insel Klein-Felsenburg zurück begleiteten. Dasselbst fanden wir denn die neu angekommene Mannschaft schon ganz wohl eingerichtet, und in der fröhlichsten Gemüthsverfassung. Nachdem wir uns drei Tage lang bei ihnen aufgehalten, fuhren wir wieder nach Groß-Felsenburg zurück, und nahmen in unseren Booten ei-



nen Theil der angekommenen Waaren und Sachen, desgleichen auch die aus den Händen der Barbaren erlösten Christensclaven mit. Da nun unter diesen letzteren besonders die Wittwe des englischen Schiffskapitains unseren Frauen in die Augen fiel, so forberten mich dieselben auf, jene zu bitten, daß sie uns ihre Lebensgeschichte erzählen möchte. Ich wagte es demnach, und fand die Dame williger dazu, als ich mir eingebildet hatte. Sie begann nämlich in Gegenwart unserer angesehensten Frauen ihre Geschichte, wie folgt.

---



## Inhalt des fünften Bändchens.

---

	Seite
Fortsetzung der Geschichte der Frau van Blac.....	7
Geschichte des Kapitains Horn. ....	81
Reisebegebenheiten des Kapitains Horn.....	209

---

